DIE PROTESTANTISCHEN MISSIONEN IN INDIEN

John James Weitbrecht

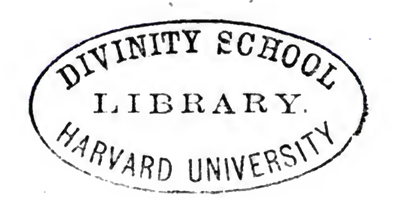


Die Protestantischen Missionen in Indien

John James Weitbrecht

Heidelberg, 1844

Inhalt.



Erstes Kapitel.

Das Land und der Character der Hindus.

Indien in alter und neuer Zeit merkwürdig. — Der ostindischen Compagnie unterworfen. — Die Indier. — Ansicht und Erzeugnisse des Landes. — Jahreszeiten. — Dörfer und Wohnungen. — Gewerbe und Handel. Schmuck. — Anzug der Männer und Frauen. — Nahrung, Hausgeräth, Lebensart. — Geselliges Leben. — Sittlicher Character des Hindu. — Ernst, würdig, fein, — aber ohne sittlichen Halt. — Unterdrückung des Zemindars. — Feilheit des eingebornen Beamten. — Bestechung. — Keine Vaterlandsliebe. — Sorglosigkeit. — Laster der Unreinheit. — Betrachtungen.

Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott. Sie taugen nichts und sind ein Gräuel geworden in ihrem bösen Wesen. Da ist keiner der Gutes thut. Gott schauet vom Himmel auf der Menschen Kinder, daß er sehe, ob Jemand klug sey, der nach Gott frage. Aber sie sind alle abgefallen und allesammt untüchtig. Da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht einer.

Psalm 53, 1—3.

Indien, das große und dicht bevölkerte Reich, im südlichen Asien, welches im Westen von dem Indus und im Osten von dem Buramputer begränzt wird, ist eines der merkwürdigsten Länder der Erde, und hat in alter Zeit so wie auch besonders in unsern Tagen die Aufmerksamkeit des civilisirten Europa auf sich hingezogen.

Schon vor Christi Geburt unternahm Alexander der Große, dem die Eroberung von ganz Vorderasien

nicht genügte, mit seinem geübten Heere einen Feldzug nach Indien, und drang im nordwestlichen Theile des Pandschabs ein, wurde aber durch einen Aufruhr der in seiner Armee entstand, zum Rückzuge gezwungen, ohne das eigentliche Indien, am Ganges hin, erreicht zu haben.

Nach Christi Geburt trat der wilde Welteroberer Dschinghis Chan auf und nahm mit seinen Tartaren-Horden Besitz vom nördlichen Theil von Hindosthan.

Mohamed der Erste kam am Ende des 10. Jahrhunderts mit seinen Mongolen von der Bergveste Ghizni herunter, und zog im folgenden Jahre, mit Reichthümern beladen, wieder heim. Von nun an folgte ein Raubzug auf den andern, bis endlich die mongolische Dynastie sich in Delhi fest setzte. Eine Reihe von Jahrhunderten seufzte Indien unter dem Scepter der Mohamedaner.

Im Jahre 1498 entdeckte der Portugiese Vasco de Gama, den Seeweg um das Cap der guten Hoffnung nach Indien, und landete im Süden an der malabarischen Küste. Beladen mit den Schätzen Indiens kehrte nun eine portugiesische Flotte nach der andern von dem reichen Lande nach dem Hafen von Lissabon zurück.

Dieß war das Zeitalter der Entdeckungen; die Völker von Europa erwachten wie aus einem langen Schlafe. Hunger nach Wissenschaft und Golddurst erregten einen starken Wetteifer, besonders unter den seefahrenden Mächten. Holland folgte dem Beispiele der Portugiesen nach: auch ihnen gelang es eine reiche Aus-

beute zu machen; und seit der Weltumsegler Franz Drake seine Fahrt vollendet hatte, dachten die Kaufleute von London mit Ernst an die Ausführung des viel versprechenden Unternehmens.

Im Jahr 1599 erhielt eine Gesellschaft von Kaufleuten von der Königin Elisabeth besondere Privilegien in Ostindien Handel zu treiben, und im folgenden Jahre sahe man die erste englische Handelsflotte den Ufern von Indien zusegeln.

Das war der Ursprung der so berühmt und mächtig gewordenen ostindischen Compagnie. Diese Handvoll Kaufleute baute einige Factoreien an der indischen Küste. Bei einem Fischer-Dörflein, zwanzig Meilen über die Mündung des Ganges hinauf, an einem seiner Ausflüsse, welcher Hugly heißt, bildete sich vom Jahre 1750 eine solche Factorei. Sie stand nahe bei einem berühmten Götzentempel, Kalighaut genannt; seitdem ist aus dem Fischer-Dörflein die Hauptstadt **Calcutta**, der Sitz des General-Gouverneurs von Indien geworden. Der Götzentempel der Hindu-Göttin Kali hat der Stadt ihren Namen gegeben, und diese Compagnie der Kaufleute ist es, die dem Mongolischen Kaiser das Scepter aus den Händen gewunden hat, und sie ist Beherrscherin eines Reiches von 135 Millionen Einwohnern geworden; — in der That eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Weltgegeschichte. Daß diese ostindische Compagnie die Zügel der Regierung mit fester Hand hält, bezeugt die Geschichte Indiens in unsern Tagen. Dost Mohamed, das Haupt der halbwilden Horden in Afghanistan,

läßt sich durch Versprechungen in das Interesse einer nordischen Macht ziehen; und diese steht im Begriffe, ihren politischen Einfluß bis an den Indus hin auszudehnen. Umsonst sind die Warnungen der Ostindischen Regierung; sie schickt eine Indobrittische Armee über den Indus; — und das Resultat ist, daß in drei kurzen Monaten die für unüberwindlich gehaltene Bergveste Ghizni erstürmt, Candahar und die Hauptstadt Cabul eingenommen, und das Land erobert wird.

Nach einer kurzen Niederlage, welche die englische Macht mehr durch lose Verrätherei, als durch die Tapferkeit der Afghanen erlitt, erobern sie die Festung Ghizni und Cabul die Hauptstadt des Landes, zum zweitenmale, und ziehen sich jetzt als Sieger über die natürliche Gränze, den Indus zurück.

Von vielen Seiten her hörte man im Laufe des vorigen Jahres den Gedanken aussprechen „die englische Regierung in Indien neige sich ihrem Ende entgegen, und der Zerfall des großen Krämerreiches habe begonnen. Manche freuten sich darüber, und Andere erblickten darin eine gerechte Vergeltung für die Ungerechtigkeiten, welche sich die Regierung gegen ihre indische Unterthanen hat zu Schulden kommen lassen. Der Friede von Nanking und der zweite Einzug der englischen Armee in Cabul haben alle diese Muthmaßungen in den Wind zerstreut. Ob die ostindische Regierung die Wohlfahrt dieses großen Reiches bezwecke und darauf hinwirke, ist eine Frage, deren Behandlung und Beantwortung nicht in meinem Plane

liegt. In mancher Beziehung getraue ich mir mit ja zu antworten. Keine andere europäische Macht würde wohl nach liberaleren Grundsätzen regieren. Indessen ist nicht zu läugnen, daß Großbrittannien die sittlich-religiöse Wohlfahrt seiner indischen Unterthanen bisher nicht gehörig beachtet, und in dieser Hinsicht wenig für das Heil desselben gewirkt hat. Erst seit einigen Jahren sind kräftige Maaßregeln getroffen worden, durch Erziehung in den Städten den höhern Classen des Volkes aus seiner moralischen und intellectuellen Zerrüttung aufzuhelfen. Wie dem aber auch seyn mag, die ostindische Regierung hat ihre Rolle noch nicht ausgespielt, sie ist von der göttlichen Vorsehung zu etwas Höherem bestimmt.

Indien ist aber nicht nur in politischer Hinsicht ein merkwürdiges Land: der moralisch-religiöse Zustand seiner Einwohner hat für den Menschenfreund und Geschichtsforscher ein besonderes hohes Interesse. Hier findet er eine Nation von 135 Millionen Einwohnern, die durch Ein religiöses System, durch das Kastenwesen und ähnliche gesellschaftliche Verhältnisse und Gebräuche mit einander verbunden sind; ein Religionssystem das über 2000 Jahre alt ist. Von der Insel Ceylon im Süden bis zu dem Himalaya-Gebirge im Norden, vom Indus bis nach dem Assam-Thale hinüber, das der große Buramputer durchströmt, huldigt der Hindu dem alten Götzensystem des Bramanismus! .....

Aber die Zeiten ändern sich auch dort: England verpflanzt seine Söhne, seine Sprache, seine Künste,

seine Wissenschaften und seine Religion, in alle seine Colonien, und das Resultat zeigt sich mit jedem Jahre auffallender in Indien: das tausendjährige Götzengebäude erzittert in seinen Grundvesten. Alles, was europäisch ist, wirkt mit Macht dahin, diese Krise hervorzubringen, hauptsächlich ist es jedoch die christliche Religion, die Predigt des Evangeliums, die Verbreitung der heiligen Schrift, was das furchtbare Götzensystem erschüttert, und ihm sein Grab bereitet.

Ich habe 11 Jahre in der Nachbarschaft des vergötterten Gangesstromes als Missionair gearbeitet. Und da mein Beruf mich täglich in Umgang mit den Hindus brachte, so hatte ich häufige Gelegenheit, dieses merkwürdige Land und Volk in allen seinen Verhältnissen, nach seinem Character, seinen Sitten und Gebräuchen, kennen zu lernen.

Es ist mir kürzlich von mehreren geschätzten Freunden der Vorschlag gemacht worden, das Resultat meiner Erfahrungen einem christlichen Publicum mitzutheilen.

In der Ueberzeugung, daß ein solches Unternehmen manchen Lesern nicht nur eine angenehme Unterhaltung gewähren, sondern auch eine lebendige Theilnahme an dem Schicksale dieses Landes, in seiner jetzigen folgereichen Uebergangs-Periode, von dem finstern sclavischen Götzenthum zu den Segnungen des Christenthums erwecken möchte, habe ich mich entschlossen, diesem Vorschlage zu entsprechen, und eine einfache, treue Darstellung jenes interessanten Volkes zu geben.

Ich beschränke mich dabei hauptsächlich auf Thatsachen, die ich und einige meiner Mitarbeiter selber gesehen, und Nachrichten, welche wir von den Hindus gesammelt haben.

Ich darf jedoch nicht vergessen zu bemerken, daß ich in meiner Darstellung besonders die Provinz Bengalen im Auge habe; von den Einwohnern derselben kann ich aus persönlicher Erfahrung reden. Obgleich das System des Hinduismus nach seinen Grundzügen in allen Theilen von Indien das nämliche ist, so sind doch die Einwohner der verschiedenen Provinzen, in manchen Gebräuchen, sowie in der Art und Weise ihres Götzendienstes, wesentlich von einander verschieden.

Ehe ich auf den ersten Theil meiner Arbeit eingehe, habe ich folgende Bemerkung vorauszusenden. Etwa ein Zehntheil von den Einwohnern von Bengalen sind Mohamedaner. Ein Theil von diesen und besonders die höhern Classen sind die Nachkommen der Mongolen, die im zwölften Jahrhundert das Land eroberten, die andern, zu welchen besonders die Dorfbewohner gehören, stammen von Familien ab, die von den Eroberen zur Annahme des Islamismus genöthigt wurden, oder aus zeitlichem Interesse zu demselben übergingen. Die ersteren sind in ihren Gesichtszügen erkennbar, und von den Hindus wesentlich verschieden. Die Herrschaft der Muselmänner ist in den Staub gesunken, aber demungeachtet ist ihr Stolz noch nicht gebeugt; sie hassen die Engländer und ihre Religion, und sind deßhalb für den Missionar viel

weniger zugänglich, als die Hindus. Manche der alten Mohamedanischen Fürstenfamilien sehnen sich — aber wohl vergeblich — nach der Zeit, da die Fahne Mohameds wieder auf den Bergvesten von Hindosthan wehen wird.

Manche Leute denken sich die Hindus als eine wilde in Barbarei versunkene Nation, etwa wie die Nordamerikanischen Indianer, oder die Tartaren in den Steppen von Hochasien, welche sich von der Jagd und dem Fischfang nähren, und ohne gewisse Wohnsitze umher treiben. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Man darf dem Hindu ohne Anstand eine Stelle unter dem civilisirten Theile der Menschheit einräumen; diese Behauptung ist in jedem Falle auf die Städte anwendbar, wo Handel und Gewerbe von allerlei Art getrieben werden.

Eine Ausnahme machen freilich die Bewohner der Gebirgsgegenden von Central-Indien, und diejenigen, welche gegen die nördlichen Gebirge hin wohnen, nämlich die Ghonds an den Quellen des Nerbudda, die Coles in Ramghur, etwas östlicher, die Tschandals und andere, die Alle mehr oder weniger im rohen Naturzustande leben; doch diese Stämme gehören eigentlich auch nicht zu den Hindus; denn ihr Körperbau, ihre Sprache, ihre Gebräuche und auch ihre Religion, unterscheiden sie gänzlich von den Hindus im Niederlande. Man ist jetzt in Indien allgemein damit einverstanden, daß jene Bewohner der Waldgebirge die eigentlichen Ureinwohner sind. Von den Eroberern des Landes, den Hindus, welche die niederen frucht-

baren Theile bewohnen, wurden sie dorthin verdrängt.

Die Hindus sind ein schöner Menschenschlag, sie haben ein verständiges, ausdrucksvolles Gesicht, einen schlanken Körperbau, man sagt sie sollen zu der kaukasischen Raçe gehören, zu der auch wir Deutsche uns zählen. Ihre Hautfarbe ist braun; es gibt aber viele Schattirungen, je nachdem sich der Mensch mehr oder weniger der Sonnenhitze oder der Witterung aussetzt. Ich habe reiche, im Luxus versunkene, Hindus gesehen, deren Haut nicht brauner ist, als die der Spanier, und wieder andere von den niederen Classen, beinahe so schwarz als die Neger. Von Natur ist der Hindu in Bengalen schlank und etwas schwächlich, in den nordwestlichen Provinzen von Hindosthan, Benares und weiter hinauf, fand ich ihn viel kräftiger und muskulöser im Körperbau. Nur diese werden von der Regierung zum Militärdienst angeworben. Diese eingeborne Truppen, welche man Seapoys heißt, stehen unsern europäischen in physischer Kraft gar wenig oder gar nicht nach, und haben sich im letzten afghanischen und chinesischen Krieg ebenso tapfer, treu und ausdauernd als die englischen erwiesen.

Bei weitem die Mehrzahl der Einwohner von Bengalen und wohl von ganz Indien treiben Feldbau. In Bengalen wird vorzüglich der Reis gebaut, er gewährt in der Regel eine reichliche Erndte, außer wenn es an Regen gebricht, oder wenn, was nicht selten geschieht, das Land von Ueberschwemmungen heimgesucht wird. Außer Reis, was die Hauptnah-

rung der Hindus ausmacht, pflanzen sie auch Zuckerrohr, besonders im niedern Bengalen. Die Staude ist dem Mais, oder Welschkorn ähnlich; im Februar, wenn sie reif ist, wird sie abgeschnitten, und mit zwei cylinderförmigen Stücken Holz ausgepreßt, gekocht und als gelber roher Zucker auf den Markt geführt und verkauft. Indessen verstehen sich die Hindus auch auf das Raffiniren des Zuckers; der reinste weiße Zucker wird in Burdwan bereitet und kommt dem weißen Zucker bei uns ganz gleich.

Nach der Reis-Erndte, die im October und November eingesammelt wird, säen die Hindus an manchen Orten Waizen, Wicken, Erbsen und andere Hülsenfrüchte. Wenn sie mit dem Wässern fleißig sind, oder im Dezember Regen erhalten, dürfen sie sich einer zweiten Erndte erfreuen und ich habe im Februar, besonders in dem District von Kischnagore schöne Waizenfelder in voller Reife gesehen.

Indigo wird von europäischen Pflanzern in Bengalen und höher an den Ufern des Ganges hinauf, gebaut. Die Bereitung des Indigo geschieht auf folgende Weise: Eine Pflanze die dem hohen Klee ziemlich ähnlich ist, wird in der Nachbarschaft der Flüsse, besonders in der fetten Schlammerde des Ganges gebaut. Wenn sie völlig ausgewachsen ist, erreicht sie eine Höhe von 4 Fuß, wird dann abgeschnitten und auf Karren nach der Factorei geführt. Hier wirft man sie in einen von Backsteinen gebauten Behälter, und füllt ihn mit Wasser. In den schwülen Sommernächten des Monats August geräth die

Pflanze in Gährung, welche nach 10 oder 12 Stunden die gehörige Reife erhalten hat. Das Wasser, welches eine grüne Farbe annimmt, wird nun in einen zweiten Behälter abgelassen, und die Pflanze auf den Dunghaufen geworfen. Eine Anzahl Hindu Taglöhner begeben sich in das Wasser und peitschen es zwei Stunden lang mit einer Art Schaufel; durch diese Operation wird dem Wasser eine Quantität Sauerstoffgas mitgetheilt, was die Folge hat, daß das Wasser allmählig eine schöne blaue Farbe erhält; diesen Proceß heißt man die Granulation, und sobald man in dem Wasser einen blauen Staub erblickt, ist derselbe vollendet, nach einigen Stunden setzt sich derselbe, das Wasser wird abgelassen, und auf dem Boden befindet sich ein blauer Brei, der sorgfältig herausgenommen und in einen kupfernen Kessel geworfen und gekocht wird, um alle animalische Substanzen zu tödten. Aus dem Kessel kommt der blaue Brei unter die Presse, und die solide Masse wird nun in viereckigte Stücke geschnitten, mit dem Namen des Eigenthümers gestempelt, und zum Trocknen auf Bretter gelegt. Zwei Monaten nachher werden sie in Kisten gepackt und zum Verkauf und Verschiffung nach Calcutta geschickt.

Die Ausfuhr von diesem wichtigen Handelsartikel, beläuft sich jährlich auf ungefähr 125,000 Kisten *); der größere Theil davon geht nach England. Außer den genannten Artikeln wird in manchen Theilen viel

*) Jede Kiste enthält etwa 150 Pfund Indigo.

Baumwolle und Tabak gebaut, auch die Seidenzucht wird mehr und mehr eingeführt.

Vom Düngen der Felder wissen die Hindus nicht viel; meistens wird der Dünger zum feuern gebraucht; der Boden hat es auch nicht viel nöthig, da die Ebenen des Ganges aus einer reichen angeschwemmten Schwammerde bestehen, die sehr ergiebig ist. Ich möchte nicht wagen zu behaupten, daß der Hindu als Landmann so fleißig und arbeitsam sey, als unsere Würtemberger Ackersleute und Weingärtner, das läßt sich aber auch in einem tropischen Clima nicht erwarten, und ist nicht so nothwendig, da die Erde ohne viel Arbeit beinahe Alles von sich selbst hervorbringt. Ein krummes Stück Holz mit einem spitzigen Eisen am Ende, ist ihr Pflug; ein Werkzeug, halb Spaten, halb Hacke, mit einem nur 14 Zoll langen Stiel dient ihnen zum Graben, Felgen, und überhaupt haben sie außer einer einfachen Egge, an deren Statt nicht selten ein Bündel Dornen gebraucht wird, keine andere Werkzeuge zum Ackerbau. Der einfache Pflug, an dem wohl seit 2000 Jahren nichts verändert worden ist, wird von ein Paar mageren Ochsen oder Kühen gezogen. Die Erde wird zwei oder drei Zoll tief aufgeritzt, tiefer unten wird der jungfräuliche Boden nirgends berührt und doch wächst ein Jahr nach dem andern alles was der Landmann hineinstreut in Hülle und Fülle auf, und reift zur Erndte heran.

Die Regierung bezieht ihre Einkünfte hauptsächlich von der Boden- oder Grundsteuer; diese nimmt dem Landmann in der Regel die Hälfte und in ergiebigen

Gegenden oft zwei Drittheil des Ertrags hinweg. Reiche Pächter oder Zemindars, welche ganze Districte von der Regierung pachten, ziehen diese Steuer ein und machen dabei ihren guten Profit; dieses Pachtsystem halte ich für das Unglück des Landes, indem das arme Landvolk von den Zemindars unbarmherzig unterdrückt und ausgesogen wird.

Von Baumfrüchten sind die Palmen, Tamarinden, Mangoes, Cocos-Nuß, Granat-Aepfel, Plantanen, Orangen, Limonen, Quaves, Loquerts, Litschis und andere zu bemerken. Die Ananas wächst im Ueberfluß. Im District von Sylhet im nordöstlichen Theil von Bengalen, gibts ganze Wälder von den besten Orangen, ganze Boot-Ladungen bringt man davon nach Calcutta herunter, es ist eine köstliche erfrischende Frucht. Das Mineralreich ist in Indien beinahe noch unberührt. Steinkohlen gibts im Burdwan-District im Ueberfluß. Eisenstein in anderen Theilen von Bengalen. In mehreren Flüssen waschen die Eingebornen Gold aus dem Sande.

In der Provinz von Bengalen und im nördlichen Theil von Hindosthan gibt es nur drei Jahrszeiten; nämlich vom Monat März bis zum Juni ist die heiße Zeit; von der Zeit der Sonnenwende bis October: die Regenzeit; und vom November bis Februar: die kühle Zeit oder der bengalische Winter. Während der heißen Zeit ist es sehr trocken; das Erdreich wird dürre und sieht verbrannt aus, nur wo sich Wasser in der Nähe befindet, sieht man etwas Grünes, die Landstraßen sind mit Staub bedeckt, und

der glühende Wind treibt ihn im Wirbel durch die Luft. Das Thermometer steigt im Schatten auf 95 bis 105 Grade Fahrenheit, in der Sonne aber nicht selten auf 20—30 Grade höher. Bisweilen wird die übermäßige Hitze durch Gewitter abgekühlt, welchen ein furchtbarer Sturmwind vorangeht, der oft Bäume entwurzelt und die Hütten der Hindus zerstört. Man nennt diese Gewitter in Bengalen „Nordwester", weil sie von jener Gegend herkommen. Der Sturm führt dichte Massen von Staubwolken daher, der Tag verwandelt sich in wenigen Minuten in dunkle Nacht, wir mußten oft des Nachmittags im Hause Lichter anzünden; diese grauenvolle, unzeitige Dunkelheit, ist durch starke Blitze erleuchtet, und ein Donnerschlag folgt auf den andern. Vor einigen Jahren schlug der Blitz in das Haus einer englischen Familie, nahe bei meiner Wohnung und zerriß die Mauer oben vom Dach, bis auf den Grund. Ein Diener im Hause wurde zu Boden gestürzt, kam aber nach einiger Zeit wieder zur Besinnung. Vor einigen Jahren wurden nahe bei dem Hause eines Freundes in Calcutta, bei dem wir uns befanden, drei Hindus vom Blitze erschlagen. Im Jahre 1842 ritten zwei Engländer in Bengalen durch ein Feld, und ein furchtbares Ungewitter kam ihnen auf den Hals. Ein Blitzstrahl schoß vor ihren Augen herunter, das war grauenvoll, rief der eine aus; erhielt aber keine Antwort, wie er nach seinem Freund sich umsahe, fand er, daß er auf dem Pferde vom Blitze getroffen und getödtet war. Man kann sich in einem nördlichen Clima kaum eine Vorstellung

von der Wuth der Elemente in tropischen Gegenden machen.

Nachdem der Sturm eine Weile gebraust hat, entladen sich die Wolken in schweren Regengüssen, und der Tag zeigt sich wieder. Bisweilen geht aber der Sturm auch ohne Regen vorüber.

In der Mitte oder gegen das Ende Junis stellt sich die jährliche Regenzeit ein, welche im Anfang gewöhnlich von diesen furchtbaren Stürmen begleitet ist.

Vor diesem Uebergang glühender Hitze zur Regen-Witterung, wird es meist mehrere Tage windstill und dann ist die Hitze unerträglich, die Creatur seufzt und schmachtet im ächten Sinne des Worts nach Erfrischung und Kühle. In Calcutta werden die Getränke mit Eis gekühlt, aber im Innern des Landes müssen wir diese Erfrischung entbehren. Freilich gefriert es auch in der kalten Zeit nie, und nur in nördlicheren Breite-Graden gegen Benares und Agra hin sieht man in wenigen kalten Morgen des Januar Reifen auf dem Felde. Meine Leser werden daher begierig seyn zu wissen, wo die Einwohner der Stadt der Paläste diesen erwünschten Luxusartikel das **Eis**, herbekommen.

Darauf dient zur Antwort, daß jährlich mehrere Schiffsladungen von Boston in Nordamerika nach Calcutta gebracht werden. Zwischen die Eisblöcke packt Bruder Jonathan auch eine Quantität Aepfel, die immer guten Absatz finden, da in Bengalen keine unserer Obstarten fortkömmt. Von Benares weiter

nach Norden geräth jedoch der Weinstock, und unsere Freunde dort haben in der heißen Jahrszeit schöne Trauben in ihren Gärten. Auf dem Markte in Calcutta verkauft man den Amerikanischen Apfel für 12 bis 20 Kreuzer, dagegen kann man eine schöne Ananas, die hier einige Gulden kosten würde, für 3 oder 4 Kreuzer haben.

Bengalen ist, wie ich vorhin erwähnte, von den Mündungen des Ganges bis auf hundert Stunden hinauf eine unübersehbare Ebene, die nur durch einzelne Gruppen von Palmen, Tamarinden und Mangoebäumen unterbrochen wird; zwischen diesen ragen die Hütten der Hindus hervor; die Mauer derselben ist von Erde, an manchen Orten auch nur von Matten verfertigt. Die reichern Classen bauen von Backsteinen. Ueber der Leimen-Mauer errichten sie ein Dach von Bambus und bedecken es mit Stroh. Jede halbe Stunde stößt man auf ein Dorf; der bevölkertste Theil von Deutschland enthält wohl nicht mehr Einwohner als dieses fruchtbare Flächen-Land. Dörfer mit 5 bis 10,000 Einwohner sind gar nichts Ungewöhnliches. Mit viel Fleiß und Mühe werden die Stellen, wo ein Dorf angelegt ist, erhöht. Die Ursache davon ist leicht zu errathen.

In der Regenzeit sind diese Ebenen vom Wasser bedeckt. Wohl regnet es in Bengalen in den vier nassen Monaten soviel, als bei uns in vier Jahren. Im Monat Juni und August strömt es in Fluthen herunter. Der Hindu pflügt im Wasser, und wenn der Schlamm tüchtig durch einander gerührt ist, setzt

er die Reispflanze, die er vorher so dick, wie bei uns der Gärtner ein Salatbeet, gesäet hat, in die weiche Masse hinein, die nun im Wasser aufwächst.

Im September lassen die Regen etwas nach und wie sich diese im Juni eingestellt haben, so ziehen im October die letzten Wolken gewöhnlich unter furchtbaren Stürmen davon. Diese Octoberstürme sind etwas Grauenvolles, dauern oft mehrere Tage und richten schreckliche Verheerungen an.

Die Flüsse steigen während der Regenzeit zu einer außerordentlichen Höhe. Wo das Land niedrig ist, sind sie mit Dämmen verwahrt; die von der Regierung mit vielen Kosten unterhalten werden. Gar häufig aber durchbricht bei außerordentlicher Wasserhöhe der Strom seinen Damm, und die wilde Fluth stürzt auf die unbeschützten Ebenen herein. Augenzeuge einer solchen Wassersnoth war ich im Jahr 1834 auf unserer Missionsstation in Burdwan. Der eine viertel Stunde breite, Damuter-Fluß durchbrach um Mitternacht seinen Damm, und schoß wie ein Waldstrom auf unsere Felder herein. Vom flachen Dache des Missionshauses, wohin ich mich flüchtete, sahe ich im Mondschein, wie die wüthende Fluth ein Hindudorf nach dem andern wegschwemmte.

Der Richter des Districts, ein menschenfreundlicher Mann, unternahm auf einem großen Elephanten den gefahrvollen Weg, und kam eine halbe Stunde weit durchs Wasser um mich zu retten, da er gehört hatte, daß mein Haus vor dem Einsturz nicht sicher war. Ich konnte meine Hindu-Gemeinde, die um mich her

versammelt war, nicht verlassen, und kaum hatte der liebe Freund auf der Rückkehr die Brücke eines andern Flusses, welche in die Station führt und die unter dem Tritte des Elephanten zitterte, überschritten, als vom Drange des Wassers zwei Bogen derselben einstürzten. Viele Einwohner verloren in dieser Wassersnoth ihr Leben, andere ihre ganze Habseligkeit. Nicht selten verheert der Strom die Felder, und bedeckt sie mehrere Fuß hoch mit dürrem Sand, so daß das Land Jahre lang wüste liegen muß, bis endlich die üppige Vegetation wieder einen urbaren Boden bildet.

Ich fand die trockene Hitze im Mai noch erträglicher, als die dämpfige Schwüle im September, wo das durchnäßte Land in der Sonnenglut austrocknet, das Laub und das üppig aufgeschossene Pflanzenreich verfault und auf diese Weise ein schädliches Miasma, eine giftige Luft erzeugt wird. Dann athmet der arme Fremdling in dem die Geistes- und Leibeskräfte niederdrückenden Clima mit jedem Athemzug eine Quantität von Cholera und Fieberstoff ein, der früher oder später die gefürchtete Wirkung hervorbringt. Ebendeßwegen ist das Ende der Regenzeit bei weitem die ungesundeste Periode im Jahre. Hier ist die Ursache, daß nach einer richtigen Berechnung der Missionar in Bengalen im Durchschnitt nur 5 — 6 Jahre lebt.

Alles sehnt sich nun nach der kühlen Jahrszeit, die zu Anfang Novembers eintritt, und jetzt ist es gut seyn in diesem Lande: der Europäer lebt wieder auf,

und kann sich frei umher bewegen. Ein Dezember-Morgen in Bengalen ist wie unsere Maimorgen in Deutschland. In unsern Gärten wachsen nun alle Arten von europäischen Küchengewächsen. Auch die Sommerflora der nordischen Gegenden blüht und wir fühlen uns eine kurze Zeit einigermaßen in ein europäisches Clima versetzt. Im Januar wird es gewöhnlich etwas kühler, weil der Nordwind von den Höhen des beschneiten Himalaya herunterbläst; aber schon im Februar kömmt die steigende Wärme wieder, und ist des Nachmittags der unsers höchsten Sommers gleich.

Außer dem Ackerbau und der Viehzucht, beschäftigt sich der Hindu mit Handel und allerlei Gewerben; aber diese finden sich ausschließlich nur in Städten oder großen Dörfern. Die gewöhnlichsten Handwerker sind der Weber, Zimmermann, Schmidt, Barbier, Wäscher und Korbflechter. In Baumwollen-, Spinn- und Webereien haben es die Hindus in alten Zeiten schon zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Die feine Byssus soll zur Zeit der Ptolomäer und Römer von Indien gebracht worden seyn. Die Stadt Dacea war vor Jahrhunderten schon wegen ihrer wunderschönen Mousline berühmt. Ein kleines Stück wurde oft für 50 bis 80 Rupien verkauft. So außerordentlich fein waren diese Zeuge, daß, wenn auf dem Grase zur Bleiche ausgebreitet der Thau auf sie fiel, sie nicht mehr gesehen werden konnten. Leider hat jetzt die Einfuhr von englischem Garn und Baumwollenwaaren, mit denen das ganze

Land gleichsam überschwemmt wird, den Hinduwebern vielen Schaden gebracht und, wie die bedauernswerthen Leute mir oft klagten, tausende von Familien in die Armuth und ins Elend gestürzt.

In Städten gibt es geschickte Gold- und Silber-Arbeiter; denn die Vornehmen des Volks und das Hindufrauenzimmer besonders hat eine große Freude an Zierrathen; die armen, unwissenden Geschöpfe wissen nichts von höheren Vergnügen. Beinahe alle die verschiedenen Putz-Artikel, welche der Prophet Jesaias an den jüdischen Damen aufzählte (Cap. 3, 16—23.) werden von den Hindudamen getragen; sie haben Halsgeschmeide, Stirnbänder, Ohrenringe und Ringe an den Knöcheln; Armspangen oft von der Hand bis zum Ellenbogen hinauf, und was mir immer am meisten auffiel, auch Nasenringe. Wenn der Hindu einige Gulden erspart, verschwendet er sie gewöhnlich in solchem Schmuck für seine Frau und seine Kinder, und die erstere berechnet seine Zuneigung zu ihr nach der Menge und dem Werthe von Zierrathen, mit denen er sie behängt.

Sind die Leute nicht im Stande, goldene und silberne zu kaufen, so begnügen sie sich mit wohlfeileren von Messing, Kupfer, Bein und gefärbtem Thon.

Andererseits aber befassen sie sich mit vielen Sachen nicht, die nach unserer Ansicht zur Leibesnahrung und Nothdurft gehören; theils darum, weil der Mensch, welcher in einem heißen Clima zu Hause ist, viel weniger natürliche Bedürfnisse hat, als wir in

unserer kälteren Heimath. So würde zum Beispiel der Strumpfweber bei den Hindus einen schlechten Markt machen, da sie das ganze Jahr keine Strümpfe anziehen, weil sie keine brauchen, und die reichen und englisch gebildeten Hindus, welche jetzt in Calcutta in weißen Strümpfen einhergehen, hat gewiß nur eitle Nachahmungssucht zur Annahme dieser neuen Kleider bewogen. Der Schuster würde auch nicht viel lösen, denn nur die höheren Classen tragen Schuhe; Sandalen von Holz oder Leder gemacht, sind etwas gewöhnlicher, aber die Mehrzahl der Einwohner geht baarfuß. Die Kleiduug der Hindus ist ungemein einfach, sie besteht aus einem langen baumwollenen Stück Zeug, entweder gebleicht oder gefärbt, das um den Unterleib befestigt wird, gerade wie es vom Webstuhl kömmt; bei festlichen Gelegenheiten hüllen sie den obern Theil in ein zweites ähnliches Gewand, beim Reisen gurten sie dieses um die Lenden, auch beim Arbeiten ist dieser Theil des Leibes unbedeckt. Die Frauen kleiden sich nur in ein Stück Zeug, das sie auf eine artige Weise um sich winden, so daß es in zierlichen Falten den Körper bedeckt. Kinder gehen bis zum sechsten und achten Jahre ohne alle Bekleidung.

Der Hindu am Ganges gebraucht den Reis als Hauptnahrung; er wird auf mancherlei Weise zubereitet aber gewöhnlich im Wasser gekocht, doch so, daß die Körner sich nicht auflösen. Sie bereiten dazu ein Zugemüse das von Gemüsarten, Fischen, oder auch Fleisch mit Oel und allerlei Gewürzen bereitet

wird. Ochsen- und Kalbfleisch ist ihnen ein Gräuel, weil die Kuh bei ihnen göttliche Verehrung genießt; aber Wildpret, Ziegen, Schaafe und anderes Fleisch wird von ihnen häufig gespeist. Daß dieses nicht allgemein geschieht, ist weniger religiösem Vorurtheile zuzuschreiben als der einfachen Thatsache, daß bei weitem die größte Anzahl der Landleute zu arm ist, sich Fleischspeisen anzuschaffen. Löffel, Gabel und Messer hat der Hindu gar nicht nöthig; ebensowenig einen Tisch oder Stuhl; denn der Reiche und Arme sitzt mit überschlagenen Beinen auf seiner Matte.

Ein reicher Hindu, Bruder des Rajah von Burdwan, sagte mir einmal, „Ihr Europäer wißt nicht was gut ist, sonst würdet ihr nicht mit dem Löffel essen.“ Er wollte mir damit zu verstehen geben, es sey viel besser und schmackhafter, wenn man den Reis und das Currie erst mit den Fingern tüchtig vermenge, und zusammen knete, wie die Eingebornen zu thun gewohnt sind. Ein Pfund Reis kauft man um weniger als einen Kreuzer; alle Arten von Gemüsern sind verhältnißmäßig eben so wohlfeil und ein Hindu-Arbeiter kann sich mit Weib und Kindern für vier Gulden des Monats ohne Schwierigkeit ernähren. Das Salz ist ein Monopol der Regierung, und verhältnißmäßig theuer; da sie es für einen fixen Preis verkauft, und während es der Ostindischen Compagnie zwei Millionen Pfd. Sterling jährlich in ihre Schatzkammer bringt, ist der arme Hindu genöthigt, es gar spärlich mit seinem Reis zu genießen und während Tausende von reichen Engländern diese Millionen an

der wohlbesetzten Tafel verschwelgen, sieht man in den bengalischen Dörfern hundert tausende der armen Geschöpfe mit schwächlichem Körper einhergehen, denen die Selbstsucht ihrer fremden Herrscher das Salz diese nöthige Würze der Speisen, vorenthalten oder des hohen Preises halber nur spärlich zugemessen hat. Oft wunderte ich mich über die graue Farbe des Kochsalzes in jenem Lande; die boshaften bengalischen Kaufleute, welche es von der Regierung kaufen, vermischen es mit Asche, und so wird der Arme auf's doppelte betrogen. Und während ein Monopol den hundert Millionen Hindus einen Haupttheil der menschlichen Nahrung entzieht, ist das andere wo nicht geflissentlich, doch in seinen schrecklichen Folgen darauf berechnet, eine ferne Nation von 300 Millionen zu vergiften. Ich meine die Bereitung des Opiums, welches ausschließlich in den Händen der ostindischen Regierung ist, und ihr jährlich einen reinen Gewinn von dritthalb Millionen Pfund Sterling einbringt, und die Veranlassung zu dem letzten chinesischen Kriege war, dessen Unkosten die Chinesen jetzt mit 21 Millionen Thalern zu bezahlen haben.

Die Lebens-Art der Hindus hat etwas patriarchalisches, und ist ungemein einfach; auf einem kleinen Raume, der mit einer Mauer umgeben, oder mit einer Hecke eingezäunt ist, sieht man 5 bis 6 Hütten neben einander gebaut. Hier wohnt der Großvater mit Söhnen und Enkelsöhnen, und das Land wird unter der Leitung des Alten gemeinschaftlich gebaut. In der Hütte des Landmannes besteht der ganze

Hausrath aus einigen irdenen Töpfen zum Kochen, und einigen Tellern von Messing zum Essen. Bei ärmeren Leuten muß gar oft ein Plantanenblatt die Stelle des Tellers ersetzen. Dazu kömmt noch ein Lota oder rundes Gefäß von Messing, mit engem Hals zum Wasser holen, eine Matte, die des Nachts zum Schlafen und des Tages zum Tischtuch dienen muß; ein Mora oder Schemel, aus geschlitzten Bambus zusammen geflochten, und ein Korb von ähnlichem Stoffe zum Aufbewahren der Kleider und anderer Habseligkeiten; vielleicht steht auch in einer Ecke ein mit dem Beil grob gearbeiteter Stuhl, bei vermöglichern Hindus wird der geringe Bambuskorb durch eine geschlossene Kiste von hartem Holze ersetzt. Damit ist aber auch das ganze Inventarium zu Ende. Hat sich der Hindu einige Rupies erspart, und seine Frau ist schon mit den nöthigen Zierrathen an Händ' und Füßen versehen, so kauft er sich auch ein Bett zu dem sparsamen Hausrath. Daran hat aber die Modesucht seit zweitausend Jahren wohl nichts verändert; denn es besteht aus vier zusammengenagelten Stücken Holz mit kurzen Füßen. Einige grobe Stricke werden in die Länge und Quere darüber hergezogen; die von dem Blatte des Palmbaumes (**Palma lunei-folia**) geflochtene Matte wird darauf hingelegt, ein Kissen wird mit grober Baumwolle oder den Fasern der Cocosnuß ausgestopft und jetzt ist das Bett fertig.

Daß es aber nicht allein bei Nacht benützt wird, kann ich als Augenzeuge versichern; denn der Hindu macht sich kein Gewissen daraus, auch einige Tages-

stunden zu verschlafen; vom Lesen und Studiren ist er mit Ausnahme der Braminen, kein großer Freund.

Das gesellschaftliche und Familienleben hat durch das Religions-System, seinen eigenthümlichen Character erhalten. Der Mann ist Herr im Hause im strengsten Sinne; die Söhne und Großsöhne ziehen den Alten gewiß immer zu Rath; das Weib gilt nichts und wird wo nicht verächtlich, doch gleichgültig behandelt. Der junge Knabe schon wird mit mehr Rücksicht und Achtung behandelt als die Mutter, die ihn geboren hat. Unter den höhern Classen lebt sie abgeschieden, im einsamen Gemach. Ihr Daseyn hat eigentlich nichts mit dem gesellschaftlichen Leben zu thun; aus dem einfachen Grunde, weil nach den religiösen Büchern das Weib eine geringere Art von Wesen und von Geburt an weit unter dem Manne zu stehen bestimmt ist. Dieses heillose System hat seine natürliche Wirkung hervorgebracht. Das Mädchen erhält keine Erziehung. Die Mutter hat keinen Einfluß auf ihre eigenen Kinder. Der Hindu weiß nichts vom Edlen, Schönen, von dem Glück des Familienlebens.

Sonst sind die Leute gesellschaftlich; des Morgens und Abends sieht man sie gruppenweise zusammen sitzen und aus der Cocosnuß-Pfeife Tabak rauchen. In der Mitte des Dorfes, auf einem offenen Platze, unter schattigten Bäumen und vor den Götzentempeln versammeln sie sich häufig und vertreiben sich die Langweile durch gegenseitige Unterhaltung. Häufig

sieht man sie beim Würfelspiel versammelt. Auch haben die niedrigen Classen der Sudras ihre Trinkgelage und Wirthshäuser, und Berauschung ist etwas Gewöhnliches unter Palankin-Trägern und andern die um Lohn arbeiten. Sie trinken den Saft des Palmbaumes, der angenehm süß schmeckt, aber nach der Gährung berauschend wird. Auch bereiten sie aus geröstetem Reis einen ähnlichen Trank, und aus Waldbeeren eine Art von Branntwein.

In den Städten genießen manche Hindus heimlich oder öffentlich Branntwein, Kirschenwasser und andere geistige Getränke; europäische Civilisation hat auch europäische Laster unter den Hindus einheimisch gemacht.

Die Hauptgelegenheiten zur Geselligkeit sind die Götzenfeste. Hier sieht man sie bei Tausenden versammelt. Außer ihrer religiösen Bedeutung, kann man diese eigentlich ihre Volksfeste nennen. Der zusammenströmenden Menschenmasse ist es dabei hauptsächlich um Belustigung zu thun. Was die Hindus ihre Gottesverehrung und Andacht nennen, verträgt sich gar gut mit Saufgelagen und Mahlzeiten. Hunderte von Boutiken werden bei solchen Götzenfesten aufgeschlagen, und allerlei Spielwaaren und Eßbares zum Verkaufe ausgeboten. Die tolle Menge sitzt da beim Spiel; musikalische Instrumente, besonders Trommeln, Pauken und Trompeten begleiten die schändlichen Lieder, die sie ihren Götzen zu Ehren aus vollem Halse singen. Hier ist der Platz, wo sie fühlen und es fühlen lassen, daß sie alle Hindus sind. — Von Patriotismus, von Gemeinsinn wissen sie nichts: in

dem ganzen Reiche ist auch nirgends ein Ort, wo an ein gemeinsames Zusammenwirken für wohlthätige Zwecke oder das allgemeine Beste gedacht wird. Das Joch der Mohamedaner, unter welchem die Nation tausend Jahre lang seufzte, hat die letzten Spuren von Patriotismus erstickt. Nur wenn für das Fest des Durga oder des Schiwa ein Götzenbild zu verfertigen ist, und hungrige Braminen zu speisen sind, muß die ganze Einwohnerschaft des Dorfes ihren Theil zur Bestreitung der Kosten beitragen. Nichts anderes als eine höhere Bildung des Geistes und Herzens, nur die Civilisation, welche aus der Verehrung des wahren Gottes sich praktisch in einem Volke entwickelt, kann ein National-Gefühl unter den Hindus erwecken; das Götzenwesen hat die verschiedene Kasten in Atome zerrissen, es muß untergehen, ehe sich etwas besseres von ihnen erwarten läßt.

Ich hoffe, es ist mir einigermaßen gelungen, durch die gegebene Beschreibung meinen christlichen Lesern ein anschauliches Bild von der äußern Erscheinung und dem Leben des Hindu zu verschaffen. Ich habe nun noch in einigen Zügen seinen moralischen Character im Speciellen zu schildern. Der Hindu ist unstreitig von milder, sanfter Natur. Der Fremdling, welcher an den Ufern von Indien landet, erhält bei seinem Eintritte ins Land einen lieblichen Eindruck von dem höflichen, feinen Benehmen der Eingebornen gegen den Europäer. Wo sie demselben auf der Straße begegnen, machen sie, besonders auf dem Lande eine tiefe Verbeugung, berühren mit der

Rechten die Stirne und sagen: „Salam Saheb;" (Friede mein Herr.) Sogar der vornehme Babu, welcher in seinem Palankin daher getragen wird, steigt aus und grüßt den Europäer stehend, besonders wenn dieser ein Beamter ist. Dieß ist Landessitte unter dem Volke selber, und der Geringere begegnet dem Höhern immer auf dieselbe Weise. Wenn der Hindu den Europäer besucht, so läßt er zwar den Turban auf dem Kopfe, zieht aber dafür seine Schuhe aus, und tritt baarfuß ins Zimmer, jedoch gewiß nie ohne sich vorher anmelden zu lassen. Seine Anrede ist höflich und sein ganzes Benehmen äußerst ehrfurchtsvoll und polirt. Er gebraucht dabei seine orientalische Bildersprache. „Heute ist mir die Sonne mit lieblichen Strahlen aufgegangen, daß ich Ihr Angesicht sehen darf." — Fragt man ihn nach seinem Befinden, so antwortet er: „Durch Gottes Gunst und Ihr freundliches Wohlwollen erfreue ich mich einer guten Gesundheit." Bittet man ihn niederzusitzen, so verbeugt er sich erst und berührt mit seiner Hand den Boden als Zeichen seiner Niedrigkeit und Anerkennung der Gunst die ihm wiederfährt.

Hätten die Hindus die Vortheile, welche der Engländer und Deutsche durch seine höhere Bildung genießt, so würden sie unstreitig bald unter die artigsten und civilisirtesten Nationen gerechnet werden. Mit diesem Characterzug verbinden die höheren Classen einen Ernst und eine würdevolle Haltung, die beim ersten Anblick Achtung und Respect einflößen muß. Dabei ist der Hindu von Natur nüchtern, ruhig, von con-

templativer Art. Seine Religionsgrundsätze haben ihm diese Richtung des Gemüthes gegeben, der religiöse Hindu wird nicht leicht vergessen, daß die Bezähmung und Ertödtung der Leidenschaften besonders des Zorns, ihn zur Gottheit erhebt, und in der nächsten Seelenwanderung seine Seele in ein edleres Wesen verwandelt.

Ich wünschte diese liebliche Seiten des Hindu-Characters würden nicht durch dunkle, ja schwarze Züge entstellt. Aber leider fehlt es bei ihm durchaus an einem moralischen Grund und Boden. Mit seiner Höflichkeit ist Schmeichelei und kriechendes Wesen gepaart; hinter seinem angenehmen Aeußern liegt nur zu oft Falschheit und Betrug verborgen. Der Hindu ist ein Lügner über alle Maaßen. Es ist ihm unbegreiflich, daß es Menschen geben soll, die immer die Wahrheit sprechen. Als ich sie bisweilen fragte, ob es nicht viel besser wäre, wenn sie sich im Handel und Wandel aufrichtig benehmen würden, erhielt ich die zum Sprichwort gewordene Antwort: „wer nicht lügt, kömmt in der Welt nicht fort!“ Lügen und Stehlen gehen immer Hand in Hand.

Jeder Europäer, der mit Bengalesen zu thun hat, erfährt das zu seinem eigenen Schaden. Nichts ist vor den Dienstboten sicher; jedes Kleidungsstück und Geräth, Mundvorrath u. s. w., das ihnen nicht vorgezählt und in die Hände gegeben, oder vor ihren Augen verschlossen wird, ist in Gefahr unsichtbar zu werden. In dieser Kunst haben es die Dienstboten zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht; eben-

deßwegen sind diese für die Europäer eine der größten Plagen, und das um so mehr, weil man davon mehrere haben muß, weil jeder nur diejenige Arbeit verrichten darf, die seiner Caste eigen ist.

Von Mitleiden, Liebe, Dankbarkeit hat der Hindu keinen richtigen Begriff, für die letztere liebliche Eigenschaft besitzt der Bengale nicht einmal ein Wort in seiner Muttersprache; der sicherste Beweis, daß er nichts von Dankbarkeit weiß. Erweist man dem Hindu eine Wohlthat, so darf man gewiß seyn, daß er bald wieder kömmt, und um eine größere bittet. Weil Sie mir neulich durchgeholfen haben, so müssen Sie mir jetzt wieder helfen; dieß ist die practische Anwendung, welche er von unserm Wohlwollen macht. Einer der besten Schriftsteller über die Sitten und Gebräuche der Hindus beschreibt sie also: „Sie sind thätig und lenksam, haben viel Scharfsinn, lieben Unterhaltung, gebrauchen blumenreiche Ausdrücke und bilderreiche Phrasen. Sie führen nie etwas aus, ohne es vorher reiflich überlegt zu haben; sie sind vorwitzig und spähen alles aus; sie haben einen unbeständigen und wankelmüthigen Sinn; sie sind sehr fertig im Versprechen, aber langsam im Halten. Sie sind zudringlich in ihren Bitten, und undankbar, wenn sie ihre Absicht erreicht haben. Sie überlassen sich der kriechendsten Schmeichelei, wenn sie sich vor Jemand fürchten, und zeigen sich übermüthig und unverschämt, wie sie die Oberhand erhalten. Sie benehmen sich ruhig und gefaßt, wenn ihnen für erlittene Beleidigungen keine Genugthuung wird; sind aber gehässig und

unversöhnlich, sobald sich eine Gelegenheit zur Rache darbietet. Ich kannte viele Familien, welche sich durch Prozesse ins Verderben stürzten, weil sie den Genuß der Rache jeder Vorsichtsmaaßregel vorzogen."

Einen Begriff von ihrer moralischen Versunkenheit gibt die Thatsache, daß jeder Händler in seinem Kaufladen zweierlei Gewicht und Maaß hält, das leichtere und kleinere gebraucht er zum Verkaufen und das größere und schwerere zum Einkaufen der Waaren mit denen er Handel treibt. Einer derselben zeigte mir selbst im Bazar von Burdwan diese verschiedenen Gewichte. — Blicken wir unter dem Volke auf das Verhältniß des Reichen zum Armen, und des Höhern zum Niedern hin, so zeigt es sich immer als das des Unterdrückers zum Unterdrückten. Davon könnte ich zahlreiche Beispiele anführen: hier nur Eines, das sich in jedem Dorfe wiederholt. Der Zemindar oder Pächter erpreßt von dem armen Landmann das Pachtgeld auf die ungerechteste Weise. Wenn zur Bezahlungszeit etwas rückständig bleibt, werden ihm Zinse zu 50 Procent angerechnet; im zweiten Jahr wieder Zinse von dieser Summe; kann der arme Mann vor der Erndtezeit nicht bezahlen, so schickt der Pächter Leute und läßt seine Erndte abschneiden. Ich habe selber ihren Jammer mit angesehen als solche himmelschreiende Ungerechtigkeiten verübt wurden. Ist die Erndte mißrathen so nimmt dieser Blutsauger dem Unglücklichen die einzige Kuh, welche er im Stalle hat, weg, oder wenn diese schon fort ist, greift er in die Hütte und rafft seine wenige messingenen Geräthschaften und

andere Habseligkeiten weg. Oft auch jagt der Zemindar den elenden Hausvater mit seiner Familie von der Hütte weg, und er muß sich in der Ferne eine neue Heimath aufsuchen. Fragt man ob er sich nicht bei der Obrigkeit beklagen kann, so muß ich antworten, auch da ist wenig Hoffnung vorhanden, daß ihm Gerechtigkeit widerfahren wird. In den Gerichtshöfen sind eingeborne Unterbeamte angestellt, bei denen Bestechung an der Tagesordnung ist. Wer unter den zwei streitenden Parteien diesen die größten Summen Geldes verspricht, gewinnt gewöhnlich den Prozeß. Der arme Mann hat vielleicht 10 bis 15 Stunden nach der Bezirksstadt zu gehen, er braucht Reisegeld und hat keines; kommt er dort an, so findet er nirgends eine offene Thüre, wenn er sie nicht vorher durch eine kleine Summe zu öffnen vermag; er weiß, daß der Reichere alle Vortheile auf seiner Seite hat, und so zieht er vor, die Unterdrückung zu ertragen, weil doch alle seine Bemühungen, Recht zu erlangen, mißlingen und ihn wahrscheinlich um sein bischen Eigenthum bringen würden.

Den englischen Beamten ist es allerdings darum zu thun, diesem furchtbaren Uebel zu steuern, aber die verhältnißmäßig kleine Anzahl derselben macht eine durchgreifende Rechtspflege rein unmöglich. Der District von Burdwan, einer der fruchtbarsten in Bengalen, enthält anderthalb Millionen Einwohner. In diesem befindet sich ein englischer Beamter, der in Civilsachen und Rechtsstreiten entscheidet, ein zweiter ist Criminalrichter, ein dritter Steuereinnehmer, und

von diesen hat jeder einen Assistanten. Wie läßt sich erwarten, daß ein Criminalrichter unter einer solchen Menschenmasse sein Amt gehörig verwalten könne. An diesen Gerichtshöfen zieht sich ein Heer loser Leute zusammen, die immer bereit sind, um eine geringe Belohnung in Streitsachen als Zeugen aufzutreten und der Meineid ist etwas so Gewöhnliches, daß ein daselbst angestellter Beamter mich versicherte, daß er nie eine Sache nach den Angaben der beeidigten Zeugen habe entscheiden können, sondern daß er sein Urtheil immer nach der Wahrscheinlichkeit der Wahrheit bestimmte, die aus den sich widersprechenden Zeugnissen hervorleuchtete.

In dieser Hinsicht betrachtet, ist Indien von einem Ende zum andern ein unglückliches Land zu nennen; die Mehrzahl der Einwohner seufzt unter der Bedrückung des Reichen und Mächtigen des Landes.

Von Anstalten zur Unterstützung der Armen, der Kranken, und überhaupt der leidenden Menschheit, wissen die Hindus nichts. Es soll zwar ein Hospital in Bombay sich befinden, aber dieses ist für Kühe, Affen und andere Thiere bestimmt, denen sonst göttliche Ehre erwiesen wird. Hingegen läßt man Cholera- und Fieberkranke, die auf der Straße angefallen werden, hülflos umkommen, wenn ein mitleidiger Europäer sich nicht über sie erbarmt.

Von den hunderttausenden von Pilgrimen, die nach Juggernauth und anderen Orten wallfahrten, sterben Hunderte im Elend auf dem Wege, ohne daß ihnen in der Todesstunde ein Trostwort oder Hülfe

zu Theil wird. Soll ich dieses traurige moralische Gemälde noch weiter verfolgen und die im Schwange gehenden Laster, welche das Glück des Hindu im häuslichen Kreise zerstören, berühren? Heirathen werden zwar durch religiöse Ceremonien geknüpft, aber gerade die Religion zerreißt das Band wieder. Ein glaubwürdiger Bramine erzählte mir, kein einziger Mann bleibt seinem Eheverlöbniß treu; der Hindu ist ein Ehebrecher. Sünden der Unzucht und andere unnatürliche Gräuel sind allgemein.

So stellt sich der moralische Character des Hindu dem ruhigen Beobachter vor Augen; er ist tief versunken, er ist verwüstet. Was hat diesen traurigen Zustand hervorgebracht? Zwei Ursachen stellen sich dem Gemüthe des ruhigen Forschers dar. Man darf sich nicht wundern, die edlen Characterzüge von Redlichkeit, Wahrhaftigkeit und Treue unter einem Volke zu vermissen, das Jahrhunderte lang unter fremder Herrschaft seufzte. Eine zweite und zwar die vorherrschende Ursache ist das Religionssystem des Braminismus. Der arge Feind der Menschheit hätte keines erfinden können, das so gründlich wie dieses das Gefühl für's Schöne und Gute im Herzen zerstörte und allen Sinn für Sittlichkeit ausrottete.

Wer nur ein wenig mit dem System des Hinduismus bekannt wird, kann alsbald erkennen, daß es das Machwerk der Priesterkaste der Braminen ist. Stolz,

Selbstsucht und Bosheit haben es zusammen gewoben, und mit einem Schleier der Heiligkeit umhüllt.

Jedes falsche Religionssystem ist aus einer selbstsüchtigen Richtung entsprungen; die Hauptrichtung der Hindu-Religion ist die Erhöhung und Verehrung des Braminen. Wenn ein Bramine geboren wird, so sagen die Leute, die Religion habe eine neue Incarnation erlebt. Oft hat es mich im Innersten empört, als ich auf der Straße den niedrigen Sudra vor dem Braminen niederfallen, mit seiner Stirn dreimal die Erde berühren und mit demüthig bittender Miene zu ihm aufblicken sah, während er mit der rechten Hand den Fuß des Heiligen berührte: Mit stolzer, herrschsüchtiger Miene schreitet dieser vergötterte Priester einher, und legt es durch sein ganzes Benehmen darauf an, dem Volk einen Eindruck von seiner Hoheit zu geben.

Ich werde bei meiner Beschreibung des Kastenwesens noch specieller in den Character des Braminen eingehen; fühle aber die Nothwendigkeit hier einen kurzen Umriß seiner äußeren Erscheinung dem vorher Gesagten beizufügen; das Gemälde wäre sonst unvollkommen. Wo der Fremdling in ein Hindudorf eintritt, sieht er alsbald, daß der Bramine darin eine Hauptrolle spielt; das ganze Volksleben bewegt sich um ihn her, er ist der Herr des Landes, er ist gar häufig der Pächter des Dorfs, er gibt Segen oder Fluch, öffnet den Himmel oder verwünscht zur Hölle. Der Verstand, das Gewissen des Volks ist in seinen Händen. Er herrscht über Alles. So war es früher

allgemein in Indien, Gott sey Dank, es ist jetzt nicht mehr überall so, wir haben die Hoffnung, wir haben die Aussicht, daß es bald anders, besser werden wird.

Ich beschließe diesen ersten Theil meiner Darstellung mit einigen praktischen Bemerkungen. Welch' eine interessante Erscheinung stellt sich hier dem Gemüthe dar! Eine Nation von hundert und dreißig Millionen Einwohnern, die auch wie wir zu der großen Familie auf dem Erdenrunde gehören. Unser Gott ist ihr Gott, unser Vater ist ihr Vater! Aber sie kennen ihn nicht. — Begabt mit guten Geistes-Anlagen, im Besitze eines der fruchtbarsten und schönsten Länder auf Gottes weiter Erde, könnten sie eine der glücklichsten Nationen der Welt seyn. Aber sie sind es nicht, sie sind unglücklich, denn es fehlt dem Hindu an einem moralischen Grund und Boden. Wahre Religion ist die alleinige Quelle der Sittlichkeit, der Nationalwohlfahrt und des individuellen Lebensglück's. Wo einem Volke die reine Erkenntniß des ewigen Gottes mangelt, trägt es den Keim seiner moralischen Zerstörung in sich selbst. Auch hierin bewähren sich die Worte des göttlichen Erlösers: Das ist das ewige Leben, das wahre Leben, daß sie dich und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen.

Es gibt zwar eine Art von Civilisation, die von wahrer Religion unabhängig ist und nichts mit ihr zu thun hat, eine solche besitzt der Chinese und der Hindu; obschon diese Civilisation seinen Verstand und Scharfsinn einigermaßen entwickelt, berührt sie seinen

Geist und sein Herz auch nicht im geringsten. Der Chinese fabricirt seidene Stoffe, welche die Europäischen beinahe übertreffen, und der Hindu verfertigt mit seiner bildsamen Hand feine Mouslinwaaren, die den englischen gleich kommen. In Chaschemir bereiteten die Weber einen wollenen Shawl so fein, daß die Gattin des Kaisers Aurungzeb ihn durch ihren Fingerring ziehen konnte, aber dieser theilweisen Bildung ungeachtet, setzen die Chinesen tausende von hülflosen Säuglingen aus, andern Kindern stechen sie die Augen aus, um das Mitleiden der Leute zu erregen, und jeden Morgen geht ein Karren durch die Hauptstadt Pecking, der die getödteten Kleinen fortzuschaffen bestimmt ist. Seine Civilisation hat den Hindu auch nicht gelehrt, das weibliche Geschlecht als seines gleichen anzusehen: nein es wird verachtet und Sclaven gleich behandelt. Der artige Hindu, so höflich und polirt er auch erscheint, kann seinen Sudra-Bruder im Hunger verschmachten, im Flusse ertrinken oder unter einem Baume an der Cholera hülflos sterben sehen, ohne seine Hand nach ihm auszurecken.

Gott bewahre uns vor einer asiatischen Civilisation! . . . Meine christlichen Leser, wem verdanken wir unsern höhern moralischen Sinn, unser natürliches Wahrheits- und Rechtsgefühl; unsere Schulen und andere nützliche Anstalten zur Unterstützung der Armen, Kranken und Leidenden?

Wem unsere freie Verfassungen, die durch gute Gesetze und väterliche Regierungen beschützt sind, wem unsere obrigkeitliche Verwaltungen, die jedem sein

Eigenthum sichern und wodurch der Bürger vor Gewalt und Unrecht beschützt wird? Erkennen wir hierin nicht die lieblichen Früchte, welche aus der reinen beseligenden Religion, in der wir erzogen und gebildet wurden, hervorgewachsen sind und die wir Deutsche im Glücke des Friedens in gesellschaftlicher Freude genießen dürfen — ja, nur zu oft gedankenlos genießen, ohne daß wir dem Geber dafür danken.

Sind die Hindus unsere Brüder, so verdienen sie unser Mitleiden, hat der allgütige Schöpfer sie zu dem Genusse der nemlichen Segnungen bestimmt, deren wir so reichlich theilhaftig werden, so lasset uns beherzigen, daß Er in unsern Tagen in jenem großen Heidenfelde einen weiten Wirkungskreis für unsere Menschenliebe geöffnet hat. Auch der Hindu ist der Besserung nicht unfähig, und Tausende sind durch die Predigt der christlichen Wahrheit gründlich gebessert und zur Quelle des wahren Friedens geführt worden.

Nur dann haben wir den Zweck unseres Daseyns richtig aufgefaßt, wenn wir dem allgütigen Schöpfer nachahmend, unsere Aufgabe darin erblicken, Andern das Glück mitzutheilen, welches wir genießen. Die Selbstsucht, welche die Außenwelt von sich abschließt, nicht für das Wohl anderer lebt, ist von der Finsterniß und führt zur Finsterniß.

Ein großer Theil der Menschheit, über 700 Millionen Heiden, seufzen nach Erlösung, sie sehnen sich alle — obgleich oft unbewußt, nach der Freiheit der Kinder Gottes, nach Befreiung von den Sclavenfesseln des Götzenthums; ihr Elend ruft uns zu, daß

wir ihnen helfen sollen, wenn sie auch nicht selber schreien. Der Allmächtige selber hat es ausgesprochen, daß sie frei werden sollen, und daß das Licht göttlicher Wahrheit in aller Welt leuchten soll, und gewiß hat jener Dichter, ein tapferer General, im Vorgefühl dieses bessern Zustandes die Worte gesprochen:

Gehen endlich muß, vergehen,
Götzenthum und Mohamed;
Rauchen werden ihre Trümmer,
Wenn die Freiheit noch besteht.

Helft uns Freunde in diesem gotteswürdigen Geschäfte! Der Vater der Menschheit will, daß derjenige Theil seiner großen Familie auf Erden, welcher noch ohne Gott und Hoffnung dahin lebt, durch uns, den andern Theil, mit diesen Segnungen der Wahrheit bekannt werden soll.

Zweites Kapitel.

Die Götter der Hindus.

Die bändereichen Schasters. — Sprache. — Sanscrit, die Wurzel aller übrigen. — Eintheilung und Alter der Schasters. — Verehrung derselben. — Vedas. — Täuschung in Bezug auf deren Lehre. — Die Heiligen-Bücher als Mittel der weltlichen und religiösen Unterrichts — Philosophische und metaphysische Schriften heilig gehalten. — Zeit der Vedas. — Lehre der Schasters. — Die Gottheit anerkannt. — Die Kaste, ihr Ursprung, Unterschied und Vermischung derselben. — Gesetze. — Verehrung und Opfer der Priester. — Vielweiberei. — Unsittlichkeit der Braminen. — Götter und Göttinnen der Hindus. — Drei Hauptgottheiten. — Brahma. — Wischnu. — Schiwa. — Krischna Incarnation. — Schiwas Weib. — Ihre Namen: Durga, Parbatti und Kali. — Thuggs. — Allgemeine Betrachtungen.

Und sahet ihre Gräuel und ihre Götzen, Holz und Stein, Silber und Gold die bei ihnen waren. 5. Mos. 29. 17

In dem vorhergehenden Abschnitt gab ich eine Darstellung von dem Lande der Hindus und dem Character jenes merkwürdigen Volks; in diesem will ich es versuchen, meinen geneigten Lesern einen gedrängten Ueberblick von den religiösen Schriften der Hindus und ihrer Götterlehre zu geben.

Wenn der Missionar sich mit dem Braminen über seine Religion unterhält, so weist dieser immer auf seine Schasters hin und citirt Stellen aus denselben.

Oft dachte ich, wenn unsere christlichen Philosophen und Theologen ihre Bibel mit der Hochachtung behandelten und die Worte Jehovas für die letzte Entscheidung annehmen würden, über die der kurzsichtige Mensch nicht hinaus gehen darf, wie der Bramine mit den vermeintlichen Offenbarungen seiner Götter thut, so würde es mit unserem praktischen Christenthum besser stehen.

Man muß aber ja nicht denken, daß jeder Bramine mit seinen Schasters ebenso vertraut sey, als der Prediger mit seiner Bibel; das Gegentheil ist beinahe immer der Fall. Bei weitem die meisten haben nur kleine Auszüge durch häufiges Wiederholen auswendig gelernt und eine gewisse Anzahl von Versen und Sprüchwörtern ist Alles, was sie davon wissen. — Die Masse dieser Schriften ist ungeheuer groß und ein ganzes Menschenleben wäre erforderlich, um nur einen Theil derselben mit Aufmerksamkeit zu lesen. Ich fragte einst meinen Pundit oder Bengalischen Sprachlehrer, wie viele Bücher oder Bände ihre Schasters ausmachen. „Wer kann das berechnen,“ gab er zur Antwort, „kein Mensch ist im Stande, sie zu zählen, der große Pallast des Rajah von Burdwan würde sie bei weitem nicht fassen. Sie sind ein unergründliches Meer, ohne Gränzen und ohne Maaß.“

Der berühmte Forscher der Hindu-Mythologie, Sir William Jones, stimmte ganz mit dieser Ansicht überein, als er in großer Verwunderung ausrief: „Nach welcher Seite dieser Literatur hin wir unsere Aufmerk-

samkeit wenden mögen, überall drängt sich uns der Gedanke ans Unendliche auf. Homers Iliade zählt 24 tausend Verse, aber die Mohabhorot der Hindus 400,000, und die Purannas, welche nur einen kleinen Theil ihrer religiösen Schriften ausmachen, dehnen sich auf zwei Millionen Verse aus."

Was die Schwierigkeit für das Studium der Hindu-Mythologie bedeutend vermehrt, ist, daß diese Bücher-Massen in einer Sprache verfaßt sind, die, wie die lateinische, nicht mehr gesprochen wird, deren Erlernung eine Reihe von Jahren erfordert. Sie ist dem Banianen-Baum ähnlich, der von starken Aesten herunter neue Wurzeln in die Erde sendet; junge kräftige Bäume wachsen in weiten Kreisen umher auf, während der Mutterstamm abstirbt und verfault. Bei weitem die meisten lebenden Sprachen von Indien sind Töchter des Sanscrit, aber die Stammmutter hat aufgehört, sich unter den Lebendigen zu bewegen. Ein Bramine, der diese kräftige und überaus reichhaltige Sprache aus dem Grunde versteht und fertig spricht, ist eine seltene Erscheinung. In Benares und an andern Orten, wo von alten Zeiten her Seminarien für die Erziehung junger Braminen sich befinden, werden die gelehrtesten Männer gefunden. Hie und da geben reiche Gutsbesitzer und Rajahs denselben eine Anstellung.

Die Hindus theilen die große Masse ihrer gelehrten Werke in achtzehn Haupttheile ein und behaupten, sie enthalten achtzehn verschiedene Arten von Wissenschaften. In die erste Classe gehören die vier Vedas.

Sie sind nicht nur die ältesten, sondern auch die heiligsten Schriften in der Sanscrit-Literatur. Der Bramine glaubt, sie seyen so alt, als die Ewigkeit und nicht durch Vermittlung eines Sterblichen, sondern direct aus Bramas Munde der Menschheit mitgetheilt. Fluch und Bann drohen dem Braminen, der Leute von niedriger Kaste darin unterrichtet; keinem Gelehrten ist es bis auf diesen Tag gelungen, diese Bücher käuflich an sich zu bringen. Es ist jedoch Hoffnung vorhanden, daß dieselben in kurzem im Druck erscheinen werden.

Die Vedas bestehen aus einer Zusammenstellung von Gebeten oder Muntrus, diesen ist später eine große Sammlung von Lehren und Vorschriften beigefügt worden, welche Bramhanas heißen, sie enthalten eine endlose Anzahl von Ceremonien, welche der Priester, der Ascetiker und der Hermite, bei dem Götzendienst zu verrichten haben.

Einer der ältesten bekannten Gelehrten des Hindu-Alterthums sammelte die Bramhanas oder religiosen Statute aus den Vedas in besondere Tractate, welche den Titel Upanischads führen; die ganze Sammlung ist eine Art Compendium von Hindu-Theologie, unter dem Titel Vedanta bekannt.

Damit meine Leser sich eine Vorstellung von den Muntrus oder Gebeten der heiligen Vedas machen können, habe ich hier einige aufgezeichnet.

„O Ugni, Gott des Feuers, lasse dich nieder auf diesen Stuhl von Kusu-Gras; ich lade dich ein, die zerlassene Butter zu kosten; du hast deine Wohnung

in dem Gemüthe und an allen Orten, mache mein Verlangen Gott bekannt, das mein Opfer angenehm sey und daß ich Ehre erlangen möge unter Menschen.

Wer dem Ugni beim Opfer seine Gaben darbringt, während die mit Rauch vermischte Flamme helle auflodert und den Altar umgibt, hat keine Feinde."

Ein anderes Gebet: „O Suryo — Sonnengott, gleichwie der Landmann sein Feld das ganze Jahr hindurch baut, um Frucht zu erhalten, so begabe du mich, den Opferer, mit dem Safte des Opfers, während des Frühlings und der übrigen Jahrszeiten.

O Indra! Gieb uns Reichthum ohne Maaßen, der aus Gold, Ochsen, Nahrung und langem Leben bestehe. Wir suchen mehr Reichthum von Indra, du magst ihn von Menschen erhalten, oder von den Bewohnern des Himmels, oder von den niedern Regionen, wo du es immer auftreiben magst, mache uns nur reich." — In wie fern Gebete dieser Art das Gemüth des Hindu mit heiligen Gedanken erfüllen oder von der Welt zu Gott erheben können, überlasse ich dem Urtheil meiner Leser.

Die Vedas enthalten zwar reinere Ideen von Religion als die späteren Schriften der Hindus, aber von den obigen Auszügen ist leicht zu ersehen, daß der Götzendienst darin empfohlen wird, denn die Sonne, das Feuer, Indra und andere erdichtete oder erschaffene Wesen werden als Gegenstände göttlicher Verehrung betrachtet.

Hier noch ein kleiner Auszug von den Bramhanas

und zwar eine Vorschrift wie der Hindu beten muß. Vor Allem soll er sich den Namen, die Gestalt und Eigenschaften des zu verehrenden Gottes vorstellen.

Eine einsame Stelle am Ufer des Flusses oder vor einem Götzentempel soll er sich auswählen ein Feld, wo Kühe weiden, oder bei einem Wasserfall ist es ebenfalls günstig. Der rechte Fuß soll mit der linken und der linke Fuß mit der rechten Hand gehalten werden. Nun denke er sich die Gottheit als auf einem glänzenden Throne sitzend, stelle sich alle Gefühle der Liebe, Freude und Zärtlichkeit vor, die beim Anblick derselben seine Seele erfüllen würden. Ferner muß er sich alle Elemente vorstellen, aus denen sein Leib zusammengesetzt ist, als Feuer, Erde, Luft, Wasser, Aether, und nun soll er ausrufen: Wie ich gibt es kein böses Wesen auf Erden, und wie du gibt es keinen Befreier; o göttliches Wesen, da dem also ist, erwarte ich die Vollbringung deines Willens. Alsdann soll er ein blutiges Opfer bringen und sagen, „alle meine Werke, böse und gute, bringe ich im Feuer deiner Gunst dir als ein Brandopfer dar."

Die zweite Classe von heiligen Schriften handelt von Heilkunde, Musik, Kriegskunst, Baukunst und 64 verschiedenen mechanischen Künsten. Sie lehren also nicht nur Religiöses, nein alle Art von Wissenschaft. Der Verfasser der letzteren Bücher war Wischnu-Karma, der berühmte Künstler der Götter. Ob dieser Mechanikus etwas von Dampfmaschinen gelehrt hat, ist sehr zu bezweifeln, denn auch die gelehrten Braminen

waren beinahe außer sich vor Erstaunen und Wunder, als das erste englische Dampfboot ohne Wind und Segel den Ganges hinauffuhr, aber dafür hat er das gräuliche Götzenbild des Juggernath's fabricirt.

Bei weitem die zahlreichste Classe von Schasters umfaßt die poetischen Werke der Purannas, über die Schöpfung der Welt, die Macht und Eigenschaften der Götter, Wischnus Incarnationen und andere. Zu den interessantesten von diesen gehören die Mahabharat und Bhagavat Gita, welche letztere eine Lebensbeschreibung Krischna's enthält. Die Ramayun, ein episches Gedicht, beschreibt die Geschichte Rams, einer Incarnation von Wischnu, und gibt in den geschichtlichen Erzählungen merkwürdige Aufschlüsse über die alte Geschichte von Hindosthan. In der Vorrede zu der Ramayun heißt es: „Wer dieses Gedicht beständig hört und singt, erlangt die höchste Seligkeit, und wird am Ende den Göttern gleich."

Dann gibt es eine unübersehbare Anzahl von heilig gehaltenen Schriften, (z. B. die Nyai Schasters, die Smritis, die Mimangsa,) von philosophischer und metaphysischer Tendenz. Menu ist der Verfasser des berühmtesten, und wird deßhalb auch der Gesetzgeber der Hindus genannt. Sechs von diesen heißen die Durshuns, jedes davon hat seinen eigenen Verfasser und seine eigene Tendenz, sie sind aber so berühmt unter den gelehrten Braminen, als die Schulen von Plato, Zeno, Aristoteles, und andere unter den Griechen des Alterthums waren. Ein Philosophe streitet mit dem andern über die Natur und

die Eigenschaften der Gottheit, über Geist und Materie, seyn und nicht seyn. Bis auf diesen Tag fehlt es nicht an gelehrten Köpfen unter den Braminen, welche die rostigen Waffen der Alten wieder aus der Rüstkammer hervorholen und den Kampf erneuern. Aber es läßt sich hoffen, daß das hellere Licht göttlich geoffenbarter Wahrheit diese Irrlichter der heidnischen philosophischen Systeme von den schlammichten Ufern des Ganges bald verscheuchen werde.

Ueber das Alter der Vedas ist man nicht im Klaren. Einige enthusiastische Bewunderer setzen diese merkwürdigen Schriften weit über die Sündfluth hinauf. Der gründlichste Forscher, Sir W. Jones, glaubt nach inneren und äußeren Gründen schließen zu können, daß sie die ältesten aller Sanskritschriften sind. Er vermuthet, einige derselben seyen gegen dreitausend Jahre alt und stehen also im Alterthum den Büchern Mosis am nächsten.

Nach diesem flüchtigen Ueberblick über das undurchdringliche Chaos von Schasters treten wir nun der Sache etwas näher, und stellen die Frage zur Beantwortung auf, was denn der Bramine im Grund für eine Ansicht von dem göttlichen Wesen hat. Und hier ist das Sprichwort wahr: Viele Köpfe, viele Hüte. Viele Schasters, viele Lehren.

Wie ein bengalischer nordwestlicher Orkan nach einem glühend heißen Tage, Staub, Holz, Laub und Erde, Alles in seinem wilden Strom mit sich fortreißt, so finden wir in dem wilden Gemische der

Schasters alle edleren Gottes-Gedanken und reinere Vorstellungen von seinem majestätischen Wesen mit dem absurdesten Unsinn verwoben. Da ist auch nicht ein Lehrsatz zu finden, der nicht von einem andern System bekämpft und weggeläugnet würde, die gründlichste Widerlegung des Hinduismus findet deßhalb der Missionär in den so häufigen Widersprüchen desselben, und überweist er den Braminen aus dessen eigenen Schriften, so verhüllt derselbe sein Gesicht in sein Kleid und geht beschämt weg.

Der Hindu erkennt jedoch ein höchstes Wesen als Grundidee seiner Religion. **Ek Brumh ditya nasthi** — ein Gott ist und außer Ihm keiner — dieser Satz ist als Sprichwort im Munde jedes Braminen. Dieses höchste und ewige Wesen bezeichnen seine Schriften mit dem Namen Brahm, welches man sorgfältig zu unterscheiden hat von Brama einer Ausgeburt vom ersten, nachher als erste Person in der Hindutrias dargestellt. Diesen Brahm beschrieben die Schasters als ohne Anfang, ohne Ende, allmächtig, unveränderlich, allwissend, kurz als im Besitze aller göttlichen Eigenschaften, wie die erhabensten Stellen der heiligen Schrift Jehovah bezeichnen.

Aber jetzt kömmt ein unerwarteter Sprung in der Götterlehre des Hindu: Dieses Wesen ganz Geist, ohne alle Gestalt, ist ohne Eigenschaften; das heißt, sobald wir Attribute annehmen, vervielfältigt es sich.

Darum will der Bramine auch den Gott der

Bibel nicht gelten lassen, weil es ihm unmöglich, ja unvernünftig scheint, daß ein bloser Geist, wirken könne, ohne mit Materie in Verbindung zu treten, oder gar eins zu werden.

So kömmt es, daß Brahm als ohne Verstand, ohne Willen, ohne Bewußtseyn seiner Existenz dargestellt und fingirt wird. Ist es ein Wunder, daß manche Hindus ausrufen: Der Höchste ist nicht. Ein Geist ohne Kraft und Wirkung ist allerdings nichts. Und doch behaupten sie anderseits, daß er die höchste Seligkeit genieße. Es ist die Seligkeit eines tiefes ungestörten Schlafs.

Dennoch muß Brahm einmal von seinem tausendjährigen Schlafe aufgewacht seyn, oder in andern Worten, das Negative muß sich in ein Positives verwandelt haben. Wie könnte sonst die Welt ins Daseyn gerufen worden seyn? Und dieß ist gerade der wichtige Punkt, über den die philosophischen Systeme unter ihren respectiven Anführern in einen ewigen Streit gerathen sind.

Brahm, sagen die Vedas, erwachte, fühlte einen Willen und sagte: „Laß mich Viele werden." — Er nahm alsbald eine materielle Form an, und von nun an spinnt er sich sein Weltgewebe aus dem Centrum seines Ichs, in unaufhörlichen Fäden in das unendliche Vacuum hinaus.

Hier öffnet sich also die Schaale des Hinduismus; die Erschaffung der Welt ist nach seiner Lehre nichts anders, als eine Erscheinung Brahms in der Sichtbarkeit, es ist die vollkommenste Lehre des Pantheismus.

Alle Saamenkörner einer werden sollenden Welt vereinigten sich, so erzählt die Schöpfungslehre der Schasters, in der Gestalt eines Eies; es war das Welt-Ei und der Höchste nahm nun in der Form von Brama Besitz von demselben. Ein Schöpfungs-Jahr, das heißt 1000 Jugs oder nach unserer Rechnung vier tausend drei hundert Millionen gemeine Jahre flossen dahin, bis das Ei ausgebrütet war. Während dieser Periode schwamm es wie eine Wasserblase auf der Tiefe oder dem Chaos; sein Glanz war heller als der von tausend Sonnen. Endlich zerbrach das Ei und Brama sprang heraus; seine Gestalt war fürchterlich, er hatte tausend Köpfe, tausen Augen, tausend Arme; eine stattliche Ausrüstung um das Werk der Schöpfung zu unternehmen. Ein ihm ähnlicher Gefährte schlüpfte mit ihm heraus, augenscheinlich deutet dieser die rohen Stoffe an, aus denen die große Weltmaschine bereitet werden sollte. Die Haare dieses Ungeheuers waren die Bäume und Pflanzen der Wälder, sein Haupt die Wolken, sein Bart der Blitz, sein Athem der Luftkreis, seine Stimme der Donner, seine Augen die Sonne und der Mond, seine Nägel die Felsen, seine Gebeine die Urgebirge der Erde.

Oft nennen die Schasters das eine Wesen Purush, das andere Prakriti, nämlich die männlichen und die weiblichen Urkräfte der Natur.

Sobald dieses Ei fabricirt war, trat Brahm als Schöpfer vom Schauplatze ab und befaßte sich nicht mehr mit der sichtbaren Welt. Er träumt und schläft

nun in seiner süßen Ruhe fort, bis die Auflösung des gegenwärtigen Weltsystems ihn zu erneuerter Thätigkeit weckt.

Kein Tempel in Indien ist diesem unbekannten Gott geweiht, wie jener alte Tempel in Athen, der dem durchreisenden Apostel einen willkommenen Anknüpfungspunkt für die Verkündigung der reinen Gotteslehre darbot. Doch die Ursache ist klar; der Hindu erwartet nichts, hofft nichts, fürchtet nichts von einem göttlichen Wesen, das schläft und seine Macht denen mitgetheilt hat, welche als Götter die Welt regieren.

Wie das große Ei sich öffnete, gab es drei Welten, die Obere, welche von den Göttern bewohnt wird, die Mittlere zum Wohnsitz der Menschen bestimmt und die Untere als Wohnung für Dämonen und alle Arten abscheulicher Wesen bestimmt. Die Erde ist nach der Beschreibung der Schasters eine runde Fläche, der Wasserlilie ähnlich und hat 2000 Millionen Stunden im Umkreis.

Der bewohnbare Theil derselben besteht aus sieben zirkelrunden Inseln, deren jede von einem eigenen Ocean umgeben ist. Die innerste Insel vom ersten Ocean von Salzwasser umflossen, heißt Jamba Dwip, die zweite umfließt ein Meer, das aus dem Saft des Zuckerrohrs besteht, das dritte Meer enthält geistige Getränke, etwa Rum, das vierte Meer ist aus geschmolzener Butter, das fünfte besteht aus saurer Milch, das sechste aus süßer Milch, der siebente Ocean endlich enthält süßes Wasser. Ueber den letzten

Ocean hinaus ist ein Land aus reinem Gold, aber für die Menschen unerreichbar, und über dieses hinaus dehnt sich das Reich der Finsterniß und Hölle. — Die Erdscheibe ruht auf einer ungeheuren Schlange, mit vielen Köpfen und diese auf einer Schildkröte, sobald die Schlange einen ihrer Köpfe schüttelt, geschieht ein Erdbeben.

Der bigotte Bramine glaubt steif und fest, was auch nicht bezweifelt werden kann, daß die europäischen Weltumsegler noch nie über die erste, nemlich die Salzsee hinausgekommen sind und wenn die Engländer es in ihrer Schiffskunst auch noch so weit treiben, werden sie eben am Rande innerhalb des ersten Zirkels herumsegeln müssen.

Die innere Insel hat mehrere 100,000 Stunden im Durchmesser und der sie umgebende Salzocean ist eben so breit. In dem Mittelpunkt dieser ungeheuren Fläche erhebt sich der höchste aller Berge Sumeru zu einer Höhe von mehr als hundert tausend Meilen. Er hat drei goldene Gipfel, diese sind die Lieblings-Residenzen von Bramha, Wischnu und Schiwa. Die höchsten Wolken erreichen ungefähr ein Drittheil der Höhe des Berges. Unten an seinem Fuße sind vier kleinere Hügel gleichsam wie Schildwachen aufgepflanzt; auf jedem derselben wächst ein Mangobaum über tausend Stunden hoch.

Sie tragen eine Frucht so köstlich als Nectar; jede dieser Früchte hat mehrere hundert Fuß im Durchmesser. Wenn die Frucht fällt, fließt von ihr ein Saft, dessen gewürzige Düfte die Luft erfüllen und die, welche davon essen, verbreiten einen lieblichen

Geruch mehrere Meilen weit um sich her. Dort wächst auch der Rosenapfelbaum, seine Frucht ist so groß, als ein Elephant und so reich an Saft, daß derselbe zur Zeit der Reife in einem Strome daherfließt, in seinem Laufe verwandelt er den Boden und das Gestein, welches er berührt, in das reinste Gold. Hier ist eine Erdbeschreibung, die unsere kurzsichtigen Begriffe weit übersteigt.

Ich habe oben erwähnt, daß der Schöpfungs-Geschichten in der Mythologie der Hindus gar viele sind. Eine derselben, welche sich durch ihre Popularität auszeichnet, verdient noch angeführt zu werden. Der Gott Wischnu schlief in der Tiefe des Meeres. Von seinem Leibe wuchs eine Wasserlilie auf und schwamm auf der Oberfläche und von dieser entsprang Brama. Ihm übergaben die Götter das Geschäft der Schöpfung. Um seinen Zweck zu erreichen, führte er lange ein ascetisches Leben, aber es gelang nicht. Die Wuth und Betrübniß trieb ihm die Thränen aus den Augen. Aus diesen erstanden riesenhafte Wesen von schrecklichen Gestalten. Einer seiner tiefsten Seufzer brachte den Gott Rodru (Licht und Wärme) hervor. Auf seine Bitte unternahm dieser die harte Arbeit, nun aber gerieth das Werk gänzlich ins Stocken. Brama mußte wieder Hand anlegen und nach langem Nachdenken und Brüten kamen verschiedene Wesen aus seinen Fingern, Ohren und andern Gliedern hervor. Jetzt ging es etwas leichter. Feuer Erde, Wind, Wasser, Eins nach dem Andern kam zum Vorschein. Daraus entstanden eine Menge Götter.

Jetzt zertheilte sich Brama in zwei menschliche Wesen und schuf Menschen; bald verwandelte er sich in einen Ochsen, dann in ein Pferd und erzeugte die verschiedenen Classen von vierfüßigen Thieren, Vögeln u. s. w. So entstand nach und nach die unzählige Menge von belebten Wesen, welche die Erde und die übrigen Welten bevölkern.

Die Idee des Pantheismus zieht sich durch das ganze Gewebe dieser höchst anstößigen Schöpfungs-Geschichte hindurch. Das Schaffen ist eigentlich eine Erscheinung Bramas in neuen Gestalten und Formen. Brama wird ein Elephant, ein Berg, ein Fluß, pflanzt die verschiedenen Arten fort und offenbart sein reges Wesen im Werden des ganzen Universums.

So beschreiben ihn die Wedas: „Brama ist nicht von der Schöpfung getrennt: Er ist das Licht des Mondes, der Sonne und des Feuers; die Weda ist der Athem seiner Nase; die Urelemente sind seine Augen, die erschütternde Bewegung der Weltbegebenheiten ist sein Lachen, sein Schlaf ist die Zerstörung der Welt. In verschiedenen Formen belebt er das Geschöpf, in der Gestalt des Feuers verdaut er ihre Nahrung (der Hindu glaubt nemlich die Verdauung im Magen werde durch Feuer bewirkt) durch die Form der Luft erhält er sie am Leben; als Wasser stillt er ihren Durst, als Sonne reift er die Früchte heran, als Mond gibt er ihnen sanften Schlaf; der Fortschritt der Zeit ist seines Fußes Tritt. Brama hört und sieht Alles, er baut das Feld, wird eine Wolke und befeuchtet es, wird Korn und sättigt die

Geschöpfe. So lange er im Leibe wohnt, erhält er seine Lebens-Wärme; zieht er sich zurück, so wird der Leib kalt und stirbt. Er zerstört die Sünde in dem Andächtigen, wie das Feuer den baumwollenen Faden versengt; er ist die Quelle aller Wahrheit und Lüge; wer zu ihm seine Zuflucht nimmt, wird heilig, wer sein Angesicht von ihm kehrt, wird ein Lästerer.

Dieß ist einer der erhabendsten Gesänge, den die Priester ihrem Schöpfer zu Ehren singen.

Der Kastenunterschied schreibt sich von der Schöpfung her. Durch eine aufeinander folgende Emanation aus Bramas Leibe gab der Gott vier verschiedenen Classen von Menschen ihr Daseyn.

Zuerst entschlüpfte seinem Munde der Bramine, das höchste und erhabenste Wesen und der Repräsentant seiner Gottheit, in menschlicher Form.

Schon die Art seiner Geburt zeigt, daß er zum Lehrer und Vermittler zwischen den Göttern und Menschen bestimmt war. — Von Bramas Arm, der Schutzwehr des Körpers, entsprang der Kettryo oder die Krieger-Caste. Die Natur ihrer Geburt deutete auf ihren ihren künftigen Beruf; sie sollten mit Wehr und Waffen die Beschützer des Volkes seyn.. — Von Bramas Brust, dem Sitze des Lebens kam der Waisya, oder die Kaste der Kaufleute und Gewerbe, um Alles was zur Leibesnahrung und Nothdurft dient, herbeizuschaffen. Und von dem niedrigsten Gliede, Bramas Fuß, kam der Sudra oder die dienende Kaste. Alle Arten von niedriger Arbeit zu Hause oder auf dem Felde, sollten sie für ihre edler gebornen Brüder ver-

richten. Sie machen bei weitem die Mehrzahl der Einwohner von Bengalen und wohl auch andern Theilen von Indien aus. Die Unglücklichen haben seit Jahrtausenden unter den von dem stolzen Braminen ihnen auferlegten Fluche geseufzt und geduldig ihre Bürde getragen.

Was Gott verordnet hat, sagen sie, können wir nicht ändern. So heilig und unabänderlich ist diese Einrichtung des Kasten-Unterschiedes, und so fest ist der Glaube der Hindus an die Göttlichkeit derselben, daß ein Uebergang von einer Kaste in die andere absolut unmöglich ist. Ein Fürst könnte sich nicht mit Millionen die Braminen-Schnur erkaufen, welche die Auszeichnung dieser Würde ist. So wenig eine Katze sich in einen Elephanten oder der Dornstrauch in einen Orangenbaum verwandeln kann, ebensowenig kann aus einem Sudra ein Bramine werden. Sinken kann der Bramine; wenn er seine Kaste verletzt, zieht sich die Heiligkeit von ihm zurück, er verliert seinen Adel und wird degradirt. Verheirathet er sich gar an die Tochter eines Sudra, so entsteht eine Art Zwitterkaste. So kommt es, daß man heut zu Tage Braminen erster, zweiter, dritter und vierter Classe antrifft; — die reinsten und geehrtesten sind natürlich die, welche väterlicher und mütterlicher Seits von edlem Geblüte abstammen.

Indessen sind in neuerer Zeit die Classen sehr mit einander vermischt. Die Kriegerkaste wurde beinahe ausgerottet, ehe das Land von den Mahomedanern erobert wurde; weil sie der Braminen-Herrschaft sich

widersetzten. Die Voysyas oder Kaufmannskaste findet sich nirgends mehr in Bengalen, wahrscheinlich haben sie sich mit den Sudras vermischt und diese sind besonders im südlichen Indien beinahe zum Thier herabgesunken.

Die Gesetze der Hindus sind ganz auf die Erhaltung der Macht und des Ansehens der Priester berechnet. Zur Blüthezeit des Hinduismus durfte der Bramine nie angetastet werden. Der Landesfürst durfte ihn nicht hinrichten lassen, wenn er auch alle mögliche Uebelthaten verübt hatte. Wie einerseits Fleisch und Blut an ihm von besonderer Göttlichkeit durchdrungen ist, so muß sein moralischer Character nach einem ganz andern Maaßstabe beurtheilt werden, als der des Sudra. Eine gute Handlung hat bei ihm einen weit höhern Werth und das gräulichste Verbrechen verliert vieles von seiner Verwerflichkeit. Wenn der Bramine einen Sudra bestahl, so wurde er um Geld bestraft, aber wenn ein Sudra sich also gegen den Braminen verfehlte, so wurde er auf dem Scheiterhaufen verbrannt; wenn er einen Braminen beim Bart ergriff, so mußten ihm nach den Gesetzen beide Hände abgehauen werden. Ja die Rache dieses heillosen Priesters verfolgt den Unglücklichen noch in die andere Welt. Denn, wenn ein Sudra demselben unehrerbietig begegnet, so wird er nach dem Tode ein Baum werden und wirft er einen zornigen Blick auf jenen, so wird Yama (der Gott der Hölle) ihm seine Augen ausreißen, oder schlägt er den Braminen auch nur mit einem Strohhalm, so soll er in zwanzig

Seelenwanderungen von unreinen Thieren geboren werden.

Indien ist, wie Italien, ein Paradies für Priester. Alle Gaben, welche der Hindu seinen Göttern bringt, und deren sind nicht wenige, fallen natürlich dem Braminen zu. Wer einer Anzahl derselben ein gutes Mahl bereitet, hat die Verheißung aller Seligkeiten des Himmels. Wenn der Sterbende demselben ein Vermächtniß von Gütern oder Ochsen zurückläßt, so geht er frei von Sünden gleich in Schiwas Himmel ein. Wer seine Kuh verkauft, geht zur Hölle, wer sie aber einem Braminen schenkt, geht in den Himmel. Wer ihm einen Regenschirm verehrt, der wird vor dem bösen Einfluß der Sonnenstrahlen beschützt, wer ihm ein paar Schuhe zum Geschenk macht, bekommt auf der Reise keine Blasen, und schenkt ihm Jemand wohlriechende Gewürze, so wird er frei von allen bösen Gerüchen und Ausdünstungen!!

Der Landmann kann sein Feld nicht bauen und darf zur Erndtezeit die Sichel nicht anschlagen, ehe dem Braminen seine Gebühr entrichtet ist. Er ist der erste am Hofe des Königs; das schönste Haus im Dorfe, die besten Felder und Gärten gehören in der Regel ihm. In den fruchtbarsten Theilen des Landes, in Städten und Dörfen, wo die Einwohner etwas wohlhabender sind, findet man sie am häufigsten. Im westlichen Theile von Bengalen, wo es viel Waldungen gibt, und das Feld weniger ergiebig ist, sind sie viel seltener; sie lieben das Fette des Landes und haben dafür gesorgt, daß es ihnen zu Theil wurde.

Wenn ich auf meinen Reisen die Beschaffenheit eines Dorfes und die Umstände der Einwohner erfahren wollte, so fragte ich in der Regel nach der Anzahl der Braminen. Erhielt ich zur Antwort, hier wohnen 40 oder 50 Braminen-Familien, so wußte ich zum Voraus, daß die Einwohner vermögliche Leute waren und die Mittel besaßen, so viele faule Priester zu erhalten. In unbedeutenden Ortschaften findet man diese Blutsauger des Landes gar selten. Zu 15 Sudras darf man in Bengalen einen Braminen rechnen. Polygamie ist bei der höchsten Classe derselben sehr gebräuchlich. Es gibt manche die 20—50 Weiber haben. Ich traf einmal mit einem solchen adelichen Priester auf der Reise zusammen, er sagte ich habe nur 3, aber mein Bruder hat 10 Weiber. Diese schändliche Sitte hat die Menschheit in Indien ungemein verwüstet und erniedrigt. Schaam und Ehrgefühl verbietet mir den Schleyer dieses furchtbaren Gemäldes aufzudecken. Aber so viel kann ich sicherlich sagen, daß in moralischer Hinsicht der Bramine wahrscheinlich unter Indiens versunkenen Einwohnern der am tiefsten Gesunkene ist. Ein Richter, Herr Holwell, sagt von ihnen: Während der 5 Jahre, da ich im Criminal-Gericht in Calcutta das Präsidium führte, kam nie ein Mord oder ein anderes Verbrechen zur Untersuchung in meine Hände, wo ein Bramine nicht der Schuldige oder Betheiligte war.

Jede Sünde rächt sich schon in diesem Leben an dem Menschen, der ihr sich in die Arme wirft. Durch

ihre schändlichen Laster hat die Braminen-Caste sich ihr Grab bereitet; das ganze Gewebe von Bosheit löst sich allmählig auf und eilt mit raschen Schritten seinem Ende entgegen.

Ich habe die Beschreibung der Braminen-Kaste der Schöpfungs-Geschichte beigefügt und den Göttern vorangestellt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der christliche Leser aus dem Character des Braminen den Schluß machen kann, was für eine Religion von solchen Leuten zu erwarten ist. Daß diese nicht von Gott, sondern von den Braminen herstammt, ist sonnenklar, sie haben das Verdienst diese Götter erfunden oder aus den traditionellen Sagen des grauen Alterthums das ganze mythol. System zusammengesetzt zu haben. Wenn der Bramine seine Armee von Göttern in all ihrer Majestät und Herrlichkeit vor dem staunenden Volk aufmarschiren läßt, so ist es ihm dabei doch immer um sich selber zu thun. Er hat mit diesem System von Bosheit eine große Nation über dritthalb tausend Jahre lang in den Staub gebeugt und sich zum Herrscher der unterdrückten Menge aufgestellt. Wer daher den Hinduismus kennen lernen will, muß vor Allem mit dem Braminen bekannt werden, wie er an den Ufern des Ganges sein heilloses Wesen treibt. Wir werden ihm daher in meinen nächsten Vorlesungen noch mehrere Male auf dem Wege begegnen.

Machen wir uns nun etwas näher mit den Göttern und Göttinnen der Hindus bekannt, wie der Indier in seiner feurigen Imagi-

nation überall ins Außerordentliche und Uebertriebene geräth, so hat er in der Götterlehre besonders seiner extravaganten Phantasie freien Raum gelassen. Er hat sein Pantheon mit nicht weniger als 330 Millionen Göttern ausgestattet. Ob er für diese Alle ihre eigenen Namen erdichtet oder jedem sein besonderes Geschäft angewiesen hat, konnte ich nie mit Bestimmtheit erfahren. Aber das weiß ich gewiß, daß der Bramine ganz im Ernst diese ungeheure Zahl angibt, ohne den Mund darüber zu verdrehen.

Die Idee des Pantheismus beseitigt jedoch diese Schwierigkeit; alles Sichtbare ist ein Theil der Gottheit, an gewissen Tagen betet er den Reis an, welchen er genießt, der Schreiner seinen Hobel, der Zimmermann seine Axt und der Bramine die Dinte und die Feder, womit er seinen religiösen Unsinn niedergeschrieben hat. Indessen hat der Priester diese Millionen mit seinem magischen Stab auf drei Grundwesen zurückgeführt, ohne Zweifel stammen diese durch Tradition aus dem grauen Alter von der biblischen Dreieinigkeits-Lehre ab. Diese Wesen heißt er Brama, Wischnu und Schiva; sie haben mit ihren Gemahlinnen Saraswati, Durga und Lackschmi eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen. Wie diese von dem ersten Urwesen entstanden seyn sollen, habe ich bereits angedeutet. Brama wird gewöhnlich in Gestalt eines Mannes mit 4 Gesichtern dargestellt, und reitet auf einer Gans. Er wird, wie Saturn, oft der Großvater der Götter genannt; aber in andern Orten

stellen ihn die Schasters auch als den Vater der Lügen dar. Ueberhaupt haben die Hindus keinen großen Respect vor diesem Großvater, denn nirgends im Lande sieht man einen Tempel des Brama; nur bei einem gewissen Festtag machen sie ein Bild von demselben. Die Ursache, daß er so wenig in Ehren gehalten wird, ist folgende: Bald nach seiner Entstehung rühmte er sich, der Größte der Götter zu seyn. Schiwa sagte: „ich räume dir den Vorzug ein, wenn du meine Länge messen kannst.“ Dieser stand mit seinen Füßen auf dem Meeres-Grunde, und sein Haupt reichte bis an den obersten Himmel. Brama kletterte vergeblich an dem Riesen hinauf, behauptete aber bei seiner Rückkunft, er habe seine Stirne berührt: der Lügner wurde überführt, Schiwa riß ihm im Zorn einen seiner 4 Köpfe ab, und zur Strafe durfte er keine göttliche Verehrung genießen. Wegen seiner Ausschweifungen wurde Brama ein Gegenstand des Abscheues und Spotts unter den Göttern. Trunkenheit war zur Zeit derselben etwas Allgemeines, und galt auch noch nicht für ein Laster. Bei einem solchen Trinkgelage benahm sich Brama gegen seine eigene Tochter auf eine höchst anstößige Weise. Das Verbrechen reitzte die Wuth der Götter, und Bhrigo sein Schwiegersohn, der erste Bramine fluchte ihm. Auch soll er von einer Heerde, welche der Hirten-Gott Krischna weidete, einige Rinder gestohlen haben. Meine Leser werden sich aus diesen kurzen Andeutungen eine ziemlich richtige Vorstellung von den Hindu-Göttern machen können. Die Geschichte der

ersten ist ein Gemische von Lastern aller Art. Wenn der Großvater der Götter schaamlos lügt und mit seinen Genossen in Streit und Krieg ausbricht, was läßt sich von den Jungen erwarten! Er hat einen Himmel, den ein alter Weiser Narada beschrieb; bei allen möglichen Schönheiten, welche er in denselben hineindichtete, sind Scenen von Völlerei und Wollust etwas gewöhnliches.

Der zweite Gott der Hindus ist Wischnu. Er wird als ein schwarzer Mann mit 4 Armen dargestellt. Er reitet auf einem Geschöpf, halb Mann, halb Vogel, das Gururu heißt. Die Erhaltung des Weltalls wird ihm zugeschrieben. Seine Gestalt sieht man oft an Tempeln in Sculpturen, aber göttliche Verehrung genießt er nur als Incarnation, oder als ein in der Sichtbarkeit erschienenes Wesen. Neunmal soll er auf diese Weise auf der Erde erschienen seyn. Aber meine Leser täuschen sich, wenn sie hoffen hier eine reinere Religions-Idee zu entdecken oder etwas dem Mensch gewordenen Erlöser der Welt Aehnliches zu finden. Hier ist auch nicht der entfernteste Gedanke an eine göttliche Menschwerdung zum Heile der gefallenen Menschheit. Hie und da streifen diese mythologischen Geschichten an die ältere Bibelgeschichte und Prophezeihungen an; aber alles ist dunkel, verzerrt und zum Albernen entwürdigt.

Einmal als bei einer großen Fluth die heiligen Bücher verloren gingen, baten die Braminen um Wiederherstellung derselben, auf daß die Religion nicht zu Grunde gehen möchte. Wischnu wird ein

Fisch und holt aus der Tiefe des Meeres die Wedas herauf; ein andersmal erscheint er als eine Schildkröte, um die Erde, welche in die Tiefe zu sinken Gefahr lief, zu unterstützen; daher glauben auch die Hindus bis auf diesen Tag, die Erde ruhe auf einer großen Schildkröte.

Wiederum als die Erde in Schlamm und Wasser versank, erscheint Wischnu in Gestalt eines fürchterlichen wilden Schweines, und zieht sie mit seinen Fangzähnen wieder aus dem Wasser hervor.

Ein andermal sprang der Gott in Gestalt eines Ungeheuers, halb Mensch, halb Löwe, aus einer sich in zwei Theile spaltenden Säule hervor, und zerriß einen mächtigen Tyrannen, der die Erde verwüstete.

In ähnlicher Absicht erschien er in der Gestalt eines Zwerges, der bei einem Könige bettelte. Das Almosen, welches er sich ausbat, war drei Schritte breit Landes von seinem Königreich. Balu der König gelobte es ihm. Als Zeichen des Eides goß er aus einer Kanne Ganges-Wasser auf die Hände des Bettlers. Was geschah! Während das heilige Wasser floß, wuchs der Zwerg zu der Höhe eines Riesen, und wurde endlich so groß, daß sein Kopf bis in den dritten Himmel emporragte. Jetzt schritt der Mächtige mit einem Tritt über die ganze Erde hin, mit dem zweiten über das Meer, und mit dem dritten nahm er Besitz von den himmlischen Gefilden. So ward König Balu von Wischnu durch List seines Königreichs beraubt, aber aus Gnade vergönnte ihm der Wundermann, daß er König in der Unterwelt seyn

durfte; dorthin verbannte ihn der Gott ohne Verweilen, gab ihm aber einen Geleitsbrief auf den Weg, daß die Dämonen ihm für seine Uebelthaten kein Leid zufügen durften.

Ein andersmal erschien Wischnu auf Erden als ein Riese, um den Tyrannen Urzun von der Kriegerkaste aus dem Wege zu räumen. Dieser quartirte sich auf einem seiner Raubzüge bei dem Einsiedler Zamadagni ein. Seine Armee bestand aus 900,000 Mann. Der Heilige bewirthete das ganze Heer wochenlang auf königliche Weise. Urzun fand es unbegreiflich, wo der Eremite im einsamen Walde all den Ueberfluß auftrieb. Das Geheimniß kam endlich heraus; er besaß eine Kuh Namens Kamodhena, die ihm Brama geschenkt hatte. Sobald er zu melken anfing, gab diese alle Arten von kostbaren Speisen, auch Gold und Silber mit den schönsten Kleidern. Es läßt sich leicht denken, daß der gewaltige Gast die Kuh gerne an sich bringen wollte; mancher Potentat würde ähnliche Gelüste haben. Als nun der Eremite seinen Schatz nicht herausgeben wollte, erschlug ihn der böse Urzun; aber es half ihn nichts, denn es wuchsen Flügel auf dem Rücken der Kuh, und sobald die Mordthat verübt war, flog sie in ihre Heimath, Bramas Himmel, zurück. Vischnu nahm darauf die Gestalt eines Riesen (Parasturam) an und hieb den Tyrannen in Stücke.

Noch sind zwei Incarnationen übrig, die besonders angeführt zu werden verdienen, weil die Personen, die darin ihre Rolle spielen, durch ganz Hindosthan

und Bengalen allgemein verehrt werden. Die eine ist die Incarnation des Ram, die andere die des Krischna. Die Geschichte des Ersteren wird in dem epischen Gedicht des Ramayun umständlich erzählt. Obgleich seiner leiblichen Abstammung nach von königlichem Geblüt, lebte Ram doch mit seiner Gattin Sita mehrere Jahre lang als Einsiedler in einem Walde. Dort raubte ihm Rabun, der König von Lanka oder Ceylon, seine geliebte Gattin. Dieß veranlaßte einen langwierigen Krieg, in welchem Sugriva, ein mächtiger König der Affen, unter denen wahrscheinlich die Bergvölker des südlichen Indiens gemeint sind, ihn kräftig unterstützte. Von dem General Honnuman, der immer in Affengestalt abgebildet wird, erzählt die Geschichte unglaubliche Heldenthaten. Als man eine Brücke über die Meerenge, welche Ceylon von Indien trennt, zu bauen beschlossen hatte, um die Armee hinüber zu führen, riß Honnuman große Berge aus und warf sie in das Meer, so wurde die Brücke in kurzer Zeit fertig.

Bei der Belagerung der Hauptstadt von Lanka *) machte der zwanzigköpfige König Rabun einen Ausfall mit seinem furchtbaren Heer von Giganten. Sein Bruder Kumbhakarna war über 3000 Fuß hoch und 2000 im Umfang. Dieser begann die Schlacht damit, daß er seine Feinde dutzendweise verschlang und auffraß. Doch retteten viele dadurch ihr Leben,

*) Dieß ist der alte Name der Insel Ceylon.

daß sie aus seinen Ohren und Naselöchern heraussprangen.

Bei einem andern Ausfalle wurde Rams Armee beinahe ganz nieder gemacht, und jetzt fragte es sich, was man thun sollte. Ein alter Mann erhob sich und erklärte, auf einer Spitze des Himalaya-Gebirgs wachse ein wunderbares Kräutlein, wenn man von diesem einen Trank bereiten würde, so könnte die Armee, lebendig oder todt, geheilt und wieder auf die Beine gebracht werden; aber dieses mußte während der Nacht und vor Sonnen-Aufgang geschehen. Wer sollte nun ein solches Stück Arbeit unternehmen? Von Ceylon nach den Himalaya-Gebirgen sind es über 1400 Stunden. General Honnuman erbot seine Dienste. Mit einem Sprung war er in den Wolken, mit dem zweiten über dem Meer und mit dem dritten auf des Berges Spitze. Er suchte stundenlang, konnte aber das Kräutlein nicht finden. In dieser Verlegenheit dachte er, es wäre wohl am besten, wenn er den Berg selber mitnehme, faßte ihn also mit beiden Händen und rüttelte mit solcher Macht, daß er in seinen Grundfesten erbebte. Mit furchtbarem Krachen riß er ihn los, nahm ihn auf die Schulter und eilte davon. Als er über dem Königreich Oude dahin flog, schoß ihn ein Jäger mit einem Pfeil herunter; da dieser jedoch den Zweck seiner Sendung vernahm, war es ihm leid und er schlug vor, ihn auf der Spitze eines zweiten Pfeils nach Ceylon zu senden. Honnuman verbot sich diese Art von Schnellpost und zog es vor auf seine gewohnte Weise zu reisen. Der

Jäger hatte ihn verspätet, die Nacht ging zu Ende und im Osten sah er die Morgenröthe aufsteigen. In raschem Lauf eilte er hinüber zur Sonne, machte eine tiefe Verbeugung und bat sie, da Rams Leben selber in Gefahr sey, doch ein wenig stille zu halten. Der Sonnen-Gott antwortete, mich darf nichts aufhalten, ich gehe in meinem gewohnten Laufe fort. Honnuman sagte, wenn bitten nichts hilft, muß ich eben Gewalt brauchen, stieg am Wagen hinauf, zog die Sonne am Haar herunter, nahm sie unter seinen Mantel und eilte davon. Eine schöne Ladung! Mit dem Himalaya auf der Achsel und der Sonne unter dem Arme kam er glücklich im Lager an. Das Kräutchen fand sich, und mit demselben wurde die ganze Armee von Verwundeten, Sterbenden und Todten geheilt und ins Leben zurück gerufen.

Das Ende dieser Incarnations-Geschichte ist, daß Ram die Hauptstadt von Ceylon erobert, den Tyrannen Rabun erschlägt und seine Gattin befreit. Im westlichen Hindosthan wird er allgemein verehrt. In ihren Gesängen preisen die Hindus seine Heldenthaten. *Sie übersteigen nach ihren Begriffen alle Wunder, die Christus verrichtete.* Die Affen werden als Rams Begleiter und Lieblinge noch immer in hohen Ehren gehalten, und ein reicher Hindu der in Benares starb, hinterließ eine große Summe als Vermächtniß, von welcher in einem Garten 1500 Affen genährt und unterhalten werden. Wahrscheinlich hoffte er sich durch diese verdienstliche Handlung den Eingang in Wischnus Him-

mel zu erwerben. Die Hindus begrüßen sich auf der Reise gewöhnlich mit den Worten: „Ram, Ram." —

Die Incarnation des Krischna ist schon deßhalb bemerkenswerth, weil dieser berühmte Gott von einem großen Theil des Hindu-Volks als Schutzpatron verehrt wird. Wischnu, sagen sie, hat durch ihn seine Macht und Herrlichkeit geoffenbart, wie in keiner andern Erscheinung auf Erden. Andere Secten der Hindus heißen Krischna einen gottlosen Wicht, einen grausamen Tyrannen, ja einen eingefleischten Teufel. Bis auf diesen Tag bekämpft eine Secte die andere, jede sucht ihrem Gott die erhabenste Stelle auf Kosten der Andern zu verschaffen. Darf uns das wundern, wenn wir lesen, daß die Götter selber sich in ihren Himmeln oft bis aufs Blut um den Vorrang rauften?

Krischnas Geschichte hat das Merkwürdige, daß seine Geburt mit der unseres Herrn in Bethlehem etwas ähnliches hat. Sie geschah zu Mathura im westlichen Hindosthan. Sein Onkel, der mächtige König Kangsa, suchte ihn umzubringen, aus Furcht er möchte nach einer gegebenen Weißagung seinen Thron besteigen. Sein Pflegvater floh mit ihm über den Tschumna-Fluß und rettete auf wunderbare Weise sein Leben. Der König wurde wüthend und ließ alle Säuglinge in der Umgegend erwürgen. Ein andersmal sandte der König, als er den Aufenhalt des Kindes erfuhr, ein Weib mit vergifteter Brust, um es zu säugen.

Sobald der Knabe zum Bewußtseyn kommt und seine eigene Rolle spielt, hört alle Aehnlichkeit mit

der schönen Geschichte des Knaben Jesus auf. Krischna's Jugendgeschichte ist ein Gemisch von Wunderthaten und lüderlichen Streichen. Er zerstörte eine ungeheure Schlange, welche den Fluß Tschumna vergiftet, weßhalb er auf Gemälden im Kampf mit dem Ungeheuer oder als Sieger mit dem rechten Fuße auf dem Kopfe der Schlange dargestellt wird. Daß diese Darstellung von einer dunkeln Tradition herrührt, die aus der ersten messianischen Weissagung entsprungen ist (1. Mos. 2.). „Des Weibes Saame wird der Schlange den Kopf zertreten," ist sehr wahrscheinlich. — Einst erblickte Krischna's Wärterin in dem Munde des schlafenden Knaben die drei Welten und Brama, Wischnu und Schiwa saßen auf goldenen Thronen. Ein andermal versammelten sich mehrere tausend muntere Hirtenmädchen beim fröhlichen Reigen, um die Herabkunft dieses Gottes auf Erden zu feiern Krischna erschien selbst unter den freudetrunkenen Jungfrauen und da es an Tänzern fehlte, so theilte er sich in ebenso viele tausend Formen und trieb mehrere Tage und Nächte sein tolles Wesen mit der erwünschten Gesellschaft. In unzüchtigen Liebesliedern besingen die Hindus an gewissen Festtagen die wilden Ausschweifungen dieses schändlichen Gottes, und werfen einander dabei einen rothen Staub ins Gesicht.

An andern Orten werden Theater errichtet und seine Schandthaten in pantomimischen Vorstellungen aufgeführt. Einmal versuchte Krischna einen religiösen Mann, Jutisthir eine Lüge zu sagen, um welcher

willen dieser seinen Weg nach dem Himmel durch die Hölle nehmen mußte.

Als Krischna beschlossen hatte, den obgenannten Tyrannen Kangsa, aus dem Wege zu räumen, entdeckte er auf dem Wege nach der Hauptstadt, daß seine Kleider zu Lumpen geworden waren. Er sagte zu seinem Bruder Balaram, in diesen Fetzen dürfen wir nicht in die Stadt einziehen. Sie gingen daher in das Haus eines Wäschers und forderten Kleider; dieser wollte sie nicht geben, weil sie dem König gehörten. Krischna erschlug ihn und nahm die verlangten Feierkleider mit sich fort.

In einem Laden stahlen sie darauf zwei Halsbinden. Ein altes krumm gebücktes Weib beraubte er des kostbaren Sandelholzes, das sie nach dem Markte trug. Um sie nicht ohne Belohnung wegzuschicken, machte er sie gerade und gab ihr eine engelschöne Gestalt.

Die schlaue Dirne sagte nun, da du mich so lieblich umgestaltet hast, so möchte ich auch wissen, wer mich heirathen wird. Krischna antwortete: „Wen möchtest du gerne haben? Dich selbst," versetzte sie, und der Gott gewährte ihre Bitte ohne Bedenken.

Krischna brachte vor seinem Tode alle seine Kinder um. Sein Ende war seines Lebens würdig. Er saß in Gestalt eines großen Vogels auf einem Baum, ein Jäger schoß ihn mit einem Pfeil durchs Herz und er fiel todt zu Boden.

Die letzte Incarnation ist die von Budha; wird aber in Bengalen nicht als eine solche anerkannt.

Während in Indien die Religionslehre dieses Philosophen beinahe ausgestorben ist, wurde sie in China Ceylon und dem birmanischen Reiche die herrschende. Budha trug es darauf an, Menschen und Thieropfer abzuschaffen und eine reinere Religions-Philosophie einzuführen. Die Reinheit derselben scheint hauptsächlich darin zu bestehen, daß sie wie manche moderne Systeme unserer Zeit zu einer absoluten Verläugnung der Gottheit führt.

Die zehnte Incarnation wird von den Hindus noch erwartet. Wischnu soll auf einem weißen Pferd erscheinen; sein Haupt mit sieben Kronen gezieret, im Triumph reitet er einher und überwindet seine Feinde. In jener Zeit soll dann die gegenwärtige Verfassung der Welt eine allgemeine Umwälzung erleiden; eine merkwürdige Anspielung einiger Weissagungen des Alten und Neuen Testametes in Beziehung auf die Wiederkunft Christi zum Gericht.

Noch ist die dritte Person Schiwa zu beschreiben übrig. Seine Gestalt und sein Beruf bezeichnen ihn als eine schreckliche Gottheit. In der rechten Hand hält er einen Dreizack; sein Angesicht ist drohend. Er ist der Zerstörer von Allem, was Leben und Othem hat. Sein Halsgeschmeide besteht aus Todenköpfen, seine Armspangen, Ohrenringe und andere Zierrathen sind eine große Anzahl von Brillenschlangen. Seine Kleidung ist ein Tiegerfell, und Jahrhunderte zog er in dieser Tracht umher mit Haaren, die bis auf die Knöchel herunterhingen. Er ritt

auf dem heiligen Ochsen, welcher deßhalb wie er selbst, göttliche Verehrung genießt.

Seine Augen waren feuerroth, weil er, wie die Chinesen neuerer Zeit, die böse Gewohnheit hatte, narkotische Kräuter zu kauen. Oft war er so berauscht, daß seine unglückliche Gattin mächtig an ihm zu schütteln hatte, bis er wieder aufwachte.

Bei seiner Heirath mit Parbatti (die von Gebirzigh herstammende) riefen ihre Nachbarinnen aus, wie Schade ist es, daß die Schönheit der drei Welten einem solchen Kerl zufällt, der keinen Zahn im Munde und drei Augen hat; der mit Schlangen umgeben ist und ein Halsband mit Menschenschädeln trägt und wie ein Wahnsinniger einhergeht.

Bei einem Feste der Götter trank Schiwa eine große Portion Gift; dieses bekam ihm so übel, daß er in eine Ohnmacht fiel und es schien, als wollte er den Geist aufgeben. Seine Gehülfin Durga sprach einige Zauberformeln über ihn aus und sein Bewußtseyn kehrte zurück. Das Gift ließ aber an seinem Halse ein blaues Mal zurück, daher erhielt er den Namen Nilkontho oder der Blauhalsige. Als er mit Brama in Streit gerieth, schnitt er diesem einen seiner fünf Köpfe ab und machte sich eine Schüssel daraus, womit er auf seinen Reisen bettelte und Almosen einsammelte.

Man würde sich irren, wenn man dächte, die Schasters führen den Grundcharacter einer jeden ihrer Gottheiten auf eine consequente Weise durch. So erscheint Schiwa nicht nur als Zerstörer, sondern

eben so oft als Schöpfer. Der Bramine erklärt diese Abweichung auf folgende Weise: Er sagt, so lange die Welt währt, gibt es eigentlich in der Welt keine gänzliche Zerstörung; es ist nur Auflösung und dieselben Elemente kehren in verwandelter Gestalt alsbald wieder in ihr Daseyn zurück. Zerstörung ist daher nach seiner pantheistischen Philosophie eigentlich nichts anders, als Wiedererneuerung; eine Art Reproduction, und so ist Schiwa der Tausendkünstler, welcher mit einem Schlag tödtet und belebt, und trifft sein Stahl das menschliche Leben, so stellt er dasselbe in einer Transmigration und neuen Geburt wieder her.

Obgleich Schiwa dem Hindu in einem so furchtbaren Character erscheint, so hat er in Bengalen doch unter allen Göttern bei weitem die meisten Verehrer. Die Art und Weise dieser Verehrung werde ich in dem nächsten Abschnitt ausführlich mittheilen.

Die Gattin Schiwas erscheint in der Hindu-Mythologie in drei verschiedenen Namen oder Individualitäten. Durga, Parbatti und Kali. In Durga erkennen die Hindus alle göttlichen Eigenschaften, darum sind auch die Feste, welche ihr zu Ehren gehalten werden, die gefeiertsten in ganz Indien. Ein Gott gab ihr seinen Dreizack, ein anderer den Köcher mit Pfeilen, ein dritter verehrte ihr ein Schlachtbeil und ein vierter Blitz und Donner.

So ausgerüstet erschlug sie einen furchtbaren Tyrannen, der die Erde unterjochte. Dieser verwandelte sich in einen meilenhohen Elephanten, die Göttin

schoß ihn mit einem Pfeil durch die Brust. Wegen dieser Heldenthat wird ihr im Monat September ein Fest gefeiert, das zwei Wochen lang dauert, welches nächstens etwas näher beschrieben werden soll.

Kali ist in dem ganzen Pantheon des Hinduismus die furchtbarste Gottheit und ihre Verehrung die unsittlichste. Sie trank das Blut ihrer Feinde, welche sie erschlug. Sie steht mit dem einen Fuß auf der Brust Schiwas, ihre mit Blut gefärbte Zunge hängt zum Munde heraus; sie ist mit den Schädeln und Händen ihrer erschlagenen Feinde geziert.

In dem Buch der Kali Purannas steht geschrieben: das Blut eines Tiegers ergötzte sie zehn Jahre, aber das Blut eines Menschen tausend Jahre. Wenn einer ihrer Anbeter das Blut von seinem eigenen Körper herausläßt und ihr zum Opfer bringt, wird sie vor Freude ganz entzückt. Schneidet er sich aber ein Stück Fleisch aus seinem eigenen Leibe heraus und bringt es ihr als ein Brandopfer dar, so übersteigt ihr Wonnegefühl alle Beschreibung." Der opfernde spricht dabei folgende Worte: „Heil dir täuschende Göttin, stehe auf und verzehre die Gabe. Du hast meine Lust befriedigt, empfange mein Blut und erweise mir deine Gunst.

Kali ist eine besondere Freundin von Dieben, Räubern und Mördern. Jede Diebsbande trägt ihrem Bilde ihre Bitte um das Gelingen ihres gefährlichen Unternehmens vor, und bringt ihr zuerst blutige Opfer. In ihrem Namen beten sie auch das Werkzeug an, mit dem sie in ein Haus einbrechen wollen. Folgende Formel wird dabei von ihnen ge-

braucht: „O Instrument von der Göttin verfertigt, Kali befiehlt dir eine Oeffnung in das Haus zu machen, zu hauen durch Stein und Bein, durch Holz und Erde und zu machen, daß der Staub vom Winde entführt wird.“

In voller Erwartung der göttlichen Bewahrung schreiten sie nun zu der Ausführung ihres heillosen Planes.

Vor mehreren Jahren hat die Regierung in Indien eine Mörderbande entdeckt, deren eng geschlossene Verbrüderung durch das ganze Reich verzweigt war. Sie sind unter dem Namen Thuggs wohl bekannt. Sie sind treue Schüler und Nachfolger Kali's. Unter ihrem Schutze haben sie viele Jahre schon mit der größten Verschwiegenheit ihr Mörderhandwerk getrieben und obgleich Hunderte von ihnen aufgehängt wurden, besteht diese Verbrüderung dennoch bis auf diesen Tag fort. Lange Zeit war ihre Hauptniederlage in der Nachbarschaft von Benares. Ihr Zweck ist Raub, und um denselben zu erreichen, schnüren sie ihren Opfern den Hals zu. Man zeigte mir bei Mirzapore einen Kalitempel, in dem sie sich versammelten, ehe die Mörderbande auf Raub ausging und sie um ihren Beistand anflehten; auch versprechen sie der Göttin einen Theil des geraubten Gutes. Je drei oder vier der Geschwornen reisen in Gesellschaft. Unterwegs schließen sie sich an Reisende an, unterhalten sich mit ihnen und suchen ihre Verhältnisse und das Eigenthum, das sie bei sich haben, auszuspähen. Unter einem schattigen Baume, am einsamen Bach oder

hinter dem Gebüsch ruhen sie in der Tageshitze mit ihren Reisegefährten aus. Auf ein gegebenes Zeichen fallen sie über die Schlafenden her, werfen ihnen mit unglaublicher Behendigkeit eine Schlinge, die aus einem baumwollenen Gürtel gemacht ist, um den Hals und in wenigen Minuten liegen diese erdrosselt da. Ihr Geld und Geldswerth wird nun eingepackt und die Leichname werden unter die Erde oder im Sand verscharrt. Eine solche Fertigkeit haben diese Thuggs in ihrem Mordgeschäfte erlangt, daß in einer Viertelstunde alles fertig ist. Sie erdrosseln einen Reisenden, wenn er zwei Gulden Werths bei sich hat.

Werden einige eingefangen und zum Galgen verurtheilt, so geben sie nicht Kali, sondern sich selber die Schuld. Sie sagen, sie haben sich nicht strenge genug an die Form ihrer Religion gehalten, sonst hätte die Göttin sie unfehlbar beschützt. Diese Thuggs haben gewisse Zeichen, an welchen sie einander durch ganz Hindosthan erkennen.

Hören sie von irgend einer Seite her, daß man ihnen nachspürt, so zerstreuen sie sich einzeln auf mehrere Wochen und kommen an entfernten Orten verabredetermaaßen wieder zusammen.

Ich denke meine verehrten Zuhörer haben genug von den Göttern der Hindus gehört, um sich eine ziemlich richtige Vorstellung von ihrem Character machen zu können.

Ich könnte noch die Schandthaten eines Indra berühren, ich könnte erzählen, wie einer der Göttersöhne Ganesch im Kampf seinen Kopf verlor und als

sein Vater ihn nicht fand, ihm den Kopf eines Elephanten an seine Stelle setzte, und wie dieser Ganesch eine der beliebtesten und anbetungswürdigsten Gottheiten geworden ist. Aber es führt zu keinem befriedigenden Ergebniß. Aehnliche alberne Geschichten wiederholen sich durch das ganze Lügengewebe hindurch und wechseln mit allen möglichen Gräueln ab. So moralisch schlecht und versunken hat noch kein Tyrann auf Erden gelebt, wie die Hindus ihre vornehmsten Götter schildern.

Merkwürdig ist es auch, daß die Zahl ihrer Götter ihnen jetzt noch nicht genügt und in unsern Tagen noch neue von den Braminen fabricirt worden sind. So ließen sie erst seit 20 Jahren im südlichen Bengalen gegen den Ausfluß des Ganges hin eine weibliche Göttin erscheinen, die Olla-Bibi genannt wird und die ihre Anbeter vor der Cholera schützen soll. Die Figur wird vom Töpfer verfertigt, vom Braminen eingeweiht und sieht einem Menschenkopf etwas ähnlich. Bricht die Cholera aus, so bringen die Leute in der Angst diesem Bilde ihre Opfer von Reis, Blumen und andere Sachen dar." Vor ungefähr 300 Jahren ließ ein Bramine in Nuddea bei Kischnagore in einem poetischen Werke eine neue Incarnation Wischnus, Namens Choitunyo erscheinen, und jetzt sind hunderttausende von Hindus Verehrer desselben.

Lieber Leser! ist diese arme Nation von Götzendienern nicht zu bedauern? In solchen schauerlichen Gestalten stellen die Hindus das göttliche Wesen dar

und in solchen albernen Geschichten suchen sie die Allmacht ihrer Götter zu beweisen. Hier ist ein Volk, das vorgibt, eine Religion zu besitzen, eine Armee von Priestern hat es, welche jede Stunde bereit sind, zur Vertheidigung ihres religiösen Cultus sich in Disputationen einzulassen; aber wem ist nicht aus dem schon Gehörten die heillose Tendenz ihrer Theologie aufgefallen. Sie confundirt den Schöpfer mit dem Geschöpf: der Unterschied zwischen beiden ist verloren und vernichtet. Entweder ist Alles Schöpfer oder es ist Alles Creatur.

Wer, meine Leser, würde solche Dogmen mit seinem Christen-Glauben vertauschen? Wenn die Creatur um uns her ein Theil der Gottheit ist und wenn wir in dem höchsten Wesen mit dem braminischen Philosophen weiter nichts als die alles durchdringende Weltseele erkennen, welchen Nutzen hätten wir von einer solchen speculativen Vorstellung; denn Glauben kann man jene Hirngespinste doch nicht heißen, ohne das schöne Wort in seiner tiefen Bedeutung zu prostituiren.

Wir leben mit Freude in einer unvollkommenen Welt; der Mensch ist jeden Tag Versuchungen, Leiden, Gefahren ausgesetzt. Er braucht Hülfe, er hat Trost, Ermunterung, Aufrichtung nöthig. Er seufzt unter der Last der Sünde, und bedarf eines Erlösers, Wo soll er dieses finden, wenn er keinen Glauben an einen reellen Gott hat? Wie soll er sich seines Daseyns freuen, wenn der Trost der Vergebung, wenn die frohe Aussicht in ein besseres Leben ihm abge-

schnitten ist? Der Pantheist hat keinen Glauben, keine Hoffnung: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt," ist sein Wahlspruch.

Staunen mußte ich, als ich hörte, daß ein System von heidnischem Ursprung seine Bewunderer und Anhänger im christlichen Deutschland gefunden hat. Wer den Character desselben schmucklos und unverblümt, wie es ist, beschauen will, wer seine moralische Tendenz der Wahrheit getreu kennen lernen möchte, sollte nach Bengalen gehen und ein Paar Jahre sich am Ganges unter den Braminen niederlassen, und der Anblick ihres schauderhaften Cultus würde sein ganzes Wesen erschüttern. Ich bin gewiß, er würde von allen pantheistischen Ideen kurirt zurückkehren, und mit der Hand auf der Bibel ausrufen: „hier ist „Wahrheit, Leben, das den Geist befriedigt und das „Herz erfreut, — dort ist Lüge, Tod, Verwesung."

Finden wir auch hie und da in den Wedas ein Goldkörnlein gesunder Moral, so liegt es unter einem Sandhaufen unnützer Speculation, einem Wust von Irrthümern begraben. Stoßen wir zuweilen auf dunkle Anspielungen biblischer Geschichte und Weissagungen, so sind sie durch alberne Erzählungen hin verwoben und entwürdigt. Ist der Mensch nicht mit schauderhafter Blindheit geschlagen, welcher alle bessere Gefühle verhöhnend, Brama einen Ochsen, einen Tieger, einen Wallfisch werden und auf diese thierische Weise die Erde, das Meer und andere Welten bevölkern läßt. Was muß das für ein Mensch seyn, welcher Götter, wie Brama und Schiwa erdichtet,

welcher den ersten aller Götter als Lügner, Trunkenbold und Ehebrecher darstellt, und aus dem Himmel ein Saufgelage macht, wo Sünden verübt werden, wie man sie nur in Häusern von bösem Rufe erwarten darf.

Wer wendet da nicht gerne sein Auge von solchem Gräuel und Unsinn hinweg und liest mit dankbarem Herzen seine Bibel, und erkennt in der schönen würdevollen Einfachheit, mit welcher sie die Geschichte der Schöpfung beschreibt, göttlich geoffenbarte Wahrheit.

Ja mein lieber Leser, der arme ungelehrte Landmann in seiner geringen Hütte im deutschen Vaterlande lernt aus dem ersten Verse des Bibelbuch's: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" mehr Theologie und erhält richtigere und seines Schöpfers würdigere Ansichten, als die grösten Geister aller Zeiten in ihren tiefsten Systemen je herausgearbeitet haben.

Eben die edle ungeschmückte Einfachheit der heiligen Schrift, in welcher die herrlichsten Wahrheiten dem Menschen dargelegt werden, beurkundet ihren göttlichen Ursprung. So hat noch kein Mensch gelehrt. Gott ruft die Welt aus ihrem Nichts heraus. „Er spricht, so geschiehet es. Er gebietet, so stehet es da." Hier ist kein Zusammenwerfen des Schöpfers und der Schöpfung. Unabhängig, herrlich, allmächtig erscheint er als Gott und befiehlt — die Welten stehen da in ihrer Schönheit und Ordnung.

„Ich muß frei gestehen, sagt der dem Cristenthum

nicht geneigte Rousseau, der majestätische Character der Bibel erfüllt mich mit eben so großer Verwunderung als die Reinheit des Evangeliums mein Herz anspricht. Lies die Werke unserer Philosophen mit all' ihren erhabenen Ideen und pompösen Redensarten, wie gering, wie verächtlich erscheinen sie im Vergleich mit der heiligen Schrift! Ist es möglich, daß ein Buch, so einfach und doch so erhaben das Werk eines Menschen seyn kann? Nein, es ist göttlich."

Drittes Kapitel.

Ueber den Götzendienst der Hindus.

Die Tempel der Hindu's. — Die Götzenbilder. — Die Anbetung der Götzen. — Die Priester. — Die Götzenopfer. — Baden im Ganges. — Göttin Gurga. — Verehrung des Ganges. — Sterben am Ganges. — Verbrennen der Todten. — Selbst- und Kindermord im Ganges. — Kalisfest. — Schwingfest. — Tschoggenath. — Die Ascetiker oder Eremiten. — Selbstpeinigungen. — Die Schradha oder Todtenfeier. — Der Himmel der Hindu's. — Die Hölle der Hindu's. — Die Seelenwanderung. — Das Gericht. — Fatalismus. — Einige Betrachtungen. —

Die Götzenmacher sind allzumal eitel und ihr köstliches ist kein nütze. Sie sind ihre Zeugen und sehen nichts, merken auch nichts, darum müssen sie zu Schanden werden. Jesaias 44, 9.

In dem letzten Abschnitt habe ich meine Beschreibung der wichtigsten Götter der Hindus zu Ende gebracht. Meine Absicht in der gegenwärtigen ist dem geneigten Leser ein anschauliches Bild davon zu geben, wie es mit der Verehrung derselben unter dem Volke gehalten wird; auf welche Weise der Hindu hofft, das Heil seiner Seele zu befördern.

Eine Bemerkung muß ich dieser Abhandlung voraussenden. Der in seinen religiösen Schriften bewanderte Bramine erblickt in seinen Götterdichtungen einen tiefern Sinn und erklärt die grellen Darstellungen derselben in den verschiedenen Götzenbildern als Symbole geistiger Kräfte und Eigenschaften. Diese sogenannte geistreiche Auffassung hat manche tief

denkende Forscher der Hindu-Mythologie gar sehr beschäftigt und sie glaubten in derselben ein Substratum (Unterlage) von reiner Vernunftreligion entdeckt zu haben, welche der Theologie der Bibel zwar nicht gleichzuhalten sey, aber doch wenig nachstehe. Ja einige sogar glaubten in diesem Götzen-Chaos die reine Urreligion zu entdecken. Gesetzt auch der vierköpfige Brama, oder der Stein Schiwas habe einen tiefern, als den geschichtlichen Sinn, so versteht oder ahnt ihn unter zehntausenden von Hindus kaum Einer. Meine Aufgabe ist, das Götzenwesen, gerade wie es dem Auge des Missionars sich darbietet, darzustellen; — die traurigen Wirkungen desselben liegen am Tage und der Gedanke, daß vielleicht die ersten Erfinder dieser Mythen hie und da eines ihrer Philosopheme nur in eine groteske Form gebracht haben, kann uns nicht darüber trösten, daß Millionen von Menschen, die alle jene Fabeln im krassesten Sinne glauben, indessen durch diese schauerliche Religion des geistlichen Todes sterben.

Zuerst ein Wort über die Tempel der Hindus. Man muß sich im Allgemeinen nicht solche stattliche, prachtvolle Gebäude unter denselben vorstellen, wie unsere Kirchen sind. Schiwas Tempel ist ein regelmäßiges Quadrat; das Gemach, in welchem das Götzenbild steht, hat gewöhnlich nicht mehr als acht bis zehn Fuß im Gevierte. In den Dörfern stehen die Tempel meistens auf dem Markte, die Hindus pflanzen gerne einige Mongoe- oder Tamarinden-Bäume in ihrer Nähe. Sie versammeln sich des

Morgens und Abends im Schatten derselben, rauchen und unterhalten sich mit einander. In größern Städten und besonders in Benares findet man Meisterstücke von Baukunst. Ich bewunderte besonders die geschmackvolle Sculptur; Blumen und geschichtliche Bilder aus der Hindu-Mythologie sind äußerst schön vollendet. Nichts ist verdienstvoller, als der Bau eines solchen Tempels, die Seligkeit des Himmels ist dafür verheißen, besonders wenn es an dem Ganges geschieht. In Benares findet man mehr als 900 Schiwatempel. In der Nachbarschaft von Burdwan baute vor 50 Jahren ein reicher Pächter 120 derselben, welche ein großes Viereck mit einem weiten Hofraum bilden. In alten Zeiten wurden sie von den Fürsten und Rajahs mit Gütern reichlich dotirt, welche den Dienst thuenden Braminen ein gutes Einkommen gewähren.

So sollen die Güter, welche zu den Tempeln Juggernauths in Orissa gehören, ein jährliches Einkommen von hunderttausend Rupies abwerfen.

Der Götzenbilder, welche von den Hindus angebetet werden, gibt es allerlei Gattungen, sie werden aber von den Braminen in zwei Hauptklassen abgetheilt; nämlich solche, die auf die Dauer gemacht sind und in den Tempeln aufgestellt werden, uud andere, welche man nur für die feierliche Gelegenheit des Götzenfestes zubereitet. Die ersteren bestehen aus soliden Materialien, als Stein, Kupfer, Gold, Silber, die zweite Classe aus Holz und Lehm oder Gangesschlamm.

Zu den ersteren gehört der Linga, welcher den Schiwa vorstellen soll; es ist ein schwarzer Stein, in der Form eines Zuckerhuts. Wollte man die Schändlichkeit dieses Götzendienstes in seiner wahren Gestalt darstellen und denselben dem Abscheu eines christlichen und moralischen Publikums Preis geben, so müßte man eigentlich die nähere Geschichte seines Ursprungs erzählen, aber das ist unmöglich; ich möchte das Schaamgefühl meiner Leser nicht einmal durch eine Andeutung beleidigen. Schiwa, in seiner Eigenschaft als Erneurer der belebten Erde, ist ein Wüstling über alle Maaßen. Diese Lingas, Symbole seiner Schande, werden in tausenden von Tempeln als Götter verehrt und nicht selten sieht man Sculpturen an denselben, welche jene häßlichen, geschichtlichen Traditionen erläutern und das gemeinste moralische Gefühl empören. Götzen von Stein und Metallen werden in größeren Städten und auf Märkten verkauft. Die Kaufleute in Birmingham machten vor einigen Jahren eine gute Speculation, indem sie tausende von messingenen Götzen verfertigten und nach Calcutta versandten, wo sie eine gute Abnahme fanden. Ich hörte es als eine traurige Thatsache in England erzählen, daß an Bord eines und desselben Schiffes zwei Missionare und mehrere große Kisten voll von solchen Götzen nach Calcutta abgingen.

Götzen von Thon und Holz werden in jedem Hindudorfe verfertigt. Sie werden nach dem Götzenfeste zerbrochen oder ins Wasser geworfen. Es ist dieses Götzenmachen ein eben so ehrenwerthes Hand-

werk, als das eines Schreiners oder Zimmermanns. Der Meister befestigt an ein Stück Brett einige Bambusstöcke, um diese bindet er Stroh und gibt ihnen eine Form. Dann knetet er Kuhmist mit Thon, Spreu oder Spelzen vermischt, zu einem Taig zusammen und überzieht den Strohmann damit. Es kostet ihn nicht wenig Mühe, bis er die Augen und feinere Theile fertig hat.

Diese Götzenmacher haben ihr Handwerk zu einem ziemlich hohen Grad von Fertigkeit gebracht. Ein schön gearbeitetes Bild kostet nicht weniger als zehn Gulden, Farbe und Alles mit eingerechnet. Ist das Bild vollendet, so kommt Morgens der Priester und beginnt die Consecration desselben. Mit den zwei Vorderfingern der Hand berührt er die Brust, die Augen und Stirne und spricht jedesmal die Worte aus, „der Geist Schiwa's oder Durgas steige herab und nehme Besitz von diesem Bilde.“ Durch diese und andere Citationen, welche Muntrus genannt werden, glaubt der Hindu unzweifelhaft den Geist der Göttin in das Bild hinein zu bringen. Von da an wird dieses als eine Wohnung der Gottheit und ganz von derselben belebt und durchdrungen angesehen. Ja viele Braminen behaupten, eine Art von Transsubstantiation und sagen, die Materie des Strohs und Thons oder Steins habe sich in das Wesen der Gottheit verwandelt.

Eine solche Macht besitzt der Bramine nach dem oft wiederholten Spruche der Schasters: „Die Welt ist unter der Macht der Götter, die Götter sind unter

der Macht der Muntrus und die Muntrus sind unter der Macht der Braminen; folglich sind eigentlich die Braminen die Götter.

Bezeigt man dem Hindu sein Befremden darüber, daß aus einem Strohwisch und einem Klumpen Thon ein Gott werden könne, so antwortet er, warum sollte dieß nicht möglich seyn? Gott kann alles machen. Wenn aber ein Hund, oder ein Weib oder ein Europäer das Bild berührt, so wird es unrein und die Gottheit fährt heraus. Ist es von Thon, so muß es weggeworfen werden, wenn es aber von Stein ist, so nimmt der Bramine die Consecration desselben zum zweiten Mal vor.

Ich beging einmal die Unvorsichtigkeit, mit meinem Stock den Stein des Schiwa in einem Tempel zu berühren und Jemand soll es von der Ferne gesehen haben. Den folgenden Tag kam eine Schaar der Dorfbewohner vor mein Haus und erklärten, der Götze habe sich beklagt und drohe seine Wohnung zu verlassen. Sie baten mich daher, ich möchte ihnen doch aufrichtig sagen, ob ich ihn berührt habe oder nicht. Hätte ich ja gesagt, so würden sich die Braminen alsbald zur zweiten Einweihung und einem Mittagsmahl versammelt haben und die Rechnung wäre auf mich gefallen. Ich antwortete, ich sage es euch nicht. Ist der Stein ein Gott, so kann meine Berührung ihm nichts schaden, ist er's aber nicht, so betrüget ihr euch selbst und je eher ihr ihn wegwerft und den wahren Gott anbetet, desto besser wird es für euch seyn.

Die Ceremonie der Anbetung besteht darin, daß der Priester des Morgens vor dem Linga niederfällt, alsdann wascht er denselben mit Gangeswasser, reibt ihn mit Schmalz ein — spricht darauf in einer ihm unbekannten Sprache einige Gebetsformeln aus, während er Blumen streut und Reis mit Zuckerwaaren und Früchten ihm zum Essen vorlegt. Die Sudras kommen in Schaaren, machen eine tiefe Verbeugung und gehen weg. Des Abends wird diese Art von Anbetung wiederholt. So besorgt ist der Priester für die Ruhe und Bequemlichkeit des Götzen, daß er in der heißen Zeit ein Netz über ihn ausbreitet, damit die Musquitos ihn nicht stechen können. Eben so ziehen sie diesem steinernen Gott in der kalten Zeit ein Paar Beinkleider an, damit es ihn nicht friere, auch legen sie denselben zum Schlafen nieder, wenn er nicht zu groß ist. Bisweilen geschieht es aber, daß die Ratten in die Götzen von Thon und Stroh Löcher fressen und ihre Nester darin bauen. Die Eßwaaren und Früchte, welche den Göttern geopfert werden, verzehrt natürlich der Bramine selber.

Alle Braminen sind nicht Priester. In neuerer Zeit sind viele ihrem Berufe untreu geworden. Wenn der Vater mehrere Söhne hat, so fällt gewöhnlich dem ältesten dieses Geschäft zu, die übrigen müssen sich einen andern Lebens-Unterhalt suchen.

Von seiner Geburt an ist er zwar schon ein Bramine, aber eine ungeheure Anzahl von Ceremonien muß er verrichten, ehe gleichsam ein Geweihter aus ihm wird. Im neunten oder zehnten Jahre wird dem

Knaben mit großer Feierlichkeit die Braminenschnur um den Hals gehängt; diese Ceremonie heißen sie die zweite Geburt und nun ist seine Erziehung zu Ende. Die moralischen Eigenschaften, welche von einem zum Priesteramte Geweihten gefordert werden, sind folgende:

Er muß im Stande seyn, seine Leidenschaften im Zaume zu halten, muß angenehm im Umgang seyn, wohl belesen in den Schasters, von guter Familie, treu in Beobachtung des Kastensystems, und Meister in seinem Hause.

Ein Bramine, der seinem Weibe Gehorsam leistet, der mehr oder weniger als zehn Finger und Zehen hat, der seine Zunge nicht im Zaume halten kann, blind oder aussätzig ist und zu viel ißt, darf nicht Priester seyn.

Wenn der Priester in seiner Religion ein wenig orthodox seyn will, so braucht er wenigstens vier Stunden des Tages zu seinem Gottesdienst. Aber die Mehrzahl nimmt es in unsern Zeiten nicht so genau. Gleichwie die Moral des Hindu nichts Reines hat, so ist auch in seinen Ceremonien nichts Vernünftiges, sie ermangeln gänzlich der herzerhebenden Andacht, welche ein christlicher Gottesdienst dem Gemüthe einflößt. Die Braminen-Priester erinnerten mich oft an die Mönche, welche Luther in der Peterskirche zu Rom so leichtsinnig ihre Messe lesen sah. Gedankenlos murmelt der Bramine seine Gebete her, und blickt daneben oft lachend auf jeden Vorfall, der sich draußen auf der Straße ereignet. Mat hat mich

versichert, daß sie nicht selten mit den Götzen allerlei Possen treiben, ihnen Schimpfnamen geben und sie wie Spielzeug herumwerfen.

Jede Familie erwählt sich unter den Braminen ihren geistlichen Lehrer, von dem sie regelmäßig besucht wird. Er gibt den ältern Gliedern der Familie einen Wahlspruch ins Ohr, gewöhnlich ist es der Name eines Götzen, welcher von dem Tage an als ihr Schutzpatron betrachtet und in ihrer Sprache Istho debota genannt wird. Ohne reichliche Geschenke und eine Mahlzeit wird der Priester nicht leicht ein solches Amt verrichten.

Es ist ein alter Gebrauch, daß bei solchen Besuchen der Guru seine staubigen Füße über einem dazu ausgebreiteten Tuche abschüttelt, und dieser Staub wird von seinen Schülern nachher gierig verschluckt. Oft endigte eine Mahlzeit, welche ihm bereitet worden ist, damit, daß die armen Leute das schmutzige Wasser trinken, in welchem der Guru seine Füße gewaschen hat, und was seine Heiligkeit vom Essen auf dem Teller übrig läßt, wird von ihnen ebenfalls gierig aufgezehrt,um sich damit etwas von seiner Heiligkeit zuzueignen.

Durch den Gebrauch dieses heiligen Wassers sollen auch wunderbare Curen verrichtet worden seyn. Mein Pundit, ein Bramine aus der Nachbarschaft von Burdwan, erzählte mir folgende Geschichte. Ein reicher Zemindar, der Rajah von Burdwan, war eine lange Zeit am Fieber krank. Alle Mittel, welche die Aerzte anwandten, waren ohne Erfolg, und der

Kranke wurde darüber voll Schwermuth. Sein Guru kam und sagte, er sollte doch einmal das bewährte Universal-Mittel versuchen. Nachdem seine Bedenklichkeit über die Kosten dieser Cur beseitigt waren, gab er den Befehl ihm dieses Mittel zu verschaffen. Man schickte Boten nach allen Theilen der Umgegend, und in einigen Tagen wurden mehrere tausend Braminen zusammen gebracht. Als diese heilige Schaar vom Staub bedeckt und vom Schweiße triefend ankam, mußte einer nach dem andern seinen rechten Fuß in eine Schaale Wasser tauchen und abwaschen, und nach Beendigung der Ceremonie wurde die Mixtur dem Kranken dargeboten. Jeder von ihnen erhielt ein gutes Mittagessen und ein Geldstück, was die Arznei ziemlich kostspielig machte; aber der Pundit versicherte mich, sie habe geholfen und der Rajah sey bald darauf von seinem Fieber genesen.

Von der Geburt an bis zum Tode des Hindu, bei allen möglichen Gelegenheiten ist dieser Pflagegeist anwesend und läßt sich für sein blindes Ceremonienwesen bezahlen. Eine Braminen-Taxe folgt auf die andere; 5 Monate vor der Geburt wird er geholt, ebenso nachher um gewisse Formeln zu sprechen; desgleichen bei der Verheirathung und wenn jemand von Krankheit genesen ist. Wenn dem Hindu eine Kuh stirbt, muß er dem Priester ein Sühnopfer darbringen. Wenn sich ein Geyer auf dem Hause niederläßt, muß er dieses reinigen. Wird ein Kind unter gewissen ungünstigen Himmelszeichen geboren, so

ist es unehelich und der Bramine hat seine Schmach wegzunehmen, d. h. ein gutes Trinkgeld macht es wieder ehelich.

Allerlei Wundergeschichten werden von ihnen erzählt; der Bramine Kapila verwandelte durch seinen Fluch die 60,000 Söhne des Königs Sagara in Asche. Ein anderer Namens Agastya trank das Meer aus und verschluckte noch obendrein alle Fische und andere Seethiere, die darin waren. Ein anderer fluchte dem Gott Schiwa und entmannte ihn, weil er in der Gestalt eines Sumasi oder ascetischen Heiligen ihm seine Gattin verführt hatte.

Die Hindus opfern ihren Göttern allerlei gute Sachen, als Reis, Butter, Oel, Zucker, Rahm, Milch, Fleisch, Früchte aller Art. Zu der Blüthezeit des Hinduismus waren Pferde- und Menschenopfer nichts Ungewöhnliches. Im Geheimen werden letztere noch immer verübt. In der Nachbarschaft von Burdwan ist ein Tempel der Kali in einem dichten Gebüsch von Mangoe- und Bambusbäumen; die Hindus selber wagen es nicht der verrufenen Stelle nahe zu kommen. Mein bengalischer Lehrer kam eines Tages zu mir und erzählte, daß zwei Tage zuvor um Mitternacht von einem reichen Manne, der in großer Noth war, ein Mensch bei jenem Tempel geopfert worden sey; er bat mich es der Obrigkeit anzuzeigen, und sagte mir der Kopf des Getödteten könne an den Treppen des Tempels verscharrt gefunden werden. Die Untersuchung wurde vorgenommen, aber zu spät, der Leichnam war schon auf die Seite geschafft.

An andern Orten hat man des Morgens bei den Tempeln der Kali Leichname ermordeter Menschen gefunden, ohne daß die Thäter entdeckt werden konnten. Ein Vers aus den Schasters lautet also: Fürsten, Staatsminister, Räthe und Branntwein-Wirthe sollen Menschen-Opfer bringen, so werden sie mächtig und reich.

Unter allen Götzen gibt es keinen, der mehr blutige Opfer erhält, als die Göttin Kali. Zur Zeit des Festes, von welchem ich etwas erzählen werde, sollen bei dem berühmten Tempel Kalighaut eine große Anzahl Büffel-Ochsen und mehrere tausend Ziegenböcke zum Opfer gebracht werden; an den Festtagen fließt dort das Blut in Strömen. Aber diese Thieropfer betrachtet der Hindu keineswegs als eine Sühne zur Tilgung seiner Sünden, er hofft nur dadurch die Gunst der Göttin in weltlichen Angelegenheiten zu erlangen. In Krankheiten, vor der Geburt eines Kindes und wenn sie sonst in Noth und Gedränge sind, machen die bethörten Leute ein Gelübde des Opfers. Als Zeichen desselben lassen sich viele den Nagel am kleinen Finger wachsen; oft wird dieser einen oder gar zwei Zoll lang.

Wenn der Opferer den Eingang des Tempels betritt, blickt er das Götzenbild an und sagt: O Göttin von furchtbarer Gestalt, friß und verschlinge den, der mein Feind ist. O Consort des Feuers, große Würgerin (**Mahamari**) zestöre und friß ihn. Der Kopf der Opferthieres wird nun zwischen zwei horizontale Pfosten gesteckt, zwei Diener stehen da, einer zieht

an den Hörnern, der andere an den Hinterfüßen oder dem Schwanz; der Bramine scheidet das Haar am Hals von einander, gießt Gangeswasser darauf und mit einem Streich schneidet er den Kopf ab, der mit dem Blut in einer Schaale vor dem Götzen hingelegt wird. Wenn der Kopf nicht mit einem Streich abgehauen wird, taugt das Opfer nicht.

Als ich einmal dieser schauderhaften Ceremonie zusah, sagte der Priester zu mir: Wollen Sie der Mutter Kali nicht auch ein Geschenk machen! sie ist groß und mächtig, sie hat Macht über Leben und Tod." „Wie so, beweise es mir," antwortete ich. „Sehen sie es nicht, entgegnete der Bramine, indem er auf das bluttriefende Schlachtopfer hindeutete." Ich: „kann sie das Blut trinken?" „Ja." „Kann sie auch sprechen?" „O freilich." „Nun so bitte sie einige Minuten von ihrem Thron herunter zu steigen, ich wünsche eine kleine Unterredung mit ihr zu halten; thut sie es, so will ich glauben daß ihr die Wahrheit sagt." Der Bramine lachte über meine Rede und erwiederte, so herablassend ist sie nicht; wer nicht an sie glaubt, zu dem bemüht sie sich nicht. „Eure Götter," sagte ich, „haben Augen und sehen nicht."

Fragt man den Hindu, wie er Vergebung der Sünden und die Seligkeit erlangen wolle, so weist er immer auf den G a n g e s hin. Hier sucht er sein Haptmittel zur Seligkeit. Dieser vergötterte Fluß heilt und reinigt Alles was am Menschen moralisch böse und verdorben ist. Die Entstehung desselben wird auf mancherlei Weise erzählt. Ein Heiliger

Namens Bhagiruth betete eine lange Zeit zu den Göttern und führte ein ascetisches Leben. Auf sein Gebet fiel der Ganges vom Himmel, d. h. vom Himalaya herunter. Die Götter dort wollten das nicht zugeben, denn, sagten sie, sie hätten auch viele Sünden abzuwaschen; Brama versprach ihnen jedoch, daß Gurga, (so wird der Fluß als Göttin genannt) auf der Erde erscheinen und dennoch auch im Himmel bleiben wollte. Wischnu gab dem Bhagiruth eine Muschel und jedesmal, wenn er diese bließ, folgte ihm der Ganges nach, wohin er sich wandte. An einem Orte riß der Fluß den Teller und die Blumen eines Heiligen, welche dieser dem Schiwa streuen wollte, mit sich fort, in der Wuth verschlang daher der Ascetiker den Fluß, mußte ihn aber auf die Bitte des Bhagiruth wieder herauslassen. Nach langer Reise fand Gurga endlich ihren Bräutigam Sagor oder den Ocean, und die Hochzeitfeierlichkeiten, wurden veranstaltet.

Eine andere Wundergeschichte über die Entstehung des Ganges ist folgende: Schiwas Gemahlin berührte sein rechtes Auge; da dieses Auge die Sonne ist, so entstand in der Schöpfung eine Finsterniß. Um der allgemeinen Verwirrung vorzubeugen, ließ Schiwa sich ein drittes Auge hervorwachsen, weßhalb er häufig der dreiäugige genannt wird. Das unvorsichtige Weib sah ihren Vorwitz ein, aber als sie ihren Finger entfernte, blieb eine Thräne daran hängen, und wie diese zu Boden fiel, entstand der Ganges daraus.

Darum ist das Wasser so heilig, daß der Badende alle seine Sünden darin abwaschen kann.

Wie der Character der Göttin Gunga, so ist auch die Verehrung derselben höchst unrein und empörend für jedes moralische Gefühl. Alle Secten der Hindus, und ihre Zahl ist Legion, sind darin eins, daß der Ganges zur Seligkeit des Menschen gar sehr behülflich sey; hier kommen sie zusammen und hören auf zu streiten. So heilig ist das Wasser, daß der Hindu lieber bei dem Namen eines jeden andern Gottes schwören will, als bei diesem. In den Gerichtshöfen werden daher die Zeugen immer mit einer Schaale Gangeswasser, die man ihnen in die Hand gibt, beeidigt.

Zu gewissen Jahrszeiten und bei günstigen Constellationen der Sterne, die der Bramine nach seinen heiligen Büchern berechnet, ist das Baden außerordentlich verdienstvoll. Wer dann im heiligen Strome untertaucht; befreit sich selbst und zugleich drei Millionen seiner Vorfahren von den Höllenstrafen. Die Sünden seiner Anverwandten, ja die Missethaten von tausend frühern Geburten werden dann ausgetilgt und versöhnt.

Zu solchen Festzeiten sieht man auf den Straßen große Schaaren von Hindus, die dem heiligen Fluße zupilgern. Bei Tausenden lagerten sie sich eines Abends unter den Bäumen in Burdwan; viele kommen über hundert Stunden weit her. Bei ihrer Rückkehr nehmen sie einen großen irdenen Topf voll Ganges-Wasser nach Hause mit, um den Segen desselben auch

ihren Freunden mitzutheilen. An heiligen Orten, wie Benares sind oft 100,000 Menschen am Ufer versammelt, besonders zur Zeit einer Sonnen- oder Mondsfinsterniß. Sobald der Schatten der Erde den Mond berührt, stürzt diese Menschenmasse auf ein gegebenes Zeichen in den Strom. Vom plötzlichen Drange des Wassers getrieben, rollt eine hohe Welle gegen das jenseitige Ufer hinüber, welche nicht selten die mit Menschen gefüllten Boote umschlägt.

Der Bramine stellt sich bei seiner Morgenandacht bis um die Mitte des Leibes ins Wasser und macht allerlei Verbeugungen und Grimassen; er schöpft eine Handvoll Wasser und hält es gegen die Sonne hinauf, dann beschreibt er mit seinem Zeigefinger mystische Kreise im Wasser und reibt seine Stirne mit der nassen Hand, während er seine Gebete hermurmelt. Dort sieht man Männer und Weiber mit Schlamm in der Hand im Wasser stehen, sie machen einen Linga und stellen sich in ihrem Gemüthe Schiwa in allen möglichen Gestalten seiner Wollust vor. Blumenkränze und Früchte werden als Opfergaben ins Wasser geworfen. Wenn alles vorüber ist, steigen sie aus dem Flusse und ziehen nach Hause mit dem vermeintlichen Troste, daß sie engelrein seyen: die Sünden, welche sie von nun an begehen, laufen auf eine neue Rechnung, die beim nächsten Besuche abgetragen wird.

Hier ist auch nicht der entfernteste Gedanke an eine tiefere geistliche Bedeutung; die Schasters spielen auf keine an, der bethörte Heide denkt an nichts der Art; — nein, das Wasser ist's, welches reinigt, hei-

ligt, in den Himmel bringt. Des Hindu Verstand und Geist ist in der Sinnlichkeit wie versteinert.

Der Ganges ist das Sterbebette und Grab des Hindu. Es ist ihm sehr daran gelegen, an den Ufern desselben seine Seele auszuhauchen, damit seine letzten Sünden durch den Anblick des Wassers ausgetilgt werden mögen.

Wenn der Kranke sich dem Tode naht, wird er aus der Mitte seiner Freunde weggenommen und fortgetragen. Es mag noch so heiß oder kalt seyn, man setzt den Sterbenden ans Ufer hin, oft sind die Aermeren kaum mit einem Fetzen Kleides bedeckt. Ich sah einer solchen Handlung mehrere Male zu. Zwei Söhne bereiteten ihren alten Vater auf den Tod zu. Es war an einem Januar-Morgen; wenn der kalte Nordwind empfindlich gefühlt wird. Sie gossen am Ufer eine Schaale Gangeswasser nach der andern über ihn hinunter, setzten ihn dann ins Wasser und rieben den obern Theil des Körpers mit Schlamm, während ihm die Namen Gunga, Ram, Narayun ins Ohr gesagt wurden. Der Anblick des sterbenden Vaters ging mir durchs Herz. Wer so stirbt, der stirbt wohl, die Schasters versprechen ihm alles Gute, er wird in Schiwas oder Wischnus Himmel wohnen und tausend Mal herrlicher glänzen, als die Sonne. Millionen Jungfrauen stehen dort zu seinem Dienst bereit, auch Kutschen und Palankins in Menge.

Einst, so erzählt die Geschichte, starb ein gottloser Bramine und der Gott der Unterwelt, Tschama nahm ihn mit sich in die Hölle. Sein Leichnam

wurde, wie gewöhnlich verbrannt und ein Rabe flog mit einem seiner Gebeine davon, ließ es aber in den Ganges fallen. Kaum hatte der Knochen das Wasser berührt, so fuhr seine Seele aus der Hölle auf einem prächtigen Wagen in den Himmel.

Der schneidende Gegensatz zwischen dem lebendigen Christenglauben und den alles zarte Menschengefühl ertödtenden Götzenceremonien stellt sich in folgender geschichtlichen Thatsache ganz auffallend dar.

Auf einer Missionsreise erblickte ich eines Tages am Ufer des Ganges einen Grabstein, ich arbeitete mich durch das hohe Gras, bis an die Stelle hindurch und entdeckte das Grab eines Säuglings; die Eltern waren Engländer und kamen auf einem Boot den Fluß herunter, auf dieser Reise wurde das liebe Kind ihnen durch den Tod entrissen; die trauernden Eltern begruben die sterbliche Hülle am Ufer des vergötterten Flusses. Die rührende Grabschrift ist ein schönes Zeugniß des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung und kam mir vor, wie eine hell brennende Lampe, aufgestellt an diesem Ufer, um die heidnische Finsterniß umher zu erleuchten. Folgendes ist eine freie Uebersetzung:

Du liebes Kindlein schläfst nun hier,
Entflohen ist der Geist;
Und bittre Thränen weinen wir,
Indem du Jesum preis't.
Doch Freude lindert unsern Schmerz,
Wir soll'n dich wiedersehn,

Und Hoffnung weis't das wunde Herz
Nach jenen Himmelshöh'n.
Dort harrt auch unsrer nach dem Streit
Die Krone der Gerechtigkeit.

Den Tag darauf sahe ich nahe bei derselben Stelle zwei junge Hindus den Leichnam des Vaters oder nahen Verwandten nach dem Ufer hintragen. Sie legten ihn auf dem Sande nieder, gingen einigemal im Kreise um denselben her, berührten ihn an verschiedenen Theilen und machten allerlei sinnlose Ceremonien; darauf ergriffen sie ihn am Kopf und an den Füßen und schleppten ihn langsam in den Fluß. Als das Wasser ihnen bis an die Brust reichte, warfen sie den Körper in den Strom, zogen den Fetzen Kleides, in den der Tode eingewickelt war, hinweg, wuschen ihre Hände und gingen gleichgültig ohne ein Zeichen der Trauer, davon.

Größeres Elend haben wenige Tyrannen über die Menschheit gebracht, als die religiösen Gesetzgeber, welche aus dem Ganges einen Gott machten. Millionen ziehen auf Wallfahrt aus ihrer Heimath nach diesem Fluß; schändliche Unzucht wird von den Schaaren auf der Reise getrieben und Hunderttausende werden von einem sanften trockenen Sterbebette weggeschleppt, um in einem nassen Grabe ihr Leben auszuhauchen.

Oft sieht der Sterbende bereits den Holzstoß aufgerichtet, auf dem sein Leichnam verbrannt wird; gerade wie man in England hinter dem Verurtheilten, der zum Galgen geht, seine Bahre trägt. Man

läßt dem Leichnam nicht Zeit, kalt zu werden, kaum hat er ausgeathmet, so wird er auf den Holzstoß gelegt und verbrannt. Die Beispiele sind nicht selten, daß der Scheintodte sich aufrichtete, als die Flamme um ihn schlug; die Hindus glauben, ein böser Geist sey in ihn gefahren und schlagen mit Bambusstöcken auf ihn los. Der Schädel, welcher vom Feuer nicht verzehrt wird, muß von dem nächsten Verwandten zerschmettert werden, damit die Seele daraus befreit werde, oft werden von dem Gehirne desselben seine Kleider besprützt.

Die ärmern Classen werfen ihre Toden nackt in den Fluß. Gar oft bleiben sie am Ufer hängen und ich habe gesehen, wie Hunde, Geyer und Schakale sich um dieselbe rauften und wie die Raben auf den schwimmenden Leichnamen saßen und das Fleisch herunter zerrten. In Zeiten, wenn Fieber und Cholera wüthen, werden in volkreichen Städten, wie Calcutta, wöchentlich hunderte von Leichnamen in den Fluß geworfen, und die Feuer zur Verzehrung derselben sieht man Tag und Nacht auflodern; dann sind die Ufer des Ganges einem Schlachthause ähnlich.

Selbstmord wird an diesem Flusse für besonders verdienstvoll gehalten; das Weib gehört auch nach dem Tode ihrem Manne an und heilig ist sie, wenn sie ihm nach seinem Ableben alsbald in die andere Welt nachfolgt. Daher die Suttis, oder das Verbrennen der Wittwen mit den Leichnamen ihrer Gatten. Bekanntlich ist aber diese schauderhafte Gewohnheit von der englischen Regierung abgeschafft worden.

Es sind, so sagen die Schriften der Hindus, 35 Millionen Haare an dem Körper des Menschen; eben so viele Jahre wird das Weib, welche sich verbrennen läßt, mit ihrem Mann im Himmel wohnen. In den meisten Fällen sollen die armen Geschöpfe dazu genöthigt worden seyn; viele sprangen vom Scheiterhaufen herunter, als das Feuer sie berührte, wurden aber mit Gewalt wieder in die Flammen geworfen.

Die Stellen, wo zwei heilige Flüsse sich vereinigen, wie bei Allahabad, wo der Ganges und die Tschumna zusammenfließen, werden besonders heilig gehalten und hier ist das Baden sehr verdienstlich; noch mehr aber der Selbstmord. Die Leute gehen mit zwei runden Töpfen bis in die Mitte des Stromes; sie schwimmen auf denselben, wie bei uns die Knaben auf Ochsenblasen; allmählig füllen sie die Töpfe mit einem Löffel von Cocos-Schaale und wenn sie voll sind, sinken sie unter. Aussätzige lassen sich bisweilen ein Grab am Ufer machen, ein Feuer wird darin angezündet und der Unglückliche rollt von freien Stücken hinein. Er glaubt auf diese Weise werde er das Verdienst erlangen, bei seiner nächsten Seelenwanderung in einen gesunden Leib überzugehen.

Und wer kann die Schaar von Säuglingen und Kindern aufzählen, welche früher, ehe die Regierung das Verbrechen peinlich behandelte, der Göttin Gunga geopfert wurden! Bei einem großen Feste, das jährlich auf der Insel Gunga Sagor, an der Mündung des Ganges gehalten wird, brachten hunderte von Müttern, die das grausame Gelübde

gethan hatten, ihre Kinder an's Ufer und warfen sie ins Wasser. Wenn dann, was gewöhnlich geschah, ein Alligator oder Haifisch das hülflose Kind vor ihren Augen verschlang, so glaubten sie das Opfer seye der Göttin besonders angenehm, und gingen befriedigt nach Hause.

Eines ist gewiß, die Regierung mag ein Verbot nach dem andern ergehen lassen, — so lange der Hinduismus existirt, werden Menschenopfer in Indien nie ganz unterdrückt. Manche fühllose Mutter wirft noch jetzt ihren neugeborenen Säugling des Nachts den Schakalen vor, besonders wenn es ein Mädchen ist.

Ich bin genöthigt, um meinen Lesern ein etwas vollständiges Gemälde von der Religion der Hindus zu geben, die Götzenfeste des Schiwa, der Kali und des Juggernauths in kurzen Umrissen zu beschreiben.

Die zwei erstern werden im Monat April zusammen gefeiert. Die wilde, jubelnde Menge zieht in Calcutta des Morgens in großen Schaaren zu dem großen Tempel Kalighaut am Ufer des Flusses. Alles singt und jauchzt; denn dieß ist der Hauptfesttag. Die Musikanten spielen mit Trommeln, Schalmeyen und Trompeten auf.

Dort tanzt eine Schaar mit Blumenkränzen am Halse einher, ihr halbnackter Körper ist mit Oel eingerieben und mit Sandelholz-Asche bestreut. Die Augen sind roth angelaufen, denn sie haben sich mit Branntwein oder dem Kauen narkotischer Kräuter

berauscht. Alles verlangt diese Leute zu sehen, die Menge tritt einander beinahe zu Boden. Sie haben ein Gelübde gethan, und Arm in Arm nähern sie sich dem Tempelhof. Hier stehen zwei Schmiedknechte, denen sie sich nahen; einer öffnet den Mund und der Schmidt ergreift seine Zunge, zieht sie heraus und schneidet sie mit einem Messer durch, dann entläßt er den Verwundeten. Ganz vergnügt sieht die Menge diesem höllischen Treiben zu; der Schmidt nimmt sein Trinkgeld von jedem der armen Menschen und lacht.

Ich sahe einen jener Unglücklichen mit einem eisernen etwa drei Fuß langen Draht in seiner durchbohrten Zunge, einem Rasenden gleich, in den Straßen von Calcutta umhertanzen. Andere ziehen lebendige Schlangen, große Tabaksröhren oder Bambusstöcke durch die Oeffnung.

Vor 20 Jahren sahe man zwei solche Wahnsinnige, jeder hatte seinen Finger in der durchbohrten Zunge des andern stecken. Ihr Höllentanz wird gewöhnlich mit unzüchtigen Geberden und Verbeugungen begleitet, und als die Fastnacht einbrach, erblickte man andere, welche sich einen Eisendraht durch die Stirnhaut ziehen ließen, an diesem befestigten sie eine Lampe, welche die ganze Nacht durch brannte.

Der zweite Schmidt durchbohrt einigen die fleischigen Theile der Lenden mit einer langen dicken Nadel. Gewöhnlich zieht man ein spanisches Rohr in der Dicke eines Fingers, oder die spitzigen Handhaben einer eisernen Schaufel, welche mit glühenden

Kohlen angefüllt ist hindurch, in diese Schaufel werfen sie eine Art indisches Pech, das in rauchender Flamme auflodert. Das ganze ist eine schauerliche Höllen-Scene. Noch andere stürzēn sich von einem Gerüste auf eiserne Spitzen herunter; diese Spitzen sind aber wohlweislich so schief hingestellt, daß sie durch die Last auf die Seite gedrückt werden und die Büßenden nicht viel beschädigen können.

Am zweiten Tage findet das Schwingfest statt. Diejenigen, welche sich dieser Peinigung unterziehen, müssen mehrere Nächte zuvor allerlei Ceremonien mit sich vornehmen lassen. Ein Baum, etwa 25 bis 30 Fuß hoch wird errichtet. An der Spitze desselben befindet sich ein Wirbel, in welchem ein Querbalken mit geringer Mühe umhergetrieben werden kann. Der Mann, welcher sich schwingen lassen will, wirft sich zuerst auf dem Boden nieder. Auch hier hat der Schmidt die Operation zu verrichten. Zwei spitzige Hacken an einem Seil befestigt, hängen vom Querbalken herunter. Der Schmidt zieht auf einer vom Braminen bezeichneten Stelle die fleischichte Haut, nahe am Rückrath mit dem Daumen und Zeigfinger auf und stößt beide Haken in entgegengesetzter Richtung durch. Ein starker Mann nimmt alsdann den Schwingenden auf die Achsel, die Leute ziehen den Querbalken auf, man sieht ihn in die Luft emporsteigen und die Maschine wird mit Schnelligkeit umhergetrieben. Ein Tuch, welches der Haken mit faßt, wird ihm gewöhnlich um den Leib gebunden, damit der Elende, wenn das Fleisch reißen sollte, nicht

herunterstürze und Hals und Bein breche. In Calcutta sah ich jedoch einen, der mit den Haken im Fleische frei da hing. Gewöhnlich nahmen diese Leute allerlei Spielsachen, Früchte oder Blumen mit hinauf, die sie während des Schwingens auf die Zuschauer herabwarfen. Ich sahe einen, der seine Schürze voll junger Raben hatte, die er einen nach dem andern herunterflattern ließ. Ein anderer zog einen Kamm und Spiegel heraus und putzte sich sein Haar auf. Es wäre um gewisser Ursachen willen zu wünschen, daß die Hindus das letztre fleißiger zu Hause thäten. Bisweilen soll es geschehen, daß die Hacken das Fleisch durchreißen, es läßt sich denken, daß der arme Mensch bei der Schnelligkeit der Bewegung mit furchtbarer Gewalt hinunter geschleudert wird; denn er durchfliegt in einer Minute 5 bis 6 mal einen Kreis, der über hundert Fuß im Umfang hat. In einem Dorfe bei Calcutta fiel einst ein Mann auf ein altes Weib herab, welche auf der Stelle todt blieb. Er selbst starb den folgenden Tag.

In einem andern Dorfe fiel der Baum um, an welchem ein Mann gehangen hatte, sobald dieser los war, sprang er zu einem andern Baume hin, und ließ sich daran hinaufziehen, als ob nichts geschehen wäre. Hat einer das Unglück auf diese Weise Hals und Bein zu brechen, so bemitleidet ihn Niemand; nein der Götzendiener ist auch gegen Sterbende grausam. Welch ein Bösewicht! rufen die Umherstehenden aus; gewiß hat er in einer frühern Geburt ein schreckliches Verbrechen begangen, deßwegen stirbt er

dieses gewaltsames Todes. Gewöhnlich dauert das Schwingen bei einem Manne eine Viertelstunde, es gibt auch Beispiele da sich solche Unsinnige eine halbe Stunde herumdrehen lassen. Ich habe noch nie gehört, daß sich die Braminen dieser Peinigung unterzogen hätten; so heilig und verdienstvoll auch die Handlung ist, so schonen sie doch ihr Fleisch und Blut all zu sehr. Sie lassen das Geschäft den Sudra über. Es sind die niedrigsten Classen, Taglöhner, Palankinträger und dgl. Leute, die sich schwingen lassen. Ein gutes Trinkgeld von dem Zemindar (Pächter) oder den Dorfeinwohnern, und die Hoffnung in Schiwa's Himmel zu kommen, ist ein hinlänglicher Beweggrund für sie, sich so martern zu lassen. Ich sahe einmal einen Hindu in dem westlichen Theil von Bengalen, welcher 15 Jahre nacheinander geschwungen worden war, ich konnte auf seinem Rücken die Narben zählen, welche der Hacken verursacht hatte. Durch die Bemühungen des christlichen Publikums in Indien ist es dahin gebracht worden, daß in der Stadt Calcutta kein Baum zum Schwingen mehr errichtet werden darf. Man hat sich auch mit Bittschriften an die Regierung gewendet, um diese grausame Ceremonie, welche schon so viel Unglück verursacht hat, gänzlich abzuschaffen. Die Regierung hat es aber noch nicht gewagt, das Schwingen zu verbieten.

Der berühmte Götze Juggernauth (Tschoggonath), der zwar eine der niedrigeren Gottheiten der Hindus ist, hat

dennoch durch ganz Indien eine ungemeine Popularität erlangt. Wer hat nicht von den Hunderttausenden gehört, die aus allen Theilen Indiens nach seinem Tempel im Orissa-Lande wallfahrten. Die Geschichte dieses Götzenblocks ist folgende. Ein frommer König Indraham erhielt von Wischnu den Befehl, die Gebeine Krischna's, welchen ein Jäger erschossen hatte, in ein würdiges Gefäß zu sammeln. Wischnukarma, der Zimmermann der Göttin, unternahm die Arbeit, erklärte aber zum Voraus, wenn ihn Jemand darin unterbreche, so werde er das Bild unvollendet liegen lassen und davon gehen. Er fing nun an zu zimmern und baute in einer Nacht einen Tempel auf dem blauen Berge in Orissa. Sodann begann er die Verfertigung eines ungeheuern Götzenbilds. Nach 15 Tagen begab sich der König, der nicht länger warten konnte, auf den Werkplatz. Alsbald ließ Wischnukarma sein Beil fallen nnd machte sich davon. So blieb der Götze ohne Hände und Füße liegen. Wer war in größerer Verlegenheit als der König? er wandte sich in seiner Noth an Brama, und dieser versprach ihm, daß dem Götzen auch in seiner jetzigen Gestalt allgemeine göttliche Ehre erwiesen werden sollte. Bei der Einweihung präsidirte Brama selbst als Priester, gab dem Götzenblock Augen und eine Seele, und so ward der Ruhm und die Hoheit desselben von seiner Entstehung an begründet. Wenn Brama selber erklärt, ein Block sey ein Gott, so muß man es glauben und ihn anbeten; so sagt der Hindu,

und Tausende schätzen sich glücklich, wenn sie den ungestalten Klumpen zu Gesichte bekommen.

Juggernauth bedeutet: Herr der Welt! diesen großen Titel maßt sich der große Moloch des Orients an. Ein Missionär, der vor 2 Jahren im Monat Juni dem Feste beiwohnte, beschreibt es auf folgende Weise. Des Nachmittags wurde der Götze mit seinem Bruder und seiner Schwester aus dem Tempel auf den großen Karren gebracht. Die dichte Masse seiner Verehrer belief sich auf 200,000 Menschen. Die Häuser nnd Mauern waren mit Blumen, Kränzen und Zweigen geziert. Aller Augen richteten sich auf Juggernauth, jedes Gesicht lächelte vor Freuden. Die meisten englischen Beamten von der benachbarten Stadt Puri ritten auf reichgezierten, mit bunten Teppichen bedeckten Elephanten einher, um den Herrn der Welt zu beschauen. Welch eine Schande! die Hindus glauben ganz bestimmt, die den christlichen Namen tragenden Britten seyen, gleich den Eingebornen, gekommen, um sich an seinem Anblick zu ergötzen. Wer in der ersten Stunde seiner ansichtig wird, dem werden alle Sündenstrafen von zehntausend Geburten erlassen. So entzückt ist der Gott über die Anbetung, die ihm zu Theil wird, daß seine Augen vor Huld und Wonne strahlen. An langen Seilen wird der Götzenkarren mit seinen 24 Rädern fortgezogen.

Hier möchte man erstaunt ausrufen, was doch der Aberglaube nicht vermag! Machen nicht diese Massen von warmen Verehrern Juggernauth die

kalte Christenheit zu Schanden? Hat man auch irgendwo eine Versammlung von 200,000 Anbetern des lebendigen Gottes beisammen gesehen?

Aber, fährt der Missionär fort, welche Qualscene stellte sich meinen Blicken dar, als ich mich umsah! An dem Ufer des Flusses zählte ich mehr als 40 Leichname und Skelette in verschiedenen Graden der Verwesung, Vögel und Thiere verzehrten sie. Die Pilgrime brachten, wie gewöhnlich, die Cholera mit; beide Hospitäler waren mit Kranken angefüllt. Jeden Morgen wurden die Todten auf die Schädelstätte hingeworfen.

Juggernauth hat zwar seinen Hauptsitz in Orissa; allein in jedem bedeutenden Orte Bengalens befindet sich ein solcher Götzenkarren, der am Festtage vor der jubelnden Menge im Triumph hinausgezogen wird. In der Nachbarschaft von Burdwan wohnte ich im Jahre 1832 einer solchen Prozession bei, und vertheilte Evangelien und Tractate. Drei Personen wurden am Morgen, als der Karren herausfuhr, von den Rädern erdrückt. Da lagen die Leichname vor mir, die Wittwen saßen neben ihnen. Daß der freiwillige Tod unter dem Götzenkarren zu der höchsten Seligkeit führt, ist dem Hindu eine ausgemachte Sache. Wie viele Opfer haben sich schon unter diesen Karren geworfen und sind zermalmt worden. Hunderte von Pilgrimen, welche von großer Ferne her das Fest besuchen, sterben auf dem Wege und sehen ihre Heimath nicht wieder. Ich sah Cholera-

Kranke dieser Art auf der Straße daliegen und schickte sie in ein Hospital.

Ein anderes ähnliches Götzenfest wird der weiblichen Gottheit Durga zu Ehren gefeiert. In Städten wie Calcutta läßt sich jeder reiche Hindu seine eigene Durga verfertigen, sie wird in einem dazu eingerichteten offenen Saal oder Hofraum aufgestellt. Des Nachts wird derselbe mit Kronleuchtern illuminirt, und Alles im Hause ist in orientalischem Style und Pomp ausgeschmückt. Alle öffentlichen und Privatgeschäfte sind in diesen zwölf Festtagen eingestellt; sogar die Gerichtshöfe der Regierung und Verwaltungen der Beamten werden geschlossen. Reiche und Arme gehen in ihren Festkleidern umher. Große Mahlzeiten und Tanzparthien gibt man dem Götzen zu Ehren. Auch englische Familien laden die Babus (vornehme Hindus) zu den Lustbarkeiten, und manche finden sich leider in diesen Baalstempeln ein. Tag und Nacht tönen die krächzenden Musik-Instrumente der Bengalesen; eine Bande zieht nach der andern mit einem Durga-Götzenbilde, das sie auf bretternen Gerüsten tragen, lärmend durch die Stadt. Die Hindus verprassen an diesem Götzenfeste ungeheure Summen; mancher Babu gibt in diesem Monat 10 bis 20,000 Gulden während der Festtage aus; auch die ärmeren Klassen verputzen ihren kleinen Verdienst, den sie im Schweiße ihres Angesicht sich erworben haben.

Ein bekehrter Bramine schrieb in einem Briefe, daß die Hindus in Calcutta bei dem Durgafest des

letzten Jahres wenigstens 600,000 Gulden verschwendet haben, und wenn man dasjenige, was sie bei andern Gelegenheiten im Götzenwesen vergeuden, noch dazu rechne, so sey es höchst wahrscheinlich, daß der Fürst der Finsterniß in der Stadt Calcutta allein ein größeres jährliches Einkommen beziehe, als alle Missionsgesellschaften in England während einem Jahre erhalten. Dieses beläuft sich aber wenigstens auf 4 Millionen Gulden.

Am letzten Abende des Fest's zieht die Menge unter Musik und Gesang zum Flusse, und wirft das Götzenbild ins Wasser. Kurz darauf ist das Fest der Kali; ein Theil desselben wird vor dem Eintritt des Neumondes in finsterer Nacht gefeiert. Die Verehrer tanzen um eine nackte Weibsperson herum, die Ceremonie ist über alle Maßen schändlich. Die bösen Geister der Hölle hätten kein ärgeres Mittel erfinden können, um die Menschheit zur Thierheit zu erniedrigen.

Noch muß ich gewisser Arten religiöser Uebungen erwähnen, welche ebenfalls verdienstlich sind und die Seligkeit befördern sollen; sie werden vorzugsweise von Hindu-Ascetikern, die man Fakirs, Suniasis, Byrakis oder Yogis heißt, getrieben. Eine davon ist das Aussprechen der Namen ihrer Schutzgötter. Die Religion der niedern Klassen besteht hauptsächlich in diesem gedankenlosen Herplappern. Wie unser Heiland von den Heiden sagt, „sie glauben, daß sie gehört werden, wenn sie viele Worte machen.“ Die Verehrer des Wischnu gebrauchen dazu eine dem

Rosenkranz ähnliche Schnur, die sie um den Hals tragen; bisweilen sprechen sie die Namen laut, gewöhnlich aber sieht man nur wie sich die Lippen bewegen. Die genannten Suniasis oder Bettelmönche, beschäftigen sich mit dieser Uebung, den ganzen Tag und das ganze Jahr.

Ist es einem gelungen den Namen Radha Krischna oder Ram in einem Monat hundert tausendmal auszusprechen, so kann er seiner Seligkeit gewiß sein. Bisweilen sitzen diese geistig versteinerte Wesen in Gedanken vertieft, mit halb geschlossenen Augen vor einem Tempel oder unter einem heiligen Baum.

Um die Uebungen noch verdienstvoller zu machen, unterwerfen sich diese Ascetiker verschiedenen Arten von Torturen und Selbstpeinigungen. In Calcutta sah man im Jahr 1833 einen solchen, der vorgab keine Speise zu genießen und von der Luft zu leben. Morgens setzte man ihn auf ein flaches Dach zur Verwunderung der staunenden Menge; das Wasser, mit welchem man ihn wusch, wurde über dieselbe ausgegossen und die Leute fingen es gierig auf.

Diese Heiligen legen es darauf an, schon bei Leibesleben in die Gottheit aufgenommen zu werden; und da Fleisch und Blut nicht damit einverstanden sind, so müssen dieselben ertödtet, abgestumpft werden; der physische Mensch muß sich in einen todten Klotz verwandeln, ist dieser Punkt erreicht, so wird der Geist frei und Eins mit Brahm. Die Hindus haben dafür ein Sprichwort: „Wie die Luft in einer

Bouteille, wenn diese zerbrochen wird, sich mit der sie umgebenden Materie vereinigt, so kehrt die Seele des Jogi bei der Auflösung des Leibes in die göttliche Weltseele zurück, und verliert sich dann, wie ein Tropfen Wasser im Ocean."

Um eine solche geistige Vernichtung zu erlangen, thut Einer das Gelübde, den Weg nach Benares mit seinem Körper zu messen. Ein Anderer sitzt Tag für Tag zwischen drei Feuern und läßt sich halb rösten. Ich sah einen Suniasis, dessen seit Jahren aufgehobener Arm ganz verdorrt war. Missionär Rhenius sah einen solchen Heiligen, durch dessen Wangen ein Drath gezogen war, welcher an beiden Enden breit geschlagen war, so daß er nicht heraus gezogen werden konnte; an den Enden war eine Kette befestigt, und unten eine messingene Büchse angebracht, mittelst welcher der Arme Almosen einsammelte; auf seiner Achsel trug er 2 schwere eiserne Ketten-Gelenke. Sein Körper war mit Asche beschmiert; wenn er lächelte, so verursachte ihm der Drath große Schmerzen. Missionär Leupold sah einen andern, der mehrere Tage und Nächte an dem Ast eines Baumes mit den Füßen aufgehängt war. In neuerer Zeit scheint diese Sucht, das Fleisch zu kreuzigen, ziemlich abgenommen zu haben, und die, welche ihre Heimath verlassen und das strenge Mönchsleben wählen, begnügen sich gewöhnlich damit, nackt umher zu ziehen, eine Tigerhaut auf dem Rücken zu tragen, das Haar und ihre Nägel wachsen zu lassen, sich alle Morgen mit der Asche von Kuhmist einzureiben, und so als Bettelmönche

von einem Wahlfahrtsort zum andern zu ziehen. Ihre Anzahl ist ungemein groß, man begegnet ihnen auf allen Landstraßen. Wo sie hinkommen, werden sie freigehalten und gespeist. Viele von ihnen sind Opium-Esser, oder rauchen, wie ihr Schutzpatron Schiwa, narkotische Kräuter; ihr Aussehen ist schauerlich, gewöhnlich halb berauscht haben sie feuerrothe Augen. Statt ihre Leidenschaften unterdrückt zu haben, sind sie oft ausgelassene Wollüstlinge, eine moralische Pest, wo sie Eingang zu finden wissen.

Die Sradha oder Todtenfeier ist bei den Hindus eine der wichtigsten religiösen Ceremonien, und kein gewissenhafter Hindu wird sie unterlassen. Im Vorgefühl des Todes tröstet er sich gemeiniglich damit, daß er einen Sohn hat, der die Sradha für ihn feiert. Sie wird am wirksamsten in Gaya, einem berühmten Wallfahrts-Orte, verrichtet. Der Sohn macht sich kurze Zeit nach dem Tode des Vaters an das Geschäft, damit die Seele zur Ruhe kommt. Kann es nicht in Gaya geschehen, so erlauben es die Braminen auch zu Hause, unter der Bedingung, daß eine gute Anzahl derselben zu einem reichlichen Male eingeladen werden. Je mehr Braminen gespeist und beschenkt werden, desto gewisser und völliger ist die Erlösung der verdammten Seele. Der Ceremonien sind viele; Wischnu, der Ganges und die Sonne, besonders aber die Schutzgötter der Familie werden dabei angebetet. Die Opfer sind in zahlloser Menge. Das Motto, welches an Tezels Geldbüchse stand, als

er zu Luthers Zeit in Deutschland Ablaß ertheilte, gilt auch hier:

„So wie das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt.“

Die englische-ostindische Regierung hat sich die berühmten Wallfahrts-Orte auch zu Nutzen gemacht, und nach dem Beispiele der Braminen, besonders in der Todtenfeierzu Gaya, eine reichliche Quelle für ihre Einkünfte geöffnet. Wahrlich ein schwarzer Flecken in ihrer Geschichte, den sie nicht im Stande seyn wird, wieder auszuwischen. Jeder Pilgrim, der Juggernauth besuchte, mußte bei seinem Eintritt 18 Batzen Taxe bezahlen. Wer in Gaya die Sradha oder Todtenfeier seiner Vorfahren beging, hatte die doppelte oft dreifache Summe zu entrichten. Außerdem sorgten die geldhungrigen Braminen noch für ihren Vortheil, daß der Ankömmling wenig genug zur Heimreise behielt. Man hat berechnet, daß die Ostindische Regierung jährlich über eine halbe Million Gulden Einkünfte vom Götzendienste bezog. Freilich beschenkten sie dafür Juggernauth jedes Jahr mit mehreren Hundert Ellen schönem wollenem Tuch, damit er am großen Festtage prächtig gekleidet erscheinen konnte. In England schrie man Jahre lang über diese Ungerechtigkeit, und immer gaben die Herrscher die alte Antwort: „Wir können die halbe Million nicht entbehren.“ Das Parlament wurde mit Bittschriften bestürmt, und nach langem Zaudern und elenden Ausflüchten wurde die Regierung endlich genöthigt, die Pilgertaxe abzuschaffen.

Solcher Art, mein lieber Leser, sind die Mittel und Bemühungen, durch welche sich der orthodoxe Hindu nach diesem Leben ein besseres Daseyn, oder die höchste Seligkeit zu erwerben hofft. Es bleibt uns nun die Frage zu beantworten übrig, welche Art von Seligkeit er zu erringen sucht, und wie der Himmel beschaffen ist, von dem er sich alle Freude und Wonne verspricht. Aber was soll ich sagen über diesen Punkt? Wo der Götter so viele sind, da sind auch die Himmel beinahe ohne Zahl.

Jeder in den Schasters ein wenig bewanderte Bramine hat seine eigene Idee über Himmel und Seligkeit. In einigen Schriften wird behauptet: es gebe überhaupt keine Ewigkeit; Das Glück und Unglück des Menschen beschränke sich allein auf das gegenwärtige Leben. Schrecklicher Gedanke! Schon die entfernte Vorstellung davon erfüllt den nach Leben und Unsterblichkeit durstenden Menschengeist mit Unruhe und Angst. Die Verfasser der Vedas müssen Etwas davon empfunden haben, darum haben sie ihren Untergebenen verschiedene Arten von Himmel vorgemalt, in welchen den Würdigen gewisse Grade von Seligkeit verheißen sind.

Die Beschreibung derselben ist ganz im orientalischen Styl. Alles darin, sogar die Schlafgemächer und Betten der Götter sind von Gold und Edelgestein. Alle Freuden und Vergnügungen dort schmeicheln dem sinnlichen Menschen. Dem Paradies Mahomeds ähnlich, findet man Wohnungen der Wollust und Nester der Unzucht, statt einer Stätte, wo die Gerechten

und die reines Herzens sind, den Lohn des Glaubens empfangen. Alle Laster und wilde Leidenschaften sehen wir hier personificirt und vergöttert. Die Streitigkeiten und Intriguen der Götter erfüllen diese Stätten mit Lärm und Aufruhr. Hier gibts Musikanten, Tänzer und Sänger mit Pferdeköpfen; Lustbarkeiten und Saufgelage, aber auch Krieg, Blutvergießen und Mordthaten. Ich muß meinen Lesern einen dieser Himmel in kurzen Worten beschreiben.

Ein alter Schriftsteller sagt, der Himmel des Brama sey so über alle Maßen schön und herrlich, daß es ihn mehr als 200 Jahre kosten würde, eine ordentliche Beschreibung davon zu geben. Es ist in der That ein Glück, daß er sich in seiner Darstellung kürzer faßte. Alle Palläste sind von reinem Gold, die Straßen vom hellsten Crystall, mit goldenen Streifen. Es gibt dort Wälder und Gärten voll der edelsten Früchte; ihr Duft erfüllt die Lüfte. Vögel singen auf den Bäumen und in den Laubhütten die lieblichsten Melodien. Auf den Seen sieht man Wasserlilien von blauer, rother und weißer Farbe. Im Winter ists warm und lieblich kühl im Sommer. Wolken gibts, aber keine Gewitter, Winde wehen, aber sie sind erfrischend; von drückender Hitze weiß man nichts. Sophas und Throne stehen da, sie glänzen wie der Blitz. Der Himmel Wischnus und Indras sind wenig verschieden. Der letztere muß nach Art eines Salons gebaut seyn, seine Säulen sind von Diamanten. Er ist mit Gärten und schönen Wäldern umgeben. Ueber die Beschäftigung der

Götter hier noch eine kleine Anekdote: Bei einer großen Conferenz derselben hatte Indra eine Blume in der Hand, an deren Geruch er sich labte, darauf präsentirte er sie einem Braminen. Die ganze Gesellschaft lachte ihn aus, denn diese Heiligen empfangen nur Blumen, die frisch gepflückt sind. Der Bramine stand auf und verdammte im Weggehen den Indra, in dem Hause eines Mannes niedriger Kaste eine Katze zu werden. So fiel der Gott vom Himmel und verwandelte sich in eine Katze im Hause eines Jägers. Alle Götter fragten erstaunt, wo ist Indra, aber nirgends war er zu sehen. Seine Gattin Sudschi fand ihn nach langem Suchen. Des Jägers Weib empfahl ihr eine gewisse Zauberformel zu gebrauchen. Sudschi that es und die Katze verwandelte sich wieder in die Form des Gottes, der alsbald in seine Residenz zurückkehrte. Indra wird sich wohl nachher gehütet haben, wieder einen Braminen zu beleidigen.

Die Hölle ist von den Verfassern der Schasters schwarz genug geschildert worden, und wenn die Hindus Alles aufs Wort hin glauben, so haben sie die trostlose Aussicht, daß die ganze Nation dort für ihre Sündenqual leiden wird. Es gibt nicht nur eine Hölle, sondern tausende. Einige sind finster, andere von glühendem Eisen, in einer dritten werden Verbrecher mit Dornen gezüchtigt; von dieser führt der Weg in eine, welche voll von kriechenden Thieren und Gewürm ist; dann gibts wieder eine mit stinkenden Sümpfen, durch diese fließt ein Strom mit gräulichem Unflath. Hier werden Sünder mit glühenden Zan-

gen zerrissen, dort sind andere, deren Fleisch von Canibalen verzehrt wird. Für jede besondere Sündenart ist eine eigene Hölle und eigene Strafe ausgesetzt. Der Unmäßige, welcher viel Fleischspeise genossen hat, wird in die Hölle von siedendem Oel geworfen. Wer die Braminen verachtet hat, wird vierthalb Millionen Jahre an einen Ort verdammt, der mit glühendem Metall umgeben ist. Die Unbarmherzigen werden von Wespen, Fliegen und allerlei Ungeziefer geplagt. Den Braminen und Fürsten, welcher geistige Getränke liebt, wirft man in einen Kessel von fließendem Feuer (wahrscheinlich Weingeist). Wer einen Ascetiker verspottet, wird mit dem Kopf bis an die Knie im Koth stecken. Falsche Zeugen stürzt man von einem 300 Stunden hohen Felsen herunter. Wollüstlinge und Ehebrecher verbrennen in den glühenden Armen eines eisernen Bildes.

Von ewiger Seligkeit oder ewiger Höllenstrafe weiß die Hindu-Theologie nichts. Mag die eine oder die andere auch Millionen Jahre dauern, so ist immerhin ein Zeitpunkt bestimmt, wo der Verdammte der Hölle entrinnt und der Selige wieder hinaus muß, um auf Erden in irgend einer neuen Form sein Daseyn nochmals zu beginnen. So lautet die Seelenwanderungslehre der Hindus. Sie ist auch unter den niedrigsten Classen bekannt und populär geworden. In meinen häufigen Unterhaltungen über Religionssachen fragte ich die Hindus bisweilen. „Was wird aus eurer Seele werden, wenn ihr gestorben seyd?“ „Was aus ihr werden wird, — sie

geht in Tschama's Haus." Dieser Tschama ist der Gott der Unterwelt und hat seine Residenz am äußersten Ende der Erde. Dorthin wird der Verstorbene gebracht. Die Guten empfängt er lächelnd und redet sie folgender Maaßen an: „Ihr seyd gut, durch die Kraft eurer Verdienste erhebt ihr euch in einen herrlichen Himmel."

Die Bösen gehen durch ein dunkles Gewölbe, man zieht sie mit Riemen an den Haaren herbei, andere werden an Ketten hergeschleppt, hundert und fünfzig Stunden hoch steht Tschama da und fängt sein hartes Gericht an. „Wisset ihr," redet er die Zitternden an, „daß ich hier das Amt habe, Glück den Guten und Strafen den Bösen auszuspenden. Habt ihr niemals über Religion gedacht, habt ihr nie an eine Hölle geglaubt?" dann ruft er seinem Secretär Tschitro Gupto und fährt fort: „verhöre diese Uebelthäter; rufe die Zeugen herein."

Suryo (die Sonne), Tschandra (der Mond), Agas (das Firmament), Din (der Tag), Ratri (die Nacht), Pratakal (der Morgen), Suntjakal (der Abend) treten nun als Zeugen auf.

Sobald das Verhör vorüber ist, schlägt Tschama mit seinem Prügel auf sie los, daß sie vor Qual schreien und treibt sie in die verschiedenen Höllen.

Je nach den Verbrechen bleiben die Verdammten kürzer oder länger in der Hölle. Durch die Strafe wird die Sünde ausgesöhnt und ein besserer Zustand erlangt. Auch die darauf folgende Seelenwanderung hat den Zweck einer Büßung für das Vergangene.

So steht es in den Schasters aufgezeichnet, welche Art von Existenz eine jede Sünde nach sich zieht. Wer z. B. Reis stiehlt, geht zuerst in die Hölle, dann wird er bei seiner nächsten Geburt 18 Jahre ein Rabe, darauf 12 Jahre ein Kranich und nach diesem ein kränklicher Mann. Wer ein Thier umbringt oder beim Lesen der Purannas lacht, leidet zuerst Höllenqual, wird hierauf als Schlange geboren, sodann als Tieger, in der dritten Seelenwanderung als Kuh, dann als ein weißer Kranich und endlich als ein engbrüstiger Mensch. Wer wohl lebt, ohne den Armen mitzutheilen, geht nach seinem Tode 30000 Jahre in die Hölle, wird darauf als eine Moschus-Ratte geboren, dann als ein Reh und zuletzt als ein Mensch, dessen Leib einen unausstehlichen Geruch ausdünstet. Auch wird er merkwürdiger Weise schlechte Nahrung guter Speise vorziehen. Ich fragte bisweilen Leute, welche mir die Lehre von der Seelenwanderung auseinander setzten, in welcher Gestalt sie in ihrer frühern Geburt auf der Erde gelebt haben, aber Keiner war im Stande, diese Frage zu beantworten.

Diese Lehre, welche mit dem Fatalismus unzertrennlich verbunden ist, hat, wie ich in einem künftigen Abschnitt zeigen werde, einen verderblichen moralischen Einfluß auf das ganze Volk. Der Mensch sieht sich an ein eisernes, unabänderliches Geschick gebunden, und verliert die freie Thätigkeit des Geistes. „Wie es bestimmt ist, so geht es," diesen Ausspruch hört man aus dem Munde des Gelehrten

und des Taglöhners in Bengalen. Wenn Jemand eines unnatürlichen Todes stirbt, so schreibt man das Unglück einem Verbrechen zu, das er in einer frühern Geburt begangen haben müsse. Wird einer reich und es gelingt ihm Alles nach seinen Wünschen, so sagen die Leute: „Wie wunderbar! er muß in einer frühern Geburt ungemein verdienstliche Thaten verrichtet haben, sonst wäre es ihm nicht so geglückt." Sieht der Hindu, daß eine Kuh oder ein Ochse oder ein anderes Thier hart behandelt wird, so ruft er aus: „Ach, wie viele Sünden muß das arme Geschöpf in seinem frühern Daseyn begangen haben."

So, mein christlicher Leser, stellt sich der Hinduismus in seinem practischen Character dem Auge des Beobachters dar. Gott weiß es, ich habe nichts übertrieben; — wie übertrieben! im Gegentheil, ich habe die schwärzesten Theile des Gemäldes in ihrem finsteren Hintergrunde unberührt gelassen. Keine Zunge darf sie aussprechen, keine Feder darf sie beschreiben. Gott gebe, daß das Licht des Evangeliums bald diese heidnische Finsterniß vertreiben möge!

Wem steigt beim Nachdenken über das Götzenthum des Hinduismus nicht aus von Mitleid beklommenem Herzen der Seufzer auf: „Ach, mein Gott! wenn eine Nation solche Götter anbetet und eine solche Religion hat, was muß am Ende aus ihr werden!"

Hier ist auch im geringsten nichts zu finden, das den geistigen Bedürfnissen des Menschen entspräche; keine Anleitung zum Guten, kein Lichtlein, das ihm auf der Leidensbahn durch die Dunkelheiten dieses

Erdenlebens voran leuchtete, kein Strahl der Hoffnung auf ein besseres ewiges Leben.

Liegt ein Land nicht unter dem Fluche des Allmächtigen, das Priester wie die Braminen zu Lehrern und Leitern des Volks hat! Das ist die Frucht des Pantheismus in seiner unverhüllten Gestalt. Abgerissen von göttlichem Einfluß und sich selbst überlassen, vergöttert der Mensch sein eigenes Ich. Kein Unsinn ist zu abgeschmackt, kein Laster zu abscheulich er fällt ihm anheim. Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden, und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere.

In seinem Wahne beschreibt der Hindu Gott als Licht und Finsterniß, im physischen und moralischen Sinne, als Wahrheit und Lüge, als den Urheber alles Guten und alles Bösen.

Was hat uns über jenes gesunkene Volk der Hindus so hoch erhoben? Wo kömmt es her, daß wir reinere und würdigere Begriffe von einem göttlichen Wesen haben? Wem haben wir es zu verdanken, daß unsere philosophischen, theologischen und andere Wissenschaften, auf bessern Grundlagen ruhen, als die der Hindus und daß bei all den Sünden, die unter den Völkern des Abendlandes im Schwange gehen, doch ein höheres, moralisches Gefühl vorherrschend ist, als bei den verfinsterten Nationen des Ostens? Wir verdanken all' diese Segnungen der christlichen Religion. Das Licht der in der heiligen

Schrift geoffenbarten Wahrheit hat auf mittelbare oder unmittelbare Weise seine Strahlen über unsere Wissenschaften, unsere Gesetze und unser gesellschaftliches Leben verbreitet. Je mehr dieselben dieses Lichts theilhaftig geworden sind, desto richtiger ist unser Wissen, desto reiner das Leben, desto besser und verständiger wird der Mensch.

Rückt man dieses Licht, „das alle Menschen erleuchtet," aus dem Wege, vermindert man seinen Einfluß, stellt man Sätze und Systeme auf, die nichts oder nur wenig mit der heiligen Schrift gemein haben, oder ihr gar widersprechen, so sinkt der Mensch eben damit in das finstere, unselige Gewirre des Heidenthums zurück. Steht in dieser Hinsicht der Hinduismus nicht als ein Zeichen der Warnung für unsere gelehrten Philosophen da, rufen seine Systeme nicht mit mächtiger Stimme ihnen zu: Hütet euch vor dem Abgrund des Verderbens, an dessen Rande einige von euch blindlings herumklettern!

Die Hindu-Religion hat alle Moral zerstört, sie hat die Flammen der Hölle unter der Menschheit angezündet! hat alle unreinen teufelischen Leidenschaften in den Herzen aufgerührt!

Wer will diesen Strom von Unheil beschwören, wie kann eine solche Nation vom Verderben errettet werden? Einzig und allein durch das Wort des lebendigen Gottes, durch die Botschaft von einem Heiland und Erlöser, der vom Himmel gekommen ist, Sünder frei und selig zu machen.

Wenn sich der Christ in Trübsal befindet, hat er

ein Mittel bei der Hand, das ihm Trost, Ermunterung und Frieden gewährt. Er öffnet die Bibel und liest von einem Land, wo keine Thräne mehr geweint wird, wo's kein Leid und kein Leiden mehr gibt, wo das Haupt nicht müde und das Herz nicht beschwert wird. Er denkt an die Macht und an die Liebe seines allgegenwärtigen Helfers und findet Ruhe für seine Seele. Beunruhigt ihn sein Gewissen, so kann er zu seinem Erlöser seine Zuflucht nehmen, sein Blut reinigt von aller Sünde; das Heil durch Ihn erworben wird seine Hoffnung und seine Freude.

Aber was kann der Heide thun? Er fühlt auch und leidet, er ist oft in großer Noth; ich habe seinen Jammer und sein Weheklagen gehört, besonders wenn der Tod mit seinen Schrecken kömmt, aber er hat das einzige Hülfsmittel, den Trost den lindernden Balsam, die Freude des Evangeliums nicht.

Können wir, meine Freunde, die Segnungen des Evangeliums genießen und so ruhig für uns behalten, ohne zu wünschen, ohne darauf anzutragen, daß dieselben einer unter dem Fluch der Sünde seufzenden Nation mitgetheilt werden? Nein, wir wollen ihnen das Heil von Jesu verkündigen. Ich bin fest überzeugt, wer dieses Heil zu seiner eigenen Genesung erfahren hat, wird von Dankgefühl ergriffen, den herzlichen Wunsch mit der innigen Bitte zu Gott vereinigen, daß das Licht der geoffenbarten Wahrheit bald die Finsterniß des Heidenthums vertreiben und mit seinen lieblichen Strahlen die Völker des Ostens erleuchten möge.

Viertes Kapitel.

Ueber die Missions-Arbeit in Indien.

Rückblick. — Einfluß des Götzendienstes auf Verstand und Charakter der Hindus rc. — Verdorbenheit. — Gewissensangst. — Die verschiedenen Zweige der Missionsarbeit. — Kapellen zum Predigen. — Beschreibung der Zuhörer. — Disputation mit den Braminen. — Reisen der Missionärs in der kalten Jahreszeit. — Gefahr vor wilden Thieren. — Eindruck der Predigt. — Oeftere Mißhandlung. — Art zu Predigen. — Hinweisung auf die Natur. — Gleichnisse und Parabeln. — Medizinische Kenntnisse wünschenswerth. — Einiges über die Wirkung der Predigt. — Betrachtungen und Anwendung. —

Denn wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll selig werden. Wie sollen sie aber anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber glauben von dem sie nicht gehöret haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wenn sie nicht gesandt werden?
Röm. 10, 13—15.

In dem letzten Kapitel habe ich eine kurze Darstellung der Religion und Ceremonien der Hindus gegeben; wir gehen jetzt zu einem andern wichtigen Theile über, und sehen auf welche Weise der Missionär diesem Volk die Erkenntniß des wahren lebendigen Gottes mitzutheilen versucht hat. Damit sich aber meine Leser einen ziemlich richtigen Begriff von dieser wichtigen und schweren Aufgabe machen können, wird es wohl nicht ohne Nutzen seyn, wenn ich versuche den moralisch geistigen Zustand des Hindu in einigen Zügen nochmals herauszuheben. Was anders kann eine Religion mit solchen herzlosen

Cermonien hervorbringen, als moralische Mißgeburten; einen Zustand völliger Geistes-Erschlaffung, eine Gleichgültigkeit gegen Alles Schöne und Gute; ein Gemüth so fühllos und abgestumpft, daß jede Mahnung zur Besserung, jeder Vorwurf des Gewissens, jeder Ruf zu Werken der Liebe und Barmherzigkeit daran zurückprallt, wie der Pfeil von dem harten Felsenblock. Wenn eine Religion lehrt, daß des Menschen moralischer Zustand, daß sein ganzes Leben und Treiben auf Erden vorher bestimmt und abgemessen, mit unauslöschlichen Buchstaben in seinen Hirnschädel eingegraben sey, so daß sich Nichts daran ändern läßt, so steht der Hülflose als ein in sich selbst abgeschlossenes, selbstsüchtiges Wesen da, sein Wahlspruch ist, „lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!"

Der Hindu hat deßhalb keine Liebe zum Nächsten, keinen Patriotismus, keine wohlthätige Anstalten. Ungehorsam gegen Eltern und Vorgesetzte ist ganz zum Sprichwort geworden, denn die Kinderzucht steht auf dem niedersten Grade. Von ehlicher Liebe und Treue weiß er nichts. Wie läßt sich so etwas erwarten, wenn man nur einen Augenblick an das Beispiel ihrer Götter denkt. Mein Pundit, ein geachteter Bramine, versicherte mich, jeder Verheirathete Mann in Burdwan sey ein Ehebrecher. Ein Missionär sprach mit einem andern Braminen über den zügellosen Charakter des Gottes Krischna, dieser erwiederte in jedem Haus in Calcutta ist ein Krischna; ein treues und schauderhaftes Bild von der Unsittlich-

keit der Einwohner. Es ist dem Hindu verboten, ein Thier umzubringen, um das Fleisch zu essen, weil die Seele eines Braminen darinnen wohnen könnte, und so eine Confusion in der Schöpfung verursacht würde. Er nimmt sich in Acht keine Ameise mit seinem Fuß zu erdrücken; aber wahrlich nicht aus Zartgefühl, sondern aus thörichter abergläubischer Furcht; denn anderseits bringt er uneheliche Kinder in Menge um; ein gelehrter Bramine, der Beamte an einem Gerichtshofe war, glaubte, daß in Bengalen jährlich 10,000 Kinder im Mutterleib getödtet werden. Gräuelgeschichten aus meiner Nachbarschaft, die mich mit Entsetzen erfüllten, sind mir davon zu Ohren gekommen. Mordthaten durch Gift und andere Mittel sind nichts ungewöhnliches. Ich sahe vor einigen Jahren die Leichen von drei schlechten Frauen vor einem Hause liegen; jeder war der Hals abgeschnitten. Dieß geschah in einer Nacht nicht weit von dem Hause des Polizei-Beamten, und doch war die Obrigkeit nicht im Stande die Mörder zu entdecken.

Von Mitleiden und Erbarmen haben die Hindus überhaupt keine rechten Begriffe. Ihre Fühllosigkeit gegen Arme, Kranke und Sterbende empört das Herz des Europäers. Schlägt z. B. ein mit Menschen angefülltes Boot im Ganges um, so bemüht sich Niemand um das Angstgeschrei der Ertrinkenden. Nein, die Bootsleute, welche 20 Schritte nahe sind, bleiben gemüthlich sitzen, essen oder rauchen fort, und sagen: „**Iswarer itscha**, Gott hat es so bestimmt, sie sind ertrunken.“

Wo Selbstsucht die Triebfeder aller Handlungen ist, da wird alles gegenseitige Zutrauen zerstört. Einer schmiedet seine Pläne gegen den andern; eine Familie lebt mit der andern in Streit und Zerwürfniß. Oft kömmt es zum Ausbruch, dann behandeln sie einander mit verzweifelter Wuth. Wenn aber das auch nicht täglich der Fall ist, so sehen sie einander doch mit Groll und gehäßigem Herzen an. Häufig sagten mir die Einwohner der Dörfer, die ich besuchte, daß es keine drei Familien bei ihnen gebe, die dem Herzen nach Eins seyen. Brüder und Verwandte gerathen in Streit wegen Erbschaften und Vermächtnissen, weil einer den andern zu übervortheilen sucht, und zu diesem Zweck falsche Documente und Unterschriften verfertigt.

Sie hassen einander lebenslänglich, und die Erbitterung erbt sich auf die Nachkommen fort. Die Weiber legen sich natürlich in den Streit, mit fliegenden Haaren stellen sie sich hin und übergießen sich gegenseitig in lautem Zetter-Geschrei mit einem Strom von schändlichen, schmutzigen Schimpfreden, daß man denken sollte, die Furien und Dämonen seyen in Krieg mit einander gerathen. Da gilt es wörtlich, was die heilige Schrift sagt: „Die finsteren Orte der Erde sind voll von Wohnungen der Grausamkeit."

Alles dessen ungeachtet fühlt der Hindu noch etwas von der Stimme der Wahrheit in seinem Innern; er spürt ein dunkles Sehnen nach Ruhe, ohne daß er sich völlig bewußt ist, was diese innere Stimme eigentlich bedeute. Sein Gewissen,

obgleich mit einem Schutte von Sünden und Irrthum verwüstet, wacht auf und plagt ihn. Die zehn Gebote sind mit unvertilgbaren Buchstaben in das Herz der verworfensten Heiden geschrieben, ich kann für die Wahrheit dieser Bemerkung aus eigener Erfahrung bürgen, und der Spruch des Apostels bestätigt sich auch unter den tief gesunkenen Hindus: „Die Heiden, welche das Gesetz nicht haben, sind ihnen selbst ein Gesetz, damit daß sie beweisen, des Gesetzes Werk sey beschrieben in ihren Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen.“ Es gibt Hindus die, nach ihrer Weise, andächtig sind und in dem Gefühl eines geistlichen Bedürfnisses ihren Ziegenbock vor Kali's Tempel opfern und in den Ganges untertauchen; aber gerade weil keine tiefere Grundlage in dem todten frommen Wesen des Götzendienstes zu finden ist, zieht derselbe die Gemüther immer weiter von der Wahrheit ab. Für den Hunger des unsterblichen Geistes bietet er einen Stein dar, für den Durst der nach ewigem Leben seufzenden Seele hat er kein erfrischendes Wasser bereitet, sondern stinkende eckelhafte Pfützen. Die leidende Menschheit, welche davon trinkt, wird noch elender; ohnmächtig liegen die Unglücklichen in diesem Todes-Schatten-Lande da, und schlummern dem ewigen Verderben entgegen.

Leuten, die ein schlechtes Leben geführt haben, wird es bisweilen bange, sie suchen den furchtbaren Höllenstrafen durch Sühnopfer und verdienstliche Handlungen zu entgehen. Ich habe Hindus gekannt, die

mehrere Jahre auf Wallfahrten gingen, um dieser Furcht los zu werden. Ist einer reich und beichtet seinen Priestern, so muß er große Summen bezahlen, ist er arm, so wäscht er seine Gewissensangst einigemal mehr als gewöhnlich im Ganges ab. In der Stunde des Todes gewährt ihm die Aussicht der Seelenwanderung einen elenden Trost. Ein Missionär beschreibt das Wehklagen eines sterbenden Hindu auf folgende Weise: „Ach! in welche Hölle muß ich gehen! welche Hoffnung habe ich in den Himmel zu kommen! welche verdienstliche Handlungen habe ich verrichtet. Hier habe ich für die Sünden einer frühern Geburt gebüßt, und jetzt fangen meine Leiden aufs neue an. Wie viele Geburten muß ich noch durchmachen, wo wird das Ziel meiner Leiden seyn!" Der sterbende Hindu ist wie ein Mann auf dem ungestümen Meere, wenn das zerschmetterte Fahrzeug dem Ruder nicht mehr folgen will, er sieht, er fühlt es muß untergehen, er weiß nichts von der Hoffnung des Christenglaubens, welche als ein fester Anker den Gläubigen hält; in dumpfer Verzweiflung liegt er hin und gibt sich den Wellen preis.

Auf jenen ungeheuren Gefilden Indiens, unter den hundert Millionen Einwohnern, von denen täglich über 3000 aus der Zeit in die Ewigkeit gehen, ist eine kleine Schaar von Missionären zerstreut, welche denselben das Evangelium von dem Heil in Jesu Christo verkündigen. Es muß jedem, meine Leser, nach dem Gehörten klar geworden seyn, daß unter einem solchen Volke die Arbeit des Missionärs eine

schwierige Aufgabe ist, und dazu ein Grad von Menschenkenntniß, Eifer, Vorsicht und Beharrlichkeit erfordert wird, wie es unter einem barbarischen unwissenden Volke nicht verlangt wird. Oft ist seit meiner Rückkunft von Indien die Frage an mich gestellt worden, wie es der Missinär mit der Verkündigung des Evangeliums angreife? Ich will versuchen, dieselbe so einfach und sachgemäß practisch als möglich zu beantworten.

Die Missions-Arbeit in Indien zerfällt in drei Zweige: 1) die eigentliche Predigt des Evangeliums; 2) die Uebersetzung und Verbreitung der heiligen Schrift und andrer nützlicher Bücher; 3) endlich die Erziehung der Jugend. In dieser Abhandlung sprechen wir über die öffentliche Predigt des Evangeliums, Bibelverbreitung, und das Erziehungswesen wird in dem nächsten Abschnitte behandelt werden.

Als vor etwa 40 Jahren die ersten Missionäre ihre Arbeit in Bengalen anfingen, fanden sie es ungemein schwierig, bei den Eingebornen Eingang zu gewinnen. Die Hindus vernahmen mit Erstaunen, daß eine Handvoll Fremdlinge sich unterstehen konnten, eine neue Religion zu verkündigen, und manche Braminen machten sich darüber lustig, daß weiße Leute daran dachten, ein System anzugreifen, das wie die Gebirge des Himalaya hundert tausende von Jahren bestanden hätte. Sie ließen sich jedoch durch den Spott der Priester nicht irre machen, und suchten auf alle mögliche Weise den Leuten die Wahrheit nahe zu

bringen. In unsern Tagen ist die Arbeit viel leichter geworden. Das Lächeln des Braminen hat sich in Furcht verwandelt und der theilweise Erfolg hat die Hoffnung des Misssonärs gestärkt.

In Städten, wie z. B. Calcutta, Benares und Burdwan haben wir an geeigneten Stellen Capellen mit einem geräumigen Local erbaut. Diese Gebäude sind von den einfachsten Materialien errichtet. Die Mauer ist von Backstein, bisweilen auch nur von Matten verfertigt und darauf ruht ein Strohdach mit Bambusstöcken unterstützt. Die Morgenstunden gleich nach Sonnenaufgang und der Abend werden gewöhnlich zum Predigen bestimmt. In der Sonnenhitze zwischen 9 und 5 Uhr ist es unmöglich eine Zeitlang öffentlich zu sprechen. Der Missionär stellt sich vor dem Eingang an der Straße hin, er hat einen Catechisten bei sich, dieser fängt an, einen Abschnitt aus der heiligen Schrift zu lesen. Während dem versammelt sich eine Schaar Hindus um ihn her, welche gerne wissen möchte, was für eine neue Lehre der Mann verkündigt. Die Zuhörer bestehen aus verschiedenen Volksclassen, da sieht man den unwissenden Sudra, Taglöhner, Palankinträger, Bauersleute und Handwerker mit dem kniffigen, gelehrt seyn wollenden Braminen vermischt dastehen.

Einer der ersten Missionäre stand und predigte eines Tages (vor 28 Jahren) in einer Straße von Calcutta. Ein Babu oder vornehmer Hindu sahe höhnisch auf ihn hin, und redete ihn folgender Maaßen an: „Was machst du hier? Ihr Padris (ein

portugiesisches Wort bedeutet „Vater,“ mit welchem die Hindus in ganz Indien die Missionäre bezeichnen) seyd gerade wie die Heuchler, von denen euer Jesus sagte: sie stehen gerne und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden.“ „Ja lieber Freund“ entgegnete der Missionär, nur mit dem Unterschied, daß die Pharisäer von den Leuten geprießen wurden, wir aber von ihnen verspottet werden. Es ist in der That etwas ganz anders, vor Heiden zu predigen, als in einer geordneten Gemeinde auf die Kanzel zu treten; es gehört eine Festigkeit und ungemeine Geduld dazu, Menschen die Wahrheit zu verkündigen, bei denen Vorurtheil mit Unwissenheit gepaart ist, und dem Spottgelächter des Braminen sich auszusetzen, der den Prediger als einen unberufenen gefährlichen Eindringling ansieht, dem man sein Handwerk niederlegen sollte. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie viel Kampf und Selbstüberwindung es mich in den zwei ersten Jahren meines Missionsberufs kostete, bis ich mit getrostem Muth, auf meinen Gott vertrauend, vor der ungeordneten Menge auftreten konnte.

Wenn eine ziemliche Anzahl Leute in der Straße vor der Capelle versammelt ist, werden sie eingeladen in den Saal einzutreten und auf den Bänken sich zu setzen. Die Zahl der Zuhörer ist natürlich sehr ungleich; bisweilen kann die Capelle nicht die Hälfte fassen und viele stehen draußen, zu andern Zeiten ist das Local nicht halb voll.

Der Missionär stellt sich auf eine etwas erhöhte Plattform und richtet seinen Vortrag an die anwesende Menge. Da ist aber selten an die geordnete stille Versammlung zu denken, wie bei unsern öffentlichen Gottesdiensten in der Kirche. Die Meisten der Zuhörer kommen bloß aus Neugierde und gehen nach einer Viertelstunde wieder weg. Wir dürfen es uns nicht leid seyn lassen, wenn sie, ehe die Predigt vorüber ist, mit lärmendem Geräusche, mit Murren oder Lachen fort gehen. Es hat den Vortheil, daß sie Andern Platz machen, — oft füllt sich der Saal in wenigen Minuten wieder und jetzt hat der Missionär vielleicht gar aufmerksame Zuhörer. Viel kommt es hierbei auf die Art und Weise des Vortrags an; ist derselbe lebhaft, anziehend und ergreifend, so fesselt der Prediger in der Regel die Aufmerksamkeit, kann er aber in der Sprache nicht gut fort kommen oder ist seine Rede trocken und eintönig, oder die Stimme schwach, so werden die Leute bald müde und lassen ihn alleine stehen.

Stellen wir uns unter 100 Zuhörern einen Braminen vor, während der Missionär spricht, steht derselbe auf; — man kann es ihm in seiner Stellung, in seiner Miene ansehen, daß er zu der Classe gehört, welche die Hindus als Halbgötter verehren. Sein verächtlicher Blick zeigt deutlich, was in seinem Innern vorgeht. Er hat mit dem langen Obergewande sein Angesicht verhüllt, damit er nicht durch den Athem des Missionärs verunreinigt werde. Nur seine Augen und die Nase stehen hervor. Er hört von dem eini-

gen Gott und denkt, diesen Prediger will ich zum Schweigen bringen: „Wer ist Gott?“ fragt er, — „kannst du mir ihn zeigen?“ „Nein.“ — „Ich bin Gott!“ sagt er. — „Wer spricht, wer denkt, wer handelt durch mich? Es ist Gott.“ — Der Missionär antwortet: „Du bist ein Lügner, kann Gott lügen?“ — „Was ist Lüge?“ entgegnet der Bramine, „oder was ist Sünde überhaupt? es ist nichts — es besteht nur in deiner Vorstellung.“ — Der Missionär antwortet: „Wer leidet für die Sünde, wer geht zur Hölle? und wer straft den Sünder?“ Auf diese Frage halten Manche inne, und gestehen, daß Gott nicht sündigen kann. Andere sagen frei heraus, „er thut alles, er straft und leidet Schmerzen.“ Das Beste ist dann, einem Narren nach seiner Narrheit zu antworten und ein Gleichniß wie das folgende ist für den Disputirenden schlagender, als alle Beweisgründe. Ein Richter fing einen Dieb und fragte ihn beim Verhör, „warum hast du gestohlen?“ Der Dieb antwortete: „Herr, ich habe nicht gestohlen, ich kann nichts dafür, Gott in mir hat es gethan.“ Der Richter ließ den Dieb an den Pfosten binden und tüchtig durchprügeln. In seinen Schmerzen schrie der Mensch: „O Herr, schlagt mich nicht so.“ Der Richter trat zu ihm hin und sagte: „Freund, ich schlage dich nicht, wir sind ganz gut mit einander, ich schlage den Gott in dir.“

Ein Missionär in Benares erzählt folgendes Gespräch mit einem philosophischen Braminen. Er fragte mich: „Was predigst du hier?“ „Wir

verkündigen den wahren Gott." „Wer ist dieser wahre Gott? ich bin es: er lebt in mir." Ich dachte, als ich es zum ersten Male hörte, es seye eine leichte Sache den Mann zum Schweigen zu bringen, ich fand aber bald, daß ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte. „Das ist doch sonderbar," sagte ich, „bist du denn allmächtig?" „Nein, wenn ich die Sonne erschaffen hätte, wäre ich allmächtig, aber ich bin es nicht." — Ich. „Wie kannst du denn sagen, du seyest Gott, so du doch nicht allmächtig bist?" „Das kommt von deiner Unwissenheit her," entgegnete der Mann; „was siehst du dort," er deutete auf den Ganges hin. Ich wollte nicht sagen, es ist der Ganges, denn ich befürchtete, er möchte antworten, der ist ein Gott; sagte deßhalb, „es ist Wasser!" Gut, und was habe ich in diesem Gefäß hier?" und damit goß er einige Tropfen davon aus. — Ich sagte, das ist Wasser." Er. „Was ist der Unterschied zwischen diesem Wasser, und dem des Ganges?" „Es ist keiner." „O ja," erwiederte der Bramine; „ich sehe einen großen Unterschied; jenes Wasser trägt Schiffe, und dieses nicht. Gott ist allmächtig, ich bin nur ein kleiner Theil der Gottheit und deßhalb nicht allmächtig und doch bin ich wirklich ein Gott, wie dieser Tropfen wirkliches Wasser ist." Der Missionär dachte, warte, ich habe dich doch in meinem Netz und entgegnete: „So wäre Gott nach deiner Ansicht in viele Stücke zertheilt, ein Stückchen von ihm ist in dir, ein anderes in mir?" „O," sagte der Bramine, „das kömmt wieder von deiner Unwissenheit her; wie viele Sonnen

siehst du am Himmel?" „Eine." — „Aber wenn du tausend Gefäße mit Wasser auf den Boden stellst, was siehst du in jedem derselben?" „Das Bild der Sonne." „Aber wenn du in tausend Schaalen das Bild von tausend Sonnen siehst, folgt daraus, daß tausend Sonnen am Himmel sind?" „Nein, es ist nur eine Sonne, aber sie reflectirt sich tausend Male und so ist ebenfalls nur ein Gott, aber doch erscheint sein Bild oder Glanz in jedem menschlichen Wesen." Freilich ist es eine leichte Sache, den Disputanten zu zeigen, daß das Bild im Wasser ziemlich verschieden von der Sonne selber ist. Ich dachte jedoch, ich wolle ersuchen, sein Gewissen zu berühren. „Aber," sagte ich, „Gott ist heilig: Bist du heilig?" „Nein, ich bin es nicht, ich thue viele Dinge, die nicht recht sind, ich weiß, daß sie nicht recht sind." — „Wie kannst du denn ein Gott seyn?" „O," antwortete der Bramine, „ich sehe, dir sollte man etwas mehr Verstand mittheilen, ehe du mit uns disputiren kannst. Gott ist Feuer; Feuer ist das reinste Element in der Schöpfung; aber wenn du Koth auf das Feuer hinwirfst, so steigt ein böser Geruch auf; das Feuer ist nicht Schuld daran, sondern der Koth, welchen du hingeworfen hast. So ist Gott vollkommen rein, aber er ist in Materie eingehüllt, und wenn es je Sünde gibt, so kömmt sie nicht von Gott, er will sie nicht, sie kömmt von der Materie." Der Missionär entgegnete, „nicht wahr, die Lust ist zuerst, dann folgt die Sünde, ja, nun denn, siehst du, das Uebel sitzt tiefer als im Fleisch — und er mußte anerkennen, daß die

Worte Wahrheit sind. Aus dem Herzen kommen hervor arge Gedanken. — — — Auf diese Weise ging ich mit ihm von einer Eigenschaft zu der andern und fand endlich nach langem Disputiren, daß ich mit dem Braminen nicht einen Schritt weiter gekommen war.

Außer den zum Predigen errichteten Capellen oder Schulen müssen wir jede Gelegenheit wahrnehmen, um der versammelten Volksmenge die Wahrheit nahe zu bringen. Wir besuchen ihre zahlreichen Götzenfeste, wir gehen in die Dörfer hinaus und suchen die Einwohner in den Märkten und Bazars auf. Ueberall muß der Missionär darauf antragen, den Leuten nahe zu kommen und die Wahrheit des ewigen Gottes ihnen beizubringen. Des Abends, wenn sie vor ihren Götzentempeln zusammenkommen, des Morgens, wenn sie am Flusse baden, unter schattigen Bäumen, vor ihren Hütten, wo sie gar gerne sitzen und Tabak rauchen, setzen wir uns zu ihnen hin und leiten die Unterhaltung auf religiöse Gegenstände hin. Viele Hindus werden unwillig, wenn der Missionär es wagt, im Angesicht dieses heiligen Ganges-Stromes das Evangelium zu verkündigen; am wenigsten sollte er es zu einer Zeit versuchen, wenn sie mit ihren religiösen Ceremonien beschäftigt sind. Einer meiner Mitarbeiter erzählte mir, er sey jede Woche zweimal an den Fluß hinausgegangen, weil sich dort des Morgens große Versammlungen einfanden. Die Braminen waren ungemein erbittert über ihn und sagten, „hast du nicht genug Platz in der Stadt, mußt du auch unsere heiligsten Orte mit deinem Predigen ent-

weihen; dir sollte man geschmolzenes Blei in den Hals hinuntergießen oder die Zunge herausschneiden.“ Um unnöthiges Aergerniß zu vermeiden, predigte er nicht mehr am Ganges, während die bigotten Braminen mit der Verehrung desselben beschäftigt waren.

Eine ähnliche Behandlung erfuhr ich in einem Dorfe, wo die Hindus das Fest der Durga feierten. Ein alter Bramine hörte mir eine Weile zu, unterbrach meine Rede einmal über das andere: „Was du uns sagst, habe ich alles gewußt, lange ehe du geboren worden bist. Dein: Bibel ist ein elendes Buch und nicht zu vergleichen mit unsern Schasters; du brauchst die Leute hier nicht zu belehren, sie wissen mehr als du.“ Ich antwortete: „Das mag seyn. Aber in der Hauptsache kommt es mehr aufs Thun als aufs Wissen an. Ich bedauere euch, daß ihr den einigen wahren Gott nicht verehret und vor einem Durgabilde niederkniet.“ — Der Bramine: „Behalte deinen Gott für dich, wir wollen den unsern behalten, du kommst mit sanften Worten, aber bist ein Verführer der Leute.“ Ich. „Du redest im Zorn und sagst nicht, was recht und gut ist. Ich suche, wie du wohl weißt, keine Vortheile von euch, was denkst du, warum komm ich wohl in der großen Hitze in euer Dorf und predige; was mag wohl die Ursache seyn, daß wir mit beträchtlichen Kosten eure Kinder in der Schule unterrichten; glaubst du nicht, daß es für mein Gefühl angenehmer wäre, ruhig zu Hause zu bleiben, wie andere Europäer thun, die sich nichts um euch bekümmern?“ „Das ist deine Natur,“ er-

wiederte der Bramine, gerade wie es die Natur des Schakals ist, des Nachts herumzugehen, um Hühner und Gänse zu haschen." Da dachte ich, „ach, daß der liebe Gott euch eine solche Natur schenken möchte, in dem Netze des Evangeliums euch fangen zu lassen, damit etwas Neues bei euch werden möchte."

Bei Götzenfesten und ähnlichen Gelegenheiten, wo große Menschenmassen zusammenströmen, ist es nicht angemessen, da, wo der Haufe am dichtesten ist, aufzutreten. Das Gelärm ist so groß, daß auch die kräftigste Stimme nicht durchzudringen vermag. Ich pflegte mich deßhalb auf eine abgelegene Stelle zurück zu ziehen, etwa unter einen Baum, ein Strohdach, theilte dann einigen mein Vorhaben mit und sahe mich gewöhnlich in kurzer Zeit von einer Schaar williger Zuhörer umgeben.

Während der kalten Jahrszeit, vom November bis zu Ende Februars, machen die Missionäre Reisen in entferntere Gegenden und verkündigen das Evangelium von einem Dorf zum andern. Auf den Ebenen von Bengalen ist alsdann das Wasser ausgetrocknet und man kann ohne Gefahr sich im Freien bewegen; die Temperatur der Luft ist angenehm und milde, das Clima gesund und lieblich. Ich packte meinen Vorrath von Büchern und Lebensmitteln auf einen zweirädrigen Karren, der von Ochsen gezogen wurde; dazu ein kleines Zelt, ein Feldbett, einen Tisch und einen Stuhl. So reiste ich täglich 4 bis 6 Stunden, um in den zahlreichen Dörfern zu predigen. Die Reise wird am kühlen Morgen häufig zu Fuß,

bisweilen auch zu Pferde gemacht. Wenn ich Mitreisende hatte, erhielt ich öfters zwei Elephanten von dem Rajah von Burdwan zu meiner Verfügung, von denen einer das Zelt und Geräthe trug, der andere diente uns zum reiten. Die Bewegung dieses großen Thiers ist etwas schwerfällig und für die Brust angreifend, man wird aber in wenigen Tagen daran gewöhnt, und nie fühlte ich von dieser interessanten Art zu reisen, den geringsten Nachtheil. Auf diese Weise machte ich manche Missionsreise in die entfernteren Gegenden von Bengalen nnd streute den Saamen des Wortes unter den Einwohnern des Landes aus. Einige Mal verkündigte ich der versammelten Menge das Evangelium von dem Elephanten herunter.

Bei der Ankunft des Missionärs in einem Dorfe bezeugen sich die Dorfeinwohner gewöhnlich freundlich gegen ihn. Der Mundul oder Schultheiß kommt und frägt, ob er nicht in etwas behülflich seyn könne. Holz zum Kochen und andere Sachen, welche zu haben sind, werden alsbald herbeigeschafft, ein Thahaukitar oder Nachtwächter bringt Wasser und was sonst verlangt wird, und bewacht das Zelt und Reisegeräthe. Ich erinnere mich nicht, daß mir auf der Reise etwas entwendet worden wäre. Vom Stehlen hält aber den Bengalen mehr die Furcht, als die Redlichkeit ab.

In den nordwestlichen Provinzen sind Diebe und Räuber eben so verwegen als zahlreich. Einem meiner Freunde der nach Agra reiste, wurden in der Nacht seine Kleider aus dem Zelte gestohlen,

ohne daß er im geringsten etwas gemerkt hätte. Der Polizeibeamte wußte sie aber bald wieder zu bekommen. Er ließ den Nachtwächter an einen Baum binden und nachdem der Mann eine Tracht Schläge erhalten hatte, flüsterte er einem Beistehenden etwas ins Ohr, und in wenigen Minuten brachte dieser die gestohlenen Sachen wieder zurück. Eine größere Beschwerde für den Reisenden sind in den waldigen Gegenden von Bengalen wilde Thiere, besonders Tieger und Leoparden.

In der Nachbarschaft der Stadt Bischnapore schlugen wir eines Abends bei einem kleinen Dörflein unser Zelt auf. Der Nachwächter sagte uns, wir werden wahrscheinlich einen Besuch von Tiegern bekommen, aber sie dürfen sich nicht fürchten, ich kenne einen Zauberspruch, durch dessen Kraft ich schon manchen Tieger weggetrieben habe." Wir empfahlen uns indessen dem Schutze des Herrn, sagten ihm aber, wenn der Tieger komme, so solle er uns sogleich rufen, zwei geladene Flinten wurden zu seinem Empfange bereit gehalten. Wir schliefen indessen ruhig bis zum Tagesanbruch, als mein Freund L. ausrief: „Nachtwächter, habt ihr den Tieger gesehen?" — „O ja Herr, aber sobald ich meinen Spruch anfing, machte er sich davon und ich dachte, es wäre Schade, wenn ich Sie im Schlafe störte." Wir lächelten über die Aussage des Wächters, fanden aber bald nachher, daß er die Wahrheit gesagt hatte, denn wir entdeckten die Fußtapfen des Tiegers nahe bei unserem Zelte.

Ein anders Mal reiste ich durch einen Wald in

einem Palankin, ich hörte die Träger zu einander sagen: „sollen wir ihn niedersetzen?“ „Ja!“ war die Antwort — „und dann laufen wir davon;“ ich öffnete die Thüre und fragte, was es gebe? „O Herr, ein wildes Thier,“ war die Antwort; wirklich sahe ich im Mondlicht einen Bären hinter uns herkommen. Ich feuerte meine Flinte auf ihn ab und der Bär machte sich in den Wald zurück.

Wenn das kleine Zelt unter einem schattigen Baume aufgeschlagen ist, so finden sich bald die Einwohner zahlreich ein; dann wird mit einer freundlichen Unterhaltung die Einleitung zu der Verkündigung der Wahrheit gemacht.

Die Landleute sind in Bengalen für die Wahrheit zugänglicher als die Stadtbewohner, welche viel mit Europäern in Berührung kommen, und oft wurde ich durch die Aufmerksamkeit, mit welcher die Ersteren mir zuhörten, sehr ermuntert. Tausende gibt es unter ihnen, welche alsbald zum Christenthum sich bekennen würden, wenn sie sich nicht vor der Ungnade der Gutsbesitzer und Braminen zu fürchten hätten.

Ich zog eines Abends mit zwei Missionaren in ein großes Dorf ein; wir schlugen unser Zelt unter dem schönen Banianbaume auf; den folgenden Morgen machten wir uns zum Predigen fertig. Es war der Tag des Herrn, aber die Hindus haben keinen Sonntag. Nahe bei unserem Zelte war der Bazaar; um 10 Uhr wimmelte es von Tausenden, die kauften und verkauften. Meine Catechisten Schundor und Nobadschund stellten sich auf den Karren, auf welchem

unser Zelt geführt wird und sprachen eine Stunde lang. Eine Schaar nach der andern kam, das Wort Gottes zu hören. Ich predigte dreimal, die gutmüthigen Landleute hörten mit großer Verwunderung, es war die erste Botschaft von der Liebe Gottes in Christo an ihre Herzen. Wir vertheilten hunderte von Tractaten und Evangelien, die sie alle mit großer Freude empfingen.

Müde von des Tages Arbeit ging ich bei Sonnenuntergang vor das Dorf hinaus spaziren. Die Leute gingen von dem Markte heim. Zu meiner Freude hörte ich ihrer Unterhaltung zu. Einer sagte „der Missionar hat es uns recht gesagt, wir müssen die Wege der Sünde verlassen;" — „ja," sagte ein Zweiter, „er hat uns auch gefragt, wer von euch will den Anfang machen und zu diesem Vater gehen, ja wir sollten seinem Rath folgen." Solche Aeußerungen sind Zeichen, daß der Saame aufgeht und die Erndte herannaht.

Thätliche Mißhandlungen haben wir bei der Verkündigung des Evangeliums selten zu erleiden, obgleich die grobe Unverschämtheit, mit welcher die Braminen und Zemindare uns hie und da behandeln, und auch beschimpfen, eine schwere Geduldsprüfung ist. Ein einziges Mal wurde mir, als ich auf den Stufen eines Götzentempels vor einer großen Versammlung predigte, von einem boshaften Jungen ein Ziegelstein an den Kopf geworfen, der aber glücklicher Weise an den Schläfen vorbeistreifte. Ein anders Mal warfen mir muthwillige Knaben in einem Dorfe

Koth nach, wahrscheinlich wurden sie von übelgesinnten Braminen dazu aufgereizt. Der Haß dieser losen Priester ist allerdings sehr groß gegen die, welche das Evangelium verkündigen; der Missionar könnte ohne den Schutz der Engländer nichts thun; ohne Zweifel würde der Haß der Braminen in öffentlicher Verfolgung ausbrechen, wenn das Land nicht unter englischer Bothmäßigkeit stünde und der Missionar nicht den Schutz der Obrigkeit genöße. Kleine Ausbrüche dieser Art sind nichts seltenes, und zeigen deutlich, was von den Feinden gethan werden würde, wenn sie nicht von einer kräftigen Hand im Zaume gehalten wären.

Missionär Campbell in Calcutta versuchte einen Hindu beim Schwingfeste zu überreden, daß er sich die eisernen Haken nicht in den Rücken stoßen lassen sollte. Vielleicht drückte er sich auf eine unvorsichtige Weise aus. Die Götzendiener wurden aufgereizt und warfen ihn zu Boden. Sie waren gerade im Begriffe, ihn todt zu schlagen, als ein beherzter Engländer ihm zu Hülfe eilte und ihn aus der Hand der wüthenden Menge errettete.

Vor einigen Jahren wurde ein wohlbekannter Missionär, während er in seiner Capelle predigte, von einem starken Manne angegriffen, der im Begriffe war, ihm mit einem Prügel den Kopf einzuschlagen; der Streich traf aber glücklicher Weise die Schulter. Der Bösewicht wurde ergriffen und dem Missionär zu seiner Verfügung übergehen. Als er die Zuhörer fragte, was er mit ihm machen sollte, riefen sie aus:

„Bringe ihn zum Richter, so muß er zwei Jahre in Ketten auf der Straße arbeiten.“ „Nein,“ sagte er, „das kann ich nicht thun, meine Religion gebietet mir, meinen Feinden zu verzeihen.“ Nun entließ er ihn mit den Worten: „Ich vergebe dir deine Uebelthat von Herzen, aber vergiß nicht, daß du deine Freiheit dem Jesus verdankst, um welches willen du mich erschlagen wolltest. Dieß machte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung, laut prießen sie den Gott der Christen, der den Feinden zu verzeihen geboten hat.

Missionsreisen, auf welchen der Missionär von Dorf zu Dorf das Wort Gottes verkündigt, haben den Vortheil, daß der gute Saame auf dem großen Heidenfelde weit hin ausgestreut wird. Ich vertheilte auf denselben unzählige Tractate und Evangelien; diese stillen Zeugen der Wahrheit wandern in die entferntesten Gegenden hin, durch das Lesen derselben wird die Aufmerksamkeit der Eingebornen angeregt und eine Sehnsucht nach etwas Besserem in den Herzen erweckt. So geschieht nach und nach eine Anbahnung für das Kommen des Reiches Gottes. In abgelegenen Dörfern von Bengalen fand ich Hindus im Besitze solcher Büchlein, die sie von Missionären auf ihren Pilgerreisen in entfernte Gegenden empfangen hatten. Wünschenswerth ist es, solche Reisen jedes Jahr zu wiederholen, damit die Erkenntniß der Wahrheit allgemeiner und der Eindruck tiefer werde. Aber um diese Art von Missionsarbeit kräf-

tiger betreiben zu können, sollten wir auf unsern Stationen mehr Missionäre haben.

Es lassen sich in der Art und Weise des Predigens keine festen Regeln aufstellen. Was sich mir als besonders wichtig aufgedrungen hat, ist, daß der Prediger eine gründliche Kenntniß von dem Charakter und der Denk- und Handlungsweise der Heiden erlange, und nach dieser seine Predigten einrichte. Das Bewußtseyn ihres Zustandes muß durch die Predigt in ihnen erweckt, und der Trost, welchen das Evangelium darbietet, so wie die Hoffnung einer völligen Errettung muß ihnen klar dargestellt werden.

Daß sie böse Menschen sind, muß ihnen gezeigt werden, daß der Götzendienst zu ihrer gänzlichen moralischen Versunkenheit geholfen hat, darf nicht verschwiegen werden, und daß Gott durch seine Gnade sie selig machen will, muß immer der Hauptstützpunkt unserer Predigt seyn und in den Vordergrund treten.

Die Wurzel alles Uebels auch im Heidenthum, ist nicht der Götzendienst, sondern die böse, bis zum Satanismus gefallene Natur des Menschen, welche diesen Teufelsdienst erzeugt hat. Diese Verdorbenheit erkennen die redlicheren an, und manche Hindus gestehen, von der Stimme des Gewissens überzeugt, daß Gott nicht der Urheber des Bösen ist, wie ihre Schriften lehren, sondern, daß das Böse aus der vergifteten Quelle des menschlichen Herzens kommt. Der apostolische Missionär Schwartz predigte gar oft von der Liebe Gottes die in seinem Sohne Jesu Christo den

Menschen geoffenbaret worden ist. Dies ist das rechte Thema, das Herz des verworfensten Heiden zu erweichen; ohne Zweifel ist hier eine Hauptursache, daß seine Arbeit im südlichen Indien so reichlich gesegnet wurde; viele tausend Hindus wurden durch ihn zum Christenthum bekehrt.

Da der Hindu auch beim Anhören der Predigt des Wortes doch immer mit Vorurtheilen befaßt ist, und den Missionär als einen Menschen ansieht, der ihm eine neue Religion aufbürden, und die seinige absprechen will, so hat er in seinem Amte viel Vorsicht und Weisheit nöthig.

Ich möchte Niemand rathen einen Vortrag damit zu beginnen, daß er ihm ohne Weiteres seinen schändlichen Götzendienst auseinander setzte, dadurch würde er nur seine Gefühle aufreitzen und ihn für eine redliche Forschung nach Wahrheit unzugänglich machen. Führt er ihn aber auf die tiefe Verdorbenheit seines ganzen Wesens zurück, und zeigt ihm aus der heil. Schrift, daß Gott in seinem unendlichen Erbarmen ihm einen Erlöser gegeben hat; so läßt er sich's nachher auch gefallen, wenn der Prediger durch bestimmte und klare Beweisgründe sein Götzensystem als ein Werk menschlicher Bosheit und Selbstsucht darstellt.

Eben so wenig ist es rathsam, vor einer Versammlung von Menschen, die noch nichts vom Christenthum gehört haben, ohne weitere Einleitung etwa die Versöhnungslehre durch den Opfertod Jesu darzustellen. Werden sie aber im Gegentheil von dem

traurigen Verhältnisse überzeugt, in welchem der gefallene Mensch zu seinem Schöpfer steht, so wird nachher die theure Versöhnungslehre mit Aufmerksamkeit gehört, und oft sah ich die Menge ernst und nachdenkend auseinander gehen.

Besonders aber muß sich der Missionär eines sanften, freundlichen Wesens befleißigen, damit richtet er mehr aus, als mit den schönsten kräftigsten Predigten. Die Hindus sind besonders scharfe Beobachter des Charakters der Europäer. Sie glauben, vielleicht mit Recht, ein Mann, der seine Leidenschaften nicht im Zaume halten kann, tauge nicht zu einem Missionär; sie meinen ein solcher glaube selber nicht, was er predige. Ich bedaure den Prediger, der in seinem Temperament etwas Hitziges und Aufbraußendes hat; ein solcher taugt gewiß nicht nach Indien. Das furchtbar heiße Klima erregt ohnedieß das Nervensystem, so daß es für jeden Boten des Evangeliums eine tägliche und schwere Aufgabe ist, mit Gleichmuth und Ruhe des Gemüths seinen prüfungsvollen Beruf zu erfüllen. Oft dachte ich dabei an die Worte des Apostels Jacobus: Wer in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann.

Dabei sorgen die boshaften und verschmitzten Braminen dafür, daß der Missionär besonders beim Predigen in den Tugenden der Geduld und Sanftmuth reichlich geübt werde. Wehe ihm, wenn er sich durch ihr zudringliches Wesen und ihre oft gotteslästerlichen Einwendungen aus der Fassung bringen läßt; mit höhnischem Blicke sagen sie ihm: „Du willst uns

heilig machen und bekehren, und bist selber noch nicht fertig."

Der selige Bischof Corrie von Madras war viele Jahre Archidiaconus in Calcutta, und einer der edelsten und treuesten Arbeiter am Reiche Gottes in Indien. Sein Beispiel steht in dieser Hinsicht als ein Muster vor meinem Gemüthe. Ohne besondere Prediger-Talente, war er ein Mann von sanftem liebevollem Geist. Wohlwollen und Milde glänzten aus seinen Augen. Er starb vor mehreren Jahren, aber noch jetzt sprechen die Braminen in Burdwan, die bei seinen Besuchen mit ihm in Berührung kamen, mit der größten Hochachtung von seinem sanften leutseligen Charakter. Im Februar 1831 sah ich ihn in Burdwan bei einer Schaar von Hindus sitzen, mein Pundit (Sprachlehrer), ein bigotter Bramine, war unter ihnen. „Herr, sagte er zu mir nachher, das ist ein heiliger Mann."

Nichts ist gewöhnlicher, während der Missionär predigt, als daß ein vorwitziger Bramine sich durch die Umstehenden hereindrängt und mit frechem Gesicht Fragen aufwirft, die ganz und gar nichts mit dem Inhalt des Vortrags zu thun haben. Mit solchen Leuten hat sich der Missionär sehr in Acht zu nehmen, und es gehört ein gewisser Tact dazu, um sie zum Schweigen zu bringen, denn sie lassen sich nicht sogleich zurecht weisen. Gar oft ist ihre einzige Absicht, die Umstehenden auf Kosten der Religion zum Lachen zu bringen und ihren Witz feil zu bieten. Oder sie legen es darauf an, durch sinnloses Ge-

schwätze die Aufmerksamkeit zu stören und so dem Prediger einen Possen zu spielen. „Glaubst du an die Worte deines Jesus?“ fragte mich einer dieser aberwitzigen Braminen. „Ja,“ sagte ich. „Nun er hat befohlen, wenn dir Jemand deinen Rock nimmt, so gib ihm auch den Mantel; du hast mehr als einen, und ich bin halb nackt, willst du mir einen schenken? Auch hat er gesagt, wenn dich Jemand auf den rechten Backen schlägt, so biete ihm den linken auch dar; gesetzt ich gebe dir einen Streich auf den Kopf, würdest du die andere Seite ruhig herhalten?“ Die Folge dieser Rede war allgemeine Störung und schallendes Gelächter.

Wer ist Jesus, wer ist seine Mutter, wie viele Arme hat er gehabt, — Wie sieht euer Gott aus, kannst du mir ihn zeigen? Wer hat die Sünde erschaffen? Solche und ähnliche Fragen haben die Leute stets bereit.

Wenn ich einen Mann dieser Art gewahr wurde, der umher gaffte, um die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu richten, hier seinem Nachbar Etwas in's Ohr wisperte, dort einem Andern höhnisch zuwinkte, so redete ich ihn etwa folgendermaßen an, — „Wir reden hier über heilige Sachen, jeder ehrbare Mensch fühlt eine Achtung für Religion, ich rathe euch daher entweder stille zu sitzen, oder die Versammlung zu verlassen, auf daß ihr nicht Schande für euren Spott einerndtet.“ Dieß that gewöhnlich die erwünschte Wirkung, und der Mann schlich sich davon. Ich bat die Fragenden sich bis zum Ende meines Vortrags zu

gedulden. Grobe Ruhestörer müssen aber zuweilen auch mit Gewalt hinausgeschafft werden. Die Hindus sind in ihrem Benehmen ungezogenen Knaben ähnlich, denen der Missionär zwar freundlich aber mit Kraft und Bestimmtheit entgegentreten muß. Gibt er den vorwitzigen Fragen Gehör, so endigt sich seine Predigt mit lärmendem Wortstreit, und was anders kann er erwarten, als daß der Eindruck von dem was die Leute vorher gehört haben, verloren geht.

Bisweilen ist es absolut unmöglich dem Lärmen Einhalt zu thun; ein Missionär rief der tobenden Menge zu — „Ihr habt gesiegt, ja ihr seyd die Sieger, ich gebe es zu, wenigstens im Schreien. Wenn ich wieder komme, bringe ich eine große Muschel und blaße drauf los, dann trage ich den Sieg davon." Diese Ironie hatte die gewünschte Wirkung; die Leute schämten sich und wurden stille. Bei einem Besuch in Benares ging ich an das bengalische Stadtviertel, und fing in einer Straße zu predigen an. Alsbald erschien auf einem Balkon eine Musikbande und spielte auf, ich mußte weiter ziehen, — in einer andern Straße gelang es mir und ich hatte aufmerksame Zuhörer.

Wenn die Versammlung bis zum Ende des Vortrags aufmerksam zuhörte, so gingen die Zuhörer in der Stille davon; man konnte es Vielen in den Gesichtszügen ablesen, daß das Wort in den Herzen Anklang gefunden hatte, und nichts war mir erfreulicher, als wenn ich bemerken durfte, daß sie unter solchen Eindrücken nach Hause gingen. Wir dürfen es dem

Herrn auf seine Verheißung hin glauben, daß das Wort nicht leer zurückkommen, sondern das ausrichten wird, wozu er es gesandt hat.

Predigten über Moral, Mahnungen zum besser werden, zum Glauben an Einen Gott und Ausübung von gegenseitigen Pflichten finden wenig Eingang und schaffen keine Frucht. Der Hindu sagt dem Prediger frei heraus, „das habe ich alles vorher gewußt; daß nur Ein Gott ist, sagen unsere Schasters auch, und daß Tugend besser ist als Laster, versteht sich von selber, aber beide sind einmal in der Welt, und daran läßt sich nichts ändern."

Die bei uns so gewöhnliche Predigtweise aus einem gegebenen Texte, die darin enthaltene Lehre in abstrakten Begriffen zu entwickeln und am Ende mit einigen practischen Anwendungen zu schließen, würde bei dem Hindu gar keinen Anklang finden; neun Zehnttheile könnten nicht verstehen was der Prediger meint, seine Denk- und Vorstellungsweise ist ganz anders; einestheils ist er ein grobsinnlicher Mensch, der am Aeußern hängt und nichts von einer Ideen-Welt weiß, anderntheils ist der in den Schasters belesene Bramine an metaphysische Speculationen über das Wesen Gottes etwas mehr gewöhnt, und führt seine Beweise, wie wir aus oben angeführten Beispielen gesehen haben, in bildlicher Rede.

Wir müssen unsere Waffen aus dem Lager der Philister holen, und von diesen Braminen die dem Volke verständliche und angenehme Predigtweise lernen. An Stoff zu bildlicher Rede, sowie an

Empfänglichkeit dafür kann es nicht fehlen in einem tropischen Clima, wo die üppige Natur ohne Aufhören wirkt und zu allen Jahreszeiten in neuem Reize dasteht, wo majestätische Ströme zum Meere hinabrollen, wo die erhabenen schneebedeckten Gipfel des Himalaya allenthalben im Hintergrunde hervorragen, wo die wuchernde Pflanzen- und Thierwelt ihre Wunder entfaltet und unwillkürlich die Phantasie des Menschen erregen.

Ich predigte eines Abends in der Stadt Burdwan, zu einer Zeit als die Reisfelder vor Mangel an Regen vertrocknet waren, und die Landleute Mißwachs und Theurung vorhersagten; denn an manchen Orten war der Boden sammt der Frucht von der Sonnenhitze ausgebrannt. Mein Text war das Wort unsers Herrn, Joh. 7, 37. „Wer da dürstet, der komme zu mir und trinke.“ Ihr wässert eure Reisfelder, sagte ich, weil Gott den Wolken geboten hat, nicht zu regnen; aber die Teiche sind beinahe leer, und wenn er nicht Regen schickt, so sind eure Bemühungen fruchtlos, und die Erndte wird fehlen. Hier sehet ihr ein treues Bild eures geistlichen Zustandes, ihr suchet Lebenswasser für eure unsterbliche Seele, ihr plagt euch unaufhörlich in eurem Götzendienste, aber siehe da, statt dem gesunden Wasser göttlicher Erkenntniß und Wahrheit, ist wie in euren Teichen, nichts als Schlamm übrig. Ich weiß eine reiche frische Quelle des Lebens, laßt mich euch zu derselben hinführen, hier ist Erquickung und Friede. So beschrieb ich den Zuhörern die Segnungen des

Christenthums, welche wie die Wolken das dürre Erdreich befeuchten, gleicher Maaßen die geistlichen Bedürfnisse des Menschen befriedigen." Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten die Leute zu, mehrere bezeugten ihren Beifall, und gingen mit sichtbarer Rührung davon.

Ein geschätzter Missionär, der von Basel ausging, beschreibt eine seiner letzten Predigten, die er vor den Hindus in Benares hielt auf folgende Weise: Ich sprach über die Worte „gehet ein zur engen Pforte." Die Capelle war ganz voll und große Aufmerksamkeit herrschte unter den Zuhörern. Ich zeigte ihnen, was die enge Pforte bedeute und was sie thun müßten, um hindurch zu kommen. Zuerst schilderte ich nach Hindu Weise, einen weltlich gesinnten Menschen, der sich um Religion nichts bekümmert und doch hofft am Ende in den Himmel zu kommen. Da, sagte ich, kömmt einer mit Elephanten und Kameelen dahergeritten, er frägt nichts nach Gott und der Ewigkeit, er will es gut haben in der Welt, und doch denkt er am Ende selig zu werden. So reitet er gegen die enge Pforte her und bildet sich ein, er werde schon hindurch kommen. Wie ich so sprach, rief einer meiner Zuhörer aus: „Er muß vom Elephanten herunter, sonst kömmt er sein Lebtage nicht durch." „Du hast ganz recht," erwiederte ich, „er muß seinen Weltsinn und seinen Leichtsinn dahinten lassen und wenn er nicht von seiner Höhe heruntersteigt, so kann er nicht hindurch gehen." — Dann schilderte ich einen andern Character, zu denen gehörig, von welchen unser Herr sagte, „ihr könnt nicht Gott und dem Mam-

mon zugleich dienen." „Hier, meine Freunde, kömmt ein Mann, dem es um das Himmelreich zu thun ist, er hat die Pforte im Auge und geht darauf zu, aber auf seinem Rücken trägt er einen großen Bündel, der mit allerlei Sachen voll gepackt ist. Sehet, wie er darauf los läuft und keucht; wird es ihm gelingen? „Nein," rief ein Anderer aus, „der muß seinen Bündel dahinten lassen, sonst kömmt er niemals durch."— „Ganz richtig, wenn wir durch die enge Pforte in den Himmel gehen wollen, so muß das Herz ungetheilt seyn, ein halbes Herz nimmt Gott nicht an, — entweder treibt er die Sünde aus dem Herzen des Menschen aus, oder die Sünde treibt ihn aus." Die Leute begriffen es sehr gut und lächelten Beifall; die dritte Classe, welche ich schilderte, waren die Stolzen und Selbstgerechten. Hier hatte ich nichts zu thun, als auf eine Classe von Menschen anzuspielen, welche man in Benares alle Tage sehen kann, nämlich die hochmüthigen Mahomedaner. Ohne aber einen Namen auszusprechen, fuhr ich fort: „Hier steigt noch einer daher; ihr sehet, er gibt sich das Ansehen eines Heiligen und großen Mannes. Er sagt, ich thue Niemand Unrecht, ich sage meine Gebete her, ich faste oft und bezahle Jedem, was ihm gebührt;" so wandelte er im Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit, majestätisch und festen Trittes nach der engen Pforte hin. Da rief ein dritter Zuhörer aus: „Er muß sich bücken, sonst zerstößt er seinen Kopf." Ich erwiederte: „Verstehet ihr auch was ihr sagt?" — „Ja," war die Antwort. „Der Mann muß seinen Hochmuth dahinten lassen und als ein armer Sünder kommen;

das Bücken bedeutet, daß er sich demüthigen muß und wenn er sich nicht beugt, wird er nie zur engen Pforte eingehen." „Ihr habt ganz recht," — erwiederte ich, „thut das, so werdet ihr selig werden."

Hieraus erkennt man, daß die Hindus uns verstehen und daß das Wort in ihre Herzen eindringt.

Die Gleichnisse unsers Herrn sind aus obgenannten Ursachen die vollkommensten Muster der Predigt für Leute von orientalischer Vorstellungsweise. Die Gleichnisse von dem Säemann, von dem verlornen Sohne, von den zehn Jungfrauen bregreift jeder Hindu alsbald; das letztere besonders beschreibt seine Gebräuche, wie sie bei Hochzeiten gewöhnlich sind. Ich wohnte einmal einer solchen Feierlichkeit bei. Der Bräutigam geht des Nachts mit Musik von Hause weg nach der Wohnung seines Schwiegervaters; sobald die Freunde den Zug von ferne erblicken, entsteht ein Geschrei: „Der Bräutigam kömmt." Nun werden die Fackeln angezündet und Oel darauf gegossen, sie gehen ihm mit Gesang entgegen und geleiten ihn in das Haus, wo die Trauung und das Gastmahl gehalten wird.

In gesellschaftlicher Unterhaltung fand ich bei Hohen und Niedern in Bengalen gar häufig Gelegenheit, den Eingebornen die Wahrheit nahe zu bringen. Manche Stunde saß ich mit ihnen vor der Hütte oder unter einem Baum und suchte sie auf des Menschen höhere Bestimmung aufmerksam zu machen und oft fand ich sie gar offen und empfänglich für die Wahrheit. Außerdem kenne ich keine

bessere Gelegenheit zur gründlichen Erlernung der Sprache und Gebräuche der Hindu, als solche freundliche Unterhaltungen. Ich ließ mich in alle ihre Angelegenheiten ein, machte allerlei Fragen über ihre Familien, ihre Kinder, über den Feldbau und die Viehzucht, hörte ihre Klagen und bezeugte meinen Antheil an ihren Leiden und Schwierigkeiten. Ein Wort des Trostes, der Ermahnung und Zurechtweisung wird von ihnen gerne angenommen, Tausende haben die Ueberzeugung gewonnen, daß der Missionär es gut mit ihnen meint und ihr Bestes sucht; sie werden zutraulich und öffnen ihre Herzen.

Medicinische Kenntnisse sind für den Missionär in Indien von sehr großer Wichtigkeit. Auch hier kann ich von eigener Erfahrung sprechen. Auf meinen Missions-Reisen nahm ich die allgemeinsten Medicamente mit mir. Einmal brachten in einem Dorfe zwei Söhne ihren alten, kranken Vater. „Wenn Sie etwas thun können," sagten sie, „so erbarmen Sie sich über uns." Ich gab ihnen zu verstehen, daß ich zwar die nöthige Arznei nicht bei mir habe, aber zu Hause wäre sie zu finden. Der jüngere Bruder erbot sich alsbald nach Burdwan zu laufen, — ich war 16 Stunden von Hause entfernt, schrieb ein Billet und er eilte davon. Den folgenden Tag kam er wieder zurück und brachte die Arznei mit, die den Kranken kurirte. Jetzt brachten sie Menschen, die mit allerlei Leiden behaftet waren; ein altes blindes Weib bat mich, ich möchte ihr doch ihr Gesicht wieder herstellen. Das ging nun freilich über mein Vermögen,

aber gerne benützte ich solche Auftritte, die armen Leute zu dem großen Seelenarzte hinzuweisen, welcher den Grund-Schaden zu heilen vermag, von welchem alle Krankheiten und Leiden des Leibes entsprungen sind. Auch der Hindu ist in Tagen der Krankheit empfänglicher fürs Gute, als wenn es ihm gut geht.

Es ist nicht richtig, wenn man glaubt, der Missionär habe keinen Zugang in den Häusern und Familien der Eingebornen. Ein angesehener Bramine rief mich eines Abends in das Zimmer seiner kranken Frau und bat mich um Rath und Hülfe. Ich habe viele Hindus besucht und wurde von denselben freundlich aufgenommen; ja sie ließen mir einigemale auf Reisen ein Mittagessen nach ihrer Weise bereiten. Freilich ist dieses noch nicht allgemein der Fall, — der Stolz und die eisernen Bande des Kastenwesens sind ein großes Hinderniß gegen freundschaftlichen Verkehr. Aber auch diese Vorurtheile schwinden allmählig und benützen wir die sich darbietenden Gelegenheiten, so finden wir an manchen Orten eine offene Thüre.

Ich besuchte eines Tages den reichen Rajah von Burdwan, er war ein Jüngling von 18 Jahren. Bei meinem Eintritte ins Zimmer waren gerade einige Braminen gegenwärtig, die mit heiligen Blumen seine Stirne berührten und ihm den priesterlichen Segen ertheilten. Wie sie zur Thüre hinaus waren, fragte ich ihn: „Mota Rajah, glauben sie diesen Leuten?“ „O nein,“ antwortete er, „es ist lauter närrisches Zeug.“ „Aber wenn sie so denken, warum verwen-

den sie so große Summen Geldes auf den Götzendienst?" Er. „Was kann ich machen, meine Vorfahren haben es so gethan." Ich. „Wäre es nicht viel besser, wenn Sie das Geld auf die Erziehung der Jugend im District von Burdwan verwenden würden?" „Das werde ich zu seiner Zeit thun, jetzt ist es noch zu frühe." Er gab mir zu verstehen, wenn seine alten einflußreichen Verwandten gestorben seyen, werde er eine Reformation vornehmen.

Ueber den Erfolg in diesem Theil der Missions-Arbeit sprechen wir in einem künftigen Kapitel. So viel aber darf ich zum Voraus bemerken, unsere Arbeit ist nicht vergeblich in dem Herrn. Nein, meine verehrte Freunde, die Missionssache geht vorwärts. Die Wahrheiten unserer christlichen Religion schlagen jedes Jahr tiefere Wurzeln auf diesem so interessanten Theil des großen Ackers der Welt. Das Evangelium beweist seine Gotteskraft an den Herzen, und Tausende sind bereits für den Glauben an dasselbe gewonnen worden.

Unsere kleine von den Heiden gesammelten Gemeinden, sind uns ein freudiges Angeld, daß das Evangelium zu seiner Zeit den vollen Sieg erhalten wird.

Vor neun Monaten kam ein Suniast oder Bettelmönch nach Burdwan. Früher hatte er in einer Station der nordwestlichen Provinzen einen Tractat erhalten, der sein Gewissen beunruhigte. Im Bazar von Burdwan hört er eines Abends unsern frommen Catechisten de Rozorio predigen. Den folgenden Tag kommt er ins Missionshaus und forscht weiter nach

Wahrheit; seine Stunde war gekommen, er betete Jesum als seinen Heiland an und wurde bald darauf in seinem Namen getauft.

Das, meine Freunde, sind die Freuden und Erquickungsstunden des Missionärs. Ein solcher Triumph der göttlichen Wahrheit ist uns ein reichlicher Ersatz für alle Leiden und Prüfungen unseres Berufs.

Freilich, wenn wir auf die 130 Millionen Götzendiener hinblicken und die kleine Anzahl derer damit vergleichen, welche nach dreißig und vierzigjähriger Arbeit zum Christenthum bekehrt worden sind, so möchte man den Muth sinken lassen und ausrufen, wie manche Ungläubige thun, „Indien kann nie evangelisirt werden.“ Aber wer so urtheilt, ist mit dem gegenwärtigen Zustand der Einwohner nicht bekannt, und kennt weder die Wahrheit der Verheißungen, noch die Kraft des Wortes Gottes. Ich kann meine christlichen Leser versichern, derselbe ist ganz anders, als vor vierzehn Jahren, als ich das Feld betrat, und ältere Missionäre, die 20 Jahre gearbeitet haben, sehen eine merkwürdige Umänderung in dem moralischen Zustande der Hindus.

Niemand jedoch sieht und fühlt die Schwierigkeiten so tief als der Missionär, welcher im finstern Heidenthume stehend, des Tages Last und Hitze trägt. Und wenn das kleine Häuflein von Arbeitern, welche draußen gegen die Macht des Feindes kämpfen, den Muth nicht aufgeben und auf den verheißenen Sieg hoffend, ausharren und rüstig vorwärts dringen, dann sollten wahrlich die Christen in der lieblichen Heimath

den Muth auch nicht sinken lassen, noch kleinmüthig werden, wenn das Werk langsam vorwärts schreitet und unsere Hoffnung nicht alsbald nach unsern Wünschen erfüllt wird.

„Auf dem Heimwege von einer Predigt," so erzählt ein wackerer Mitstreiter in Süden von Indien, „überblickte ich eine Reihe von Götzentempeln, und der Gedanke durchdrang meine Seele, ist es wahr, daß diese Massen von Gebäuden, die alle ein Gegenstand der Verehrung sind durch die einfache Predigt vom Kreuze über den Haufen geworfen werden können? Dem Ungläubigen muß es unmöglich vorkommen, und der Versuch lächerlich erscheinen. Wenn man mitten unter einem abgöttischen Volke dasteht, so gehört in der That eine volle Versicherung von der Wahrheit des Evangeliums und ein fester Glaube an die Verheißungen dazu, um auch nur die Möglichkeit davon fest zu halten. Gott sey Dank, ich kann unter allen anscheinenden Unmöglichkeiten in dem Vertrauen fort arbeiten, daß wie die Mauren von Jericho vor dem Schall der Posaunen einfielen, so zu seiner Zeit auch diese Götzentempel und Bilder vor dem Worte des Herrn fallen müssen.

Meine Freunde, laßt uns zusammenstehen als ein Mann und zur Beförderung dieser heiligen Sache mit Hand anlegen. Gibt es einen edleren, des Menschen würdigeren Beruf, als den, welcher darauf hinwirkt, das Heil, die Erlösung einer unter der Macht der Finsterniß und des Aberglaubens seufzenden Menschheit zn befördern? Der Sohn Gottes

stieg vom Himmel herab und bezahlte ein ewig gültiges Lösegeld für die ganze Welt. — Die Kirche, welche den Segen davon genießt und seines Heils sich freut, hat die wichtige Aufgabe dieses Heil demjenigen Theil der großen Menschenfamilie zu verkündigen, der noch nichts davon weiß. Die Sache ist so natürlich, die Pflicht, welche uns allen obliegt, ist so einleuchtend, daß es in der That zu verwundern ist, wie manche noch zurückbleiben können. Wahrlich, wir haben uns an unserem armen Heidenbruder in Indien schwer versündigt, daß die Sache so lange, bis zum 19. Jahrhundert aufgeschoben wurde, da doch seit der Reformation das Licht des theuren Evangeliums unter uns seine Strahlen verbreitet, und die reine geoffenbarte Wahrheit in unserem deutschen (und Schweizer) Vaterlande verkündigt worden ist.

Gottes Mund hat es ausgesprochen, daß die Heiden bekehrt werden sollen, und wenn die Kirche seinen Ruf beherzigt, und, wie dort in den Tagen der Apostel, seinen Willen zu thun bereit ist, so werden, so müssen sie bekehrt werden. Wenn sie im Geiste der ersten Christen, dem herrlichen Berufe sich weiht, wenn sie aufhört, sich durch Streitfragen zu zersplittern, welche die Liebe kränken, und doch zu keinem genügenden Resultat führen, wenn sie durch Wort und Wandel, als ein Zeuge der Wahrheit Gottes vor der Welt erscheint, — dann wird, wie einst von dem Saume des Kleides Jesu, eine Kraft von der Kirche ausgehen, welche über alle Lande sich

ergießen und unter den fernsten Völkern der Heiden verspürt werden wird. Dann wird eine große Kette von lebendigen Stimmen die Erde umgeben und man wird in allen Landen die Einladung zu den Segnungen des Himmels hören, und dann wird die Erde widertönen von den Lobgesängen derer, die der Erlösung ihres Gottes sich freuen.

Der berühmte Tonkünstler Händel gab eines Abends in London eine musikalische Unterhaltung. Unter dem Orchester befand sich ein deutscher Trompeter. Händel wandte sich zu ihm und sagte, „blase lauter," und er bließ lauter; nach einigen Minuten wiederholte er seine Ermahnung und der Mann bließ aus aller Kraft, — zum drittenmale rief er ihm zu, „lauter," da nahm der Mann im Unwillen die Trompete vom Munde und schrie laut aus, „Herr sie rufen lauter, aber wo soll ich den Wind herbekommen."

So, meine Freunde, rufen unsere Brüder aus den Heidenländern zu uns herüber, „schickt uns mehr Arbeiter, daß doch die Posaune des Evangeliums lauter, ja in allen Städten und Dörfern von Indien erschallen möge;" unsere Zahl ist, wie Gideons Schaar, zu klein, um die Feinde zu bezwingen, unsere Stimme ist zu schwach, um von den Millionen um uns her gehört zu werden. Lauter! schreit das geistliche Elend, die oft unbewußte Sehnsucht der armen Götzendiener, nach Gott, nach Frieden, nach ewigem Leben.

Hier hört man von manchen Seiten die Einwürfe, „wo sollen die Männer, die Missionäre herkommen

und wo sollen wir die Mittel für die Unterhaltung unserer Missionen auftreiben?“ Ich antworte: „beide werden kommen und im Ueberflusse sich zeigen, sobald die Worte der Weissagung in unserem christlichen Vaterlande sich erfüllen: Stehe auf Nordwind und komme Südwind und wehe durch meinen Garten, daß seine Würze triefen. So spricht der Herr, Herr: Wind komm herzu aus den vier Winden, und blase diese Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden!

Um diesen Segen laßt uns bitten und wenn der Geist des lebendigen Gottes seine Kirche beseelt, dann wird es nicht an Mitteln und Männern fehlen, um die frohe Botschaft allen Völkern zu verkündigen; dann werden die Todtengebeine auf dem großen Heidenfelde sich regen und die Worte als eine in Erfüllung gegangene Thatsache sich darstellen: Da kam Odem in sie, und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein großes Heer.

Fünftes Kapitel.

Verbreitung der heiligen Schrift und Schulunterricht.

Bibelübersetzungen. — Dr. Carey. — Bibelgesellschaft in Calcutta. — Verbreitung der heil. Schriften und anderer nützlicher Bücher. — Erziehung. — Schulen für die Eingeborenen eingeführt. — Höheres Seminar für Hindujünglinge. — Wenige sind in Schulen bekehrt; aber der Grund ist gelegt. — Errichtung englischer Schulen. — Schulen der Regiernng. — Die heil. Schrift in denselben nicht zugelassen. — Folgen davon, Freidenker, Atheisten. — Bekehrung einiger derselben. — Erziehung des weiblichen Geschlechts. — Verachtung und Mißhandlung desselben. — Unterricht der Hindumädchen, durch Miß Wilson — Waisenschulen. — Mangel an geeigneten Missionären. — Hülferuf.

Siehe es ging ein Säemann aus zu säen u. ff. Math. 13, 3 — 8.

In dem letzten Capitel behandelte ich den ersten und wichtigsten Theil der Missions-Arbeit in Indien, nämlich die Predigt des Evangeliums; Wir gehen jetzt zum zweiten und dritten Theile derselben über, und sehen was bis jetzt durch die Verbreitung der heil. Schrift und durch Unterricht in Schulen von den Missionären geleistet worden ist. Nach der Predigt des Wortes ist die Uebersetzung der heil. Schrift ohne Zweifel von der höchsten Wichtigkeit für unsern Zweck. Die Stimme des Predigers kann bei weitem nicht von allen den Tausenden gehört werden, aber wenn das geschriebene Wort dem Hindu in seiner Mutter-

sprache in die Hände gegeben werden kann, so läßt sich hoffen, daß er es in seiner Hütte mit Segen lesen wird. Der Bote des Evangeliums muß in einer schwierigen Stellung sich befinden, welcher zuerst in einem Heidenlande auftritt, ohne etwas von der Sprache der Einwohner zu verstehen, wo kein Wörterbuch keine Grammatik, keine Uebersetzung der Bibel verfertigt worden ist.

Als die ersten Missionäre den indischen Boden betraten, fanden sie die verschiedenen Sprachen Indiens in einem rohen unentwickelten Zustand. Alle Wissenschaft und Gelehrsamkeit war als Monopol in den Händen der Braminen, und wurde von diesen in die geheimnißvolle Hülle der Sanscrit-Sprache verschlossen. Einige wenige Auszüge aus poetischen Werken waren in die lebendigen Sprachen übersetzt, und bei dem Volke bekannt.

Der erste Missionär in Bengalen, **Dr. Carey** ein Mann von großen Talenten und apostolischem Eifer, welcher nach 30jähriger Arbeit im heißen Indien, vor wenigen Jahren in die Ruhe seines Herrn einging, unternahm im Anfang dieses Jahrhunderts die herkulische Arbeit, die heil. Schrift in allen Sprachen Indiens zu übersetzen; und zum Erstaunen aller, die etwas mit diesem schwierigen Geschäfte bekannt sind, führte er sein Vorhaben größtentheils aus. Der edle Wilberforce sagt von diesem wunderbaren Mann: „Ein erhabenerer Gedanke läßt sich wohl nicht fassen, als daß ein armer Schuster zu dem Entschluß kam, den Millionen Hindus die Bibel in ihrer Sprache in

die Hände zu geben, und sie zum Christenthum zu bekehren.“ In jener Zeit war es bei der ostindischen Regierung noch Sitte, allen Missions-Versuchen in den Weg zu treten, und als Carey in Calcutta seine Arbeit anfing und am Ganges predigte, wurde sie ihm alsbald niedergelegt, auch gab man ihm und seinen Mitarbeitern zu verstehen, daß im Falle sie sich in diese Verordnung nicht fügten, ihr Ungehorsam Landesverweisung nach sich ziehen würde. Wirklich wurden zwei Missionäre, die in Calcutta landeten, mit dem nämlichen Schiff nach Europa zurückgeschickt, auf dem sie angekommen waren; andere waren genöthigt, sich mehrere Wochen lang in Calcutta zu verbergen, und schifften sich später nach dem birmanesischen Reiche ein; unter diesen befand sich der berühmte amerikanische Missionär **Dr.** Judson. Carey mußte nothgedrungen seinen Posten verlassen und zog sich nach der dänischen Colonie Serampore zurück, und dort blühte die erste Mission in Bengalen auf. Ich kann die Zahl seiner Bibel-Uebersetzungen nicht genau angeben; aber ich erinnere mich gehört zu haben, daß er den größern Theil von etlich und zwanzig verschiedenen Dialecten, die in Indien gesprochen werden, erlernte, und theils die ganze Bibel, theils einzelne Theile in jene Idiome übersetzte. Da Sanscrit die Mutter von beinahe allen indischen Dialecten ist, so läßt es sich erklären, daß einer, der mit dieser Sprache gut bekannt ist, das Studium der abgeleiteten Mundarten verhältnißmäßig leicht findet. Indessen sind die letzteren mehr von einander verschieden, als z. B.

die vom Lateinischen abgeleiteten modernen Sprachen; das Französische, Italienische und Spanische. Ich hörte einst, als ich längst mit der bengalischen Sprache vertraut war, zwei Missionäre tamulisch und canaresisch sprechen, verstand aber nur einzelne Worte, die mit dem Bengalischen etwas gemein haben.

Die drei Hauptsprachen, welche in Bengalen und den nordwestlichen Provinzen von Hindosthan gesprochen werden, sind die Bengalische, Hinduri und die Hindosthanische oder Urdu-Sprache. Die zwei ersteren sind einander ziemlich ähnlich und drei Viertheile der Wörter sind reines Sanskrit. Das Hindosthanische stammt von dem Persischen ab und ist durch die Muhamedaner einheimisch geworden. Diese führten nämlich an den Gerichtshöfen und in der Armee das Persisch ein, welches im Verlauf der Zeit sich mit der Landessprache, dem Hinduri vermischte, und so bildete sich eine zusammengesetzte Sprache, welche das Hindosthanische oder Urdu genannt wird, und von den Mahomedanern- und Hindu-Kaufleuten durch ganz Indien gesprochen wird.

Dr. Carey's erste Versuche von Bibel-Uebersetzungen in die indischen Sprachen, waren, wie sich erwarten läßt, gar unvollkommen. Er wurde bei dieser Arbeit von Punditen oder gelehrten Braminen unterstützt, diese Leute wollten oder konnten, als bigotte Götzendiener den richtigen Sinn der heiligen Schrift nicht auffassen, und er selbst war mit dem Geist der Sprachen nicht genug bekannt, um eine richtige Uebersetzung zu liefern. Bedenkt man überdieß, daß diese

Dialecte, wie ich bereits bemerkte, zu der Zeit in ihrem rohen uncultivirten Zustande waren, und daß, obgleich seit 40 Jahren viel darin geschrieben und übersetzt wurde, bis auf diesen Tag keiner derselben gehörig fixirt ist und eine hinlängliche Reife erhalten hat, so dürfen wir uns über die Fehlerhaftigkeit dieser ersten Uebersetzungen nicht wundern. Immerhin aber war diese Arbeit für Carey's Nachfolger von der größten Wichtigkeit.

In welchem rohen unentwickelten Zustande war unsere deutsche Sprache noch vor der Reformation; Luther's Genius zog sie durch seine Uebersetzung der heiligen Schrift aus dem Chaos hervor, und gab derselben den edlen Character, welcher sich indessen stufenweise zu immer höherer Vollkommenheit herausgebildet hat. So müssen auch die indischen Sprachen durch Bibel-Uebersetzungen und andere wissenschaftliche Arbeiten allmählig ausgebildet und vervollkommnet werden; eine Aufgabe, welche noch viele Jahre und Jahrzehnte erfordern wird. Erst wenn Indien einmal theilweise zum Christenthum bekehrt ist, wenn das Volk von den Banden der Kaste und der drückenden Götzen-Ceremonien befreit, sich freier entwickelt, wenn einst Männer unter ihm aufstehen, die mit wissenschaftlicher Bildung den hohen Christensinn unserer Reformatoren verbinden, dann werden sie Bibel-Uebersetzungen in ihrer Muttersprache liefern, welche mit unsern europäischen verglichen werden können. Der Missionär kann Vieles dazu beitragen, und durch seine Bemühungen dem geistigen Aufschwung

des Volkes und ihrer Sprache und Wissenschaft nachhelfen, aber Eingeborne müssen doch am Ende die Wiedergeburt derselben bewirken, und durch sie muß das ganze Land evangelisirt werden.

Seit **Dr** Carey den Anfang mit Bibel-Uebersetzungen machte, haben manche Missionäre es sich zur Aufgabe gemacht, einzelne derselben zu berichtigen uud neue Uebersetzungen zu liefern. Der berühmte und fromme Henry Martyn übersetzte das neue Testament ins Hindosthanische; es war ein Meisterstück zu seiner Zeit, obgleich der Styl etwas populärer seyn dürfte, und weniger fremdartige [illegible] eingerückt seyn sollten. Missionär Bowley in Chunar übersetzte die ganze Bibel in das Hinduri. Das jetzt gebräuchliche bengalische neue Testament ist von Missionär Yates vor einigen Jahren neu übersetzt worden, ebenso auch die Psalmen; wir haben Ursache uns darüber zu freuen, sie gehören zu den gelungensten Arbeiten in diesem Fache. Die übrigen Theile des alten Testaments haben Yates und Wenger (der letztere ist ein Berner) jetzt unter der Arbeit, und man hofft zuversichtlich, daß sie eine viel bessere Uebersetzung liefern werden, als die frühern. Die Wichtigkeit dieser Arbeit läßt sich schon daraus abnehmen, daß die bengalische Sprache von 35—40 Millionen Hindus gesprochen wird.

Die brittische Bibel-Gesellschaft hat in meinem Freund **Dr.** Häberlin, aus Tuttlingen gebürtig, einen wackern und treuen Agenten in Calcutta. Unter seiner Aufsicht werden die berichtigten Uebersetzungen

der Presse übergeben und die Missionen durch das ganze Land hin mit dem Wort Gottes versehen. Auf verschiedenen Stationen sind unter der Leitung von Missionären und christlichen Freunden Bibeldepots gebildet worden, durch welche das Wort des Lebens Anderen zugesendet, oder auch einzeln vertheilt wird. Bücher der heiligen Schrift werden entweder sämmtlich oder in einzelnen Theilen gebunden, theils um des Schulunterrichts willen, theils auch zum Vertheilen. Beim Predigen auf den Bazaars und auf Missions-Reisen nimmt jeder Missionär eine Anzahl von Evangelien und Tractaten mit sich und vertheilt solche unter die Zuhörer, welche lesen können. Auf einer solchen Reise vertheilten wir über 5,000 Exemplare unter den Einwohnern der Städte und Dörfer im westlichen Bengalen. Die Hindus sind ungemein begierig, unsere religiösen Schriften zu erhalten. In einem großen Dorf kam ein junger Mann dreimal, und verkleidete sich so, daß man ihn nicht erkennen möchte, das dritte Mal wurde er entdeckt und gestand daß er also gethan habe, um mehr Büchlein zu erhalten. Der bigotte Bramine weigert sich jedoch, dieselben aus der Hand des Missionärs anzunehmen, entweder müssen sie durch eine zweite ihm übergeben werden, oder der Missionär muß den Tractat in seine Hände fallen lassen, damit er nicht durch gleichzeitige Berührung der Unreinigkeit des Europäers theilhaftig werde. Diese aufgeblasenen Heiligen erhielten aber gewöhnlich nichts, wenn sie sich weigerten, die Büchlein aus unserer Hand anzunehmen.

Eine gute Literatur ist für den Fortgang des Missions-Werkes von großer Wichtigkeit.

Soll ein redliches Verlangen nach Wahrheit und ein Geschmack für das Gute unter den Hindus erweckt werden, und wünschen wir, die unter dem Volke verbreiteten unzüchtigen Gesänge und Götter-Geschichten zu verdrängen, welche, wie im physischen der Ganges-Schlamm, so in der moralischen Welt eine erschlaffende Pestluft erzeugen, so müssen wir demselben dafür etwas besseres in die Hände geben.

Zu diesem Zwecke ist eine ziemlich große Anzahl von kleinen Büchern verschiedenen Inhalts geschrieben und verbreitet worden. Man hat die Parabeln und Wunderthaten Jesu, wie auch die Bergpredigt im Format von kleinen Tractaten gedruckt. Andere enthalten die Versöhnungs-Lehre, die zehn Gebote mit practischen Bemerkungen, das Leben Jesu, und Biographien von bekehrten Hindus. Auch haben die Missionäre manche kleine Schriften geschrieben, in welchen der Koran mit den Lehren der christlichen Religion, und die Incarnationen Wischnus mit der Menschwerdung Christi zusammengestellt und verglichen sind. Auch sind im Bengalischen viele nützliche Schulbücher verfertigt worden. Wir haben christliche Catechismen, kleine Liedersammlungen, eine Bibelgeschichte, eine Geographie von Bengalen; eine Geschichte von England, und Naturgeschichte. Andere nützliche Werke werden jetzt übersetzt. Wir dürfen uns freuen, daß zu einer Zeit wie die gegenwärtige, da sich unter den Hindus ein neu aufwachsendes Geschlecht

aus dem finstern Heidenthum zu erheben anfängt, und einen Hunger nach Wissenschaft äußert, die Mittel herbeigeschafft sind, denselben einigermaaßen zu befriedigen. Indessen gibt uns das Wenige, das in diesem Fache geleistet worden, einen schwachen Begriff, wie viel noch zu thun übrig ist.

Noch ist uns ein dritter Theil von Missionsarbeit zur Betrachtung übrig; nemlich der Unterricht der Jugend in Schulen. Manche Engländer in Indien halten nicht viel von dem Predigen vor gemischten Haufen; sie denken, es sey unmöglich, daß ein alter Hindu sich bekehre, und deßhalb rufen sie uns zu: gebt der Jugend eine gute Erziehung, so wird sie von selbst ihren Götzendienst ablegen und christlich werden. Das sind die vernünftigen Leute, welche selbst nicht viel von der heiligen Schrift wissen und noch weniger von dem Einfluß des gepredigten Wortes auf das Herz des Menschen.

Wieder andere gibt es, welche behaupten, der Missionär habe nichts mit dem Schulunterricht zu thun, er solle nach dem Befehl des Herrn das Evangelium Jungen und Alten verkündigen und den Erfolg dem Herrn überlassen.

Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte, denn unser Beruf bringt es mit sich, daß wir auf jede mögliche Weise uns bemühen, den jungen Heiden und den alten Götzendiener zu der Erkenntniß Gottes und seines Seelenheils zu bringen.

Daß sich ein alter Baum schwerer biegen läßt, als ein junger, lehrt die Erfahrung. Bei einem Hei-

den, der im Götzendienste und seinen Gräueln grau geworden ist, hält es schwer seine Gedanken auf etwas besseres hinzulenken; ob es gleich auch nicht an Beispielen von Bekehrung unter diesen fehlt. Immerhin aber ist die Hoffnung des Arbeiters besonders auf die Jugend gerichtet.

Schulunterricht wurde, wie ich gehört habe, bei den ersten Anfängen der Missionen in Ostindien neben der öffentlichen Predigt getrieben. Diese Art von Arbeit legt sich dem Missionär von selbst in die Hände; wißbegierige Hinduknaben kommen zu ihm ins Haus, verlangen etwas zu hören und sind froh, wenn er sie in irgend einem Fache unterrichtet.

Vor ungefähr 20 Jahren wurde der Schulunterricht in Bengalen von den Missionären auf den meisten Stationen allgemein eingeführt und eifrig betrieben. Die Eltern waren zwar etwas mißtrauisch; sie fürchteten, man möchte ihre Kinder auf diese Weise zu Christen machen. Streng bigotte Hindus würden sie damals um keinen Preis hergegeben haben; aber allmählig wurde ihre Furcht beseitigt. Heidnische Lehrer wurden angestellt; schlaue Braminen, die auf beiden Achseln Wasser trugen, versprachen einerseits den Eltern der Knaben, sie wollten dafür sorgen, daß nichts vom Christenthum in die Schulen, oder wenigstens in keinem Fall in die Herzen der Kinder komme. Dem Missionär sagten sie, jetzt haben sie eine offene Thüre zur Verkündigung ihrer Religion, bald wird das Licht derselben die Nebel der Unwissenheit vertreiben. — Große Summen wurden damals von den

Missions-Gesellschaften für die Erziehung der Jugend verwendet und mehrere Jahre lang leiteten meine Vorgänger in Burdwan in 10 bis 14 Dorfschulen den Unterricht von sieben bis achthundert Hindu-Knaben.

Im Anfang begnügte man sich damit, daß die Knaben nichts als Lesen, Schreiben und Rechnen lernten. Der heidnische Lehrer befolgte dabei seinen eigenen Plan, wie das Schulwesen von den Hindus in den Dörfern getrieben wird. Indessen wurden kleine Buchstabier- und Lesebücher vorbereitet, auch einzelne Exemplare der Evangelien für die Schulen gedruckt und einer meiner Vorgänger erzählte mir, wie groß seine Freude war, als er zuerst die Evangelien bei den lesenden Classen einführen konnte. Eine für die Hindu-Jugend geeignete Bibelgeschichte und andere nützliche Bücher wurden verfertigt und ohne Widerstand in den Schulen eingeführt.

Man hegte damals die Hoffnung, daß dieser einfache Schulunterricht wichtige Resultate hervorbringen und zu der Bekehrung von Hunderten führen würde, sobald einmal der Hindu-Jüngling im Stande wäre, die Religion seiner Väter mit dem Evangelium zu vergleichen, aber man vergaß dabei die ungemeinen Schwierigkeiten in Anschlag zu bringen, welche sich dem Uebertritt eines jungen Hindu in den Weg stellen, auch wenn er einmal von der Wahrheit desselben überzeugt ist. Im Verfluß von fünf Jahren wurden jedoch einige Hindu-Familien getauft, in Burdwan bildeten die Missionäre einige Bekehrte zu Lehrern

heran und der Schulunterricht erhielt im Fortgang der Zeit eine christliche Grundlage. Dem heidnischen Lehrer wurde der Elementar-Unterricht übergeben, während der christliche die Knaben im Wort Gottes unterrichtete. Bei den Schulbesuchen sprach der Missionär ein Wort der Ermahnung an sie, die Dorfbewohner kamen zusammen und hörten an der Thüre zu, hier hatte er eine willkommene Gelegenheit, auch den Alten etwas über die Wahrheit der christlichen Religion mitzutheilen.

Um diese Zeit errichteten die eifrigen Arbeiter in Burdwan auch noch ein Seminar für die höhere Bildung begabter Hindujünglinge aus den angesehenen Kasten. Eine Wohnung wurde für sie erbaut — ein Koch von guter Kaste bereitete ihnen ihre Speise, Kleider, Nahrung und Unterricht erhielten sie umsonst. Alles war so eingerichtet, daß ihre religösen Vorurtheile nicht angetastet wurden. Man gab ihnen Unterricht in ihrer eigenen Sprache, im Englischen und Persischen, sie erhielten auf diese Weise eine gute Bildung, welche darauf berechnet war, daß die Knaben für den Schuldienst und als Katechisten brauchbar werden möchten. Die meisten von ihnen wurden später von der Regierung als Unterbeamte angestellt. Nur einer Namens Chunder Mohun bekannte sich zum Christenthum und wurde im Jahr 1820 als Erstling der Mission in Burdwan getauft. Bald darauf folgte der Vater und zwei Brüder seinem Beispiel. Er arbeitete mit Treue als Lehrer in unsern Schulen, bis

zu seinem frühen Tod im Jahr 1838, da er schnell von der Cholera weggerafft wurde.

Uebrigens sind die großen Hoffnungen, welche man von diesen zahlreichen Schulen hatte, nicht erfüllt worden. Nur bei wenigen ist der gute Saame, welcher in den jugendlichen Herzen niedergelegt wurde, zur Erndte herangereift. Die mißtrauischen Eltern verwahren ihre Kinder gegen den Einfluß des Christenthums. Wenn der Guru oder Priester ins Haus kommt, so warnt er die Eltern vor der gefährlichen Secte, und nicht selten räth er ihnen, die christlichen Bücher, welche die Knaben in der Schule lesen, ins Feuer zu werfen. Er spricht verächtlich vom Christenthum, wo sich eine Gelegenheit darbietet, und lächelt über die Thorheit, an einen am Kreuze gestorbenen Gott zu glauben, der sich selber aus der Hand seiner Feinde nicht retten konnte. Bei den häufigen Götzenfesten müssen die Knaben zugegen seyn und Theil daran nehmen, damit ja das Gemüth auf den Klotz, welchen sie anbeten, geheftet werde, und so kommen aus dieser und andern Ursachen häufige Schulversäumnisse vor.

Sobald vollends bei einem Knaben Zeichen der Ueberzeugung und eines Hinneigens zum Christenthum zum Vorschein kommen, wird er von der Schule weggenommen, und wohl auch in eine entlegene Gegend geschickt, bis er das Gehörte wieder vergessen hat. Zweimal wurde ein junger Bramine auf diese Weise von seinem Onkel von Burdwan weggeschickt, als er das erste Mal wiederkam, bereitete ich ihn auf

die Taufe vor. Als ich ihn das letzte Mal sah, bat er mich mit einer gewissen Aengstlichkeit, für ihn zu beten. Er ging, und ich sahe ihn nicht mehr, vernahm aber nachher, daß, wie seine Freunde von seinem Entschluß hörten, sie ihn gewaltsamer Weise von Burdwan entfernten.

Im Districte von Burdwan sind seit 1820 über 4000 Hindu-Knaben in unsern bengalischen Schulen gebildet worden. Der Saame ist nicht verloren; es ist eine tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit in diesen jungen Leuten, welche der Hindu anderswo nicht hat; gewiß ist durch diese Schulen eine kräftige Anbahnung für das Christenthum geschehen; die kommenden Zeiten werden es klar machen, daß auch diese Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich gewesen ist.

Vor etwa 12 Jahren erhielt das Erziehungswesen in Bengalen einen neuen Aufschwung. Englische Schulen wurden auf allen Missionsstationen der verschiedenen Gesellschaften errichtet und aus Gründen, die ich nachher bezeichnen werde, entwickelte sich unter den höhern Classen der Hindus ein wachsendes Verlangen nach englischer Bildung, und in allen Theilen von Indien gewann man die Ueberzeugung, daß vermittelst des englischen Sprachunterrichts viel für die Sache des Herrn gethan werden könnte. Der talentvolle schottische Missionär Dr. Duff hat sich mit seinen Collegen in der Erziehungsarbeit rühmlichst ausgezeichnet. Sein Lehrsystem verbindet Wissenschaft und Christenthum und bezweckt hauptsächlich die intellectuelle Entwickelung der Schüler. Sie sollen durch ihr

eigenes Urtheil aus unwiderlegbaren Beweisgründen von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion überzeugt werden. Ich wohnte einmal einem Examen dieser Schule in Calcutta bei, es war ein herzerhebender Anblick, 800 Knaben, meistens von den höhern Ständen und der Braminenkaste unter einem Dache versammelt zu sehen. Mit großer Fertigkeit lösten die erste Classe mathematische Probleme, beantworteten Fragen über die Göttlichkeit der christlichen Religion und andere wissenschaftliche Fächer.

Wer jenes Seminar gesehen hat, geht mit der Ueberzeugung weg, daß es dem Missionär Duff in der Bildung des Verstandes seiner Schüler in hohem Grade gelungen ist. Indessen ist die Zahl der Jünglinge, die in Duff's Schule zum Christenthum bekehrt worden sind, unbedeutend, aber die wenigen welche heraustraten, sind wackere brauchbare Männer geworden.

In den englischen Schulen der verschiedenen Missions-Gesellschaften erhalten die Knaben Unterricht in Elementar-Kenntnissen; die höheren Classen lesen Geographie, lernen den Gebrauch des Globus, treiben Naturgeschichte, Bibel- und allgemeine Weltgeschichte; die ersten Classen erhalten auch Unterricht in Mathematik, Geometrie, Mechanik und anderen Wissenschaften, aber christlicher Unterricht wird als die Grundlage aller Erziehung betrachtet. Zu diesem Ende werden die Evangelien und nachher etwa der Brief Pauli an die Römer und der Prophet Esaias gelesen und erklärt. Die Göttlichkeit der christlichen Religion-

wird aus historischen Thatsachen, aus dem Geiste ihrer Lehren und aus der Schrift selbst bewiesen und der schneidende Contrast des Christenthums und des Hinduismus offen dargelegt. In Burdwan wurde kürzlich vor der Schule das Gebet eingeführt und die Knaben stehen ehrerbietig auf. Merkwürdig ist es, daß eine Anzahl Knaben aus den oberen Classen den Lehrer darum baten; es schien uns früher nicht rathsam, in einer Schule das Gebet einzuführen, die mit Heidenknaben angefüllt war, aber als mehrere Knaben ein Verlangen dazu äußerten, fielen diese Zweifel auf einmal weg.

Es ist eine in Indien allgemein anerkannte Thatsache, daß Missionäre es waren, welche durch ihre Thätigkeit in Erziehung der Jugend die Regierung veranlaßten und gleichsam nöthigten, dem guten Beispiel nachzukommen und etwas Durchgreifendes für die Bildung einer Nation zu thun, von welcher sie jährlich 24 Millionen Pfund Sterling Einkünfte bezieht. Unter der Regierung des Generalgouverneurs Lord William Bentinck wurde ein Decret erlassen, das einen großen Theil der Hindus in Bengalen aus dem Taumel der Unwissenheit aufweckte. Nach demselben sollten gebildete Hindus und Mahomedaner zu allerlei öffentlichen Aemtern und Anstellungen zugelassen werden. Diejenigen, welche neben ihrer Muttersprache auch die Englische verstanden, genossen besondere Begünstigungen. So erwachte unter den höhern Classen, besonders in Calcutta und andern bedeutenden Städten ein allgemeiner Wunsch, die englische

Sprache zu lernen und diese Anglo-Manie hat seither eher zu, als abgenommen. Reiche Hindus, sogar bigotte Braminen schicken ihre Söhne in die Schulen der Missionäre, obgleich sie die Bekehrung derselben zum Christenthum riskiren; wie einst ein solcher mir sagte: Sobald unsere Knaben bei euch lesen und schreiben gelernt haben, sind sie Christen im Herzen.

Seit vielen Jahren besteht eine Verordnung der englischen Regierung, daß jährlich eine Lac Rupies, nach unserem Gelde 120,000 Gulden auf die Beförderung der Wissenschaften und der Erziehung in Indien verwendet werden sollten. Bis zum Jahr 1835 wurde diese Summe für die Unterstützung einiger Seminare verwendet, in welchen braminische Punditen und mahomedanische Mollahs die Schasters erklärten, und den Koran auslegten; anderntheils wurden englische Schriften ins Arabische und Sanskrit übersetzt. Daß sich diese nicht für eine Volksliteratur eigneten, ist leicht zu begreifen. Diese Werke liegen ruhig in einigen Bibliotheken des Landes, und aus den jungen Leuten, welche so auf Kosten der Regierung ihre Erziehung erhielten, sind mahomedanische Fanatiker und eifrige Verfechter des Hinduismus geworden.

Der Generalgouverneur beschloß durch ein Decret vom 7. März 1835, daß fortan diese 120,000 Rupies für die Erziehung der Eingebornen in der englischen und in ihrer Landessprache verwendet werden sollten.

Im nämlichen Jahre wurde die ostindische Regierung vom englischen Parlament genöthigt, zwei statt

ein Hunderttausend Rupies für diesen Zweck auszusetzen. Der Erfolg dieser Maaßregeln ist nicht zu berechnen. Damit wurde die Art an die Wurzel des Götzenthums gelegt, und ein Schlag nach dem andern hat seither die tausendjährige veraltete Maschine erschüttert. Zwölf englische Schulen wurden auf einmal von der Regierung im Lande errichtet, und mit Bibliotheken ausgestattet, welche für alle Subscribenten offen waren. Die Kaste wurde dabei nicht in Betracht genommen, — Hindus, Mahomedaner und Christen lasen in derselben Klasse; in kurzer Zeit waren 6000 Schüler im Unterricht. Freilich kann mit 240,000 Gulden in einem solchen Reiche für Erziehung gar wenig ausgerichtet werden. Man dachte daher auf andere Maßregeln, um das gute Werk so weit als möglich auszudehnen. Auf die Empfehlung der Regierung hin, und was die Regierung empfiehlt gilt dem Asiaten so gut als Befehl, errichteten reiche Eingeborne, Rajahs und Pächter englische Schulen auf ihre eigene Kosten, und eine unter der Leitung gewisser Regierungs-Mitglieder bestehende Gesellschaft läßt für diesen Zweck nützliche Bücher übersetzen und drucken, um die Schulen damit zu versehen. Im Jahr 1836 wurde in Hughly, oberhalb Calcutta ein Seminar von der Regierung eröffnet, und innerhalb drei Tagen meldeten sich 1200 Knaben zur Aufnahme.

Eine von der Regierung ernannte Comite leitet diese Schulen und stellt die Lehrer in denselben an.

Ob diese Herrn in dem Comite dem Christenthum abgeneigt sind, oder ob die Regierung eine Re-

volution unter den Hindus wittert, im Falle die Bibel in den Schulen angetroffen würde, kann ich nicht bestimmt sagen, aber so viel ist gewiß, daß die christliche Religion nichts mit ihrer Erziehungsmethode zu thun hat; sie ist rein wissenschaftlich. Weder die heil. Schrift noch irgend ein religiöses Buch darf in den Bibliotheken der Schulen gesehen werden.

Vor einigen Jahren schickte die Tractat-Gesellschaft in London eine Kiste voll nützlicher Bücher aller Gattung dem Seminar zu Hughly als Geschenk, die Comite sandte sie alsbald mit der Bemerkung zurück, daß sie für die Zwecke des Seminars nicht geeignet seyen. Andrerseits werden deistische Werke von Hume, Bollingbroke und anderen Freidenkern willig in den Bibliotheken aufgenommen und gelesen. Daß auch eine bloß wissenschaftliche Erziehung von wichtigen Folgen seyn muß, ist unstreitig. Wenn auf diese Weise dem Hindu die Schätze der englischen Literatur aufgeschlossen werden, so kann er kein Hindu nach väterlicher Weise bleiben und sich fernerhin nicht mehr unter das Sclavenjoch des Braminen beugen. Die Schasters, welche seine Religion lehren, enthalten historische Unwahrheiten, chronologische Uebertreibungen und abentheuerliche Systeme von Geographie, Astronomie und Völkerkunde. Wenn der wißbegierige Jüngling auch nur in die Vorhallen gesunder Wissenschaft eintritt, so verachtet er bald die alten Fabeln, daß die Erde auf einer Schildkröte ruhe, und diese auf einer hundertköpfigen Schlange, daß wenn diese einen ihrer Köpfe schüttelt, ein Erdbeben entsteht,

und eine Sonnen- und Mondsfinsterniß dadurch verursacht wird, daß ein furchtbares Ungeheuer dieselben in ihrem Lauf einhohle und mit seinem Rachen ergreife.

Der Unterricht in der englischen Sprache, ob religiös oder bloß wissenschaftlicher Art, ist jedenfalls geeignet, den Götzendienst zu untergraben. Aber es fragt sich, ob etwas dadurch gewonnen wird, wenn auf diese Weise dem Hindu-Jüngling sein Götzeuthum entfremdet, aber dafür nichts Besseres angeboten wird. Es fragt sich, ob für sein wahres Wohl etwas erzweckt wird, wenn man aus dem gedankenlosen Götzendiener einen herzlosen Freidenker macht, der über alles Göttliche und Religiöse spottet. In Calcutta ist ein berühmtes Seminar, in welchem diese freie oder unreligiöse Erziehungs-Methode besonders betrieben wird (**the Hindoo College**). Vor einigen Jahren verbot ein Hindu seinem Sohn dieses Colleg zu besuchen, und gab als Ursache an, die Schüler werden, sobald sie in die ersten Klassen kommen, Nastiks, d. h. Atheisten.

Eine Nation solcher Nastiks wird allerdings aus diesen Schulen der Regierung hervorwachsen, wenn sie ferner ein Erziehungssystem verfolgt, durch welches zwar der Hinduismus ausgerottet, aber der Glaube an die göttliche Wahrheit nicht in sein Herz gepflanzt wird, wenn man dem Sohne des Heiden keine freundliche Hand bietet, die ihn zur Erkenntniß des wahren Gottes führt. Unbegreiflich ist es nur, daß die Glieder des Erziehungsraths diesen Mißgriff nicht einse-

hen; sie fürchten durch den Anblick der Bibel oder eines religiösen Buchs die zarten Gefühle und Vorurtheile der Hindus zu beleidigen, bedenken aber nicht, daß sie Männer heran bilden, die einst das Land revolutioniren und zum Aufstand gegen die Regierung reizen werden. Bereits halten diese jungen Hindu-Philosophen öffentliche Versammlungen, in welchen sie sich frei über die Regierung aussprechen, sie als eine tyrannische darstellen, über Freiheit und Patriotismus declamiren, und die Hoffnung aussprechen, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, wenn sie ihre Rechte giltig machen werden.

In 12 öffentlichen Blättern welche wöchentlich von jungen Hindus in Calcutta herausgegeben werden, kann der Leser erkennen, daß der ausgestreute Saame des Atheismus und der Freidenkerei bereits keimt und aufwächst. Nur eines von diesen ist im ächt orthodoxen bigotten Styl des Hinduismus verfaßt, die andern sind mehr oder weniger nach der neuen Philosophie gefiedert, und die jugendlichen Verfasser freuen sich, wie die Jungen welche dem Neste entflohen sind, des neuen Lichts der Vernunft das ihnen in den Schulen der Regierung aufgegangen ist.

Daß Indien einst von englischer Herrschaft frei werden wird, ist keineswegs zu bezweifeln, aber wehe der Regierung wenn dieses Joch wie es in Frankreich geschah, durch philosophische Freidenker abgeschüttelt und zerbrochen werden sollte.

Nachdem vor drei Jahren die englische Armee die Hauptstadt von Afghanisthan Cabul erobert hatte,

versuchten einige fromme Offiziere den Einwohnern die Wahrheiten der christlichen Religion mitzutheilen, und fanden bei vielen offene Herzen. Sie schrieben daher an die Bibel-Gesellschaft in Calcutta um einige tausend neue Testamente; und ihrer Bitte gemäß wurden mehrere Kisten voll nach Afghanisthan abgesandt. An der Grenze beim Indusflusse wurde die ganze Sendung von der Regierung in Beschlag genommen, welche die Erklärung gab, daß es ein gefährliches Unternehmen wäre die christliche Religion in einem neu eroberten mahomedanischen Lande zu verbreiten, und daß ein solcher Versuch unter fanatischen Mahomedanern wahrscheinlich eine Revolution herbeiführen würde. Kaum waren neun Monate von jener Zeit an verflossen, so brach der bekannte Aufstand in Cabul aus, und die Folge davon war, daß die ganze Armee niedergemacht wurde.

Hätte die Regierung die Einfuhr jener Kisten mit Neuen Testamenten erlaubt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß einige von den nach Wahrheit forschenden Einwohnern in Cabul zum Christenthum bekehrt worden wären. In diesem Falle wäre der Sturm entdeckt worden, ehe er zum Ausbruche kam, denn die Eingebornen wissen am besten, was ihre Häuptlinge im Stillen treiben, und so hätte die Bibel das Werkzeug zur Rettung einer Armee werden können.

Daß die Hindus gegen die Regierung nicht erbittert, sondern sie nur um so mehr respectiren würden, wenn diese die Aufrichtigkeit ihres Christenglau-

bens durch Einführung der heil. Schrift, wenigstens in den Bibliotheken der Schulen kund thäte, ist schon daraus abzunehmen, daß die Missionsschulen, welche unter tüchtiger Leitung stehen, mit Schülern angefüllt sind, die alles zu lernen bereit sind, was man ihnen aufgibt. Das Seminar der schottischen Missionen in Calcutta zählt jetzt über tausend. Es ist wahr, wenn ein Jüngling zum Christenthum bekehrt wird, so nehmen manche Väter ihre Söhne weg, aber in der Regel kommen sie nach einigen Monaten wieder zurück.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß in neuerer Zeit viele junge Hindus die durch ihre wissenschaftliche Bildung in den Deismus hineingerathen, nachher mit der heiligen Schrift bekannt und von der Wahrheit derselben überzeugt wurden.

Ein merkwürdiges Beispiel von dieser Art liefert folgende Geschichte. Im Jahr 1832 taufte Missionär Duff in Calkutta einen Coolin-Braminen, Namens Krischna Mohana Banerjea. Dieser talentvolle Jüngling erhielt seine Erziehung in dem Hindu-Collegium, besuchte aber, obwohl ein entschiedener Feind des Christenthums, die Missionäre, um sich auf Kosten der Wahrheit lustig zu machen; dem Hinduismus hatte er entsagt, er war ein aufgeblasener Deist, seine religiösen Systeme hatte er sich aus der philosophischen Schule eines Voltaire und Hume gebildet; — aber die Wahrheit ward ihm zu stark; statt über diese zu siegen, wurde er von ihr überwunden und bald darauf legte er in einer der größten Kirchen in Cal-

cutta vor der Taufe ein feierliches Bekenntniß ab, von seinem Glauben an Jesum Christum, als den Erlöser der Welt. Mehrere Jahre lang gab er eine wöchentliche Zeitschrift unter dem Titel, der Forscher heraus, welche unter seinen jungen Zeitgenossen zahlreiche Leser fand. Später machte er sich an das Studium der hebräischen und griechischen Sprache und wurde darauf von dem berühmten Bischof Wilson zum Predigtamte ordinirt. Zu derselben Zeit baute man eine Kirche für ihn in einem Theil der Stadt, welcher meistens von Hindus bewohnt wird, und hier predigt er seinen Landsleuten die Wahrheit, welche er einst verfolgte. Erst vor wenigen Monaten taufte er zwei derselben, einer war ein Bramine, der unter großer Verfolgung und vielen Versuchungen im Glauben an seinen Heiland fest beharrte. In einem Artikel seiner Zeitschrift über die Religion seiner Väter gab Krischna folgende Erklärung: Wenn es etwas unter der Sonne gibt, das ich und meine Freunde mit Abscheu ansehen, so ist es der Hinduismus. Müssen wir etwas als das wirksamste Mittel zu allem Unheil betrachten, das die Nation betroffen hat, so ist es der Hinduismus. Will man wissen, was das große Förderungsmittel zu allen Lastern ist, die bei uns im Schwange gehen, so antworte ich, der Hinduismus. Fragt man, was den Frieden, das Wohlseyn und Glück der menschlichen Gesellschaft hauptsächlich untergräbt und zerreißt, so sage ich, es ist die Religion der Hindus.

Vor sieben Monaten meldete sich ein junger ge-

bildeter Hindu bei einem Prediger in Calcutta um die Taufe. Er hatte seine Erziehung in dem Hindu-Collegium daselbst erhalten und war ein Deist. Zufällig kam ein Tractat in seine Hände, der ihn mit der Bibel bekannt machte. Er las aufmerksam mehrere Tage darin und entdeckte hier eine Religion, von welcher wie er sich nachher ausdrückte, sein Herz, Verstand und Gewissen ihn überzeugten, daß es die einzig wahre und göttliche sey. Er war der einzige Sohn eines reichen Gutsbesitzers; seine Freunde wendeten alles Mögliche an, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber es war vergebens, er verlor hundert tausende, freute sich aber, die unschätzbare Perle gefunden zu haben, und wurde im Februar dieses Jahrs in der Missionskirche in Calcutta getauft. Für diese feierliche Gelegenheit verfertigte er in englischer Sprache ein Lied, das von der Gemeinde gesungen wurde. Folgendes ist eine Uebersetzung davon es ist der freie Erguß eines Herzens, das von der Liebe des Heilands durchdrungen ist.

Der Hindu-Jüngling bei seiner Taufe.

Tief in des Aberglaubens Nacht,
In Sünd und Satans Ketten.
Verlangt ich nicht nach jenem Licht,
Das uns allein kann retten.

Ich saß in dunkler Finsterniß,
Mein Auge war geschlossen,
Ich eilte fort zur Ewigkeit
Im Irrthum unverdrossen.

Da schien mir Deiner Gnade Glanz,
Und Alles ward so helle,
Ich trank dein süßes theures Wort,
Die einz'ge Lebens=Quelle.

Entzwei ist jedes ird'sche Band.
Ich muß Verfolgung leiden,
Fahr hin, o Welt und Erdentand,
In Jesu nur ist Freude.

Rührend schön ist die Beschreibung, welche ein Hindu=Jüngling, der vor einigen Jahren als Katechist im Dienste der kirchlichen Missionsgesellschaft starb, von seiner Bekehrung gab: Vor einem Jahre war ich ein Atheist, nachher ein Materialist, ich war unglücklich über alle Begriffe, und was bin ich jetzt, ein Christ, auf Jesum getauft, und unbeschreiblich glücklich. Welch eine Veränderung! Die Erinnerung an die Vergangenheit erfüllt mich mit Staunen. Ich setzte mich in meinen philosophischen Grundsätzen mit dem Entschlusse fest, keinen Fuß breit zu weichen. Ich haßte die christliche Religion und konnte den Gedanken an die Möglichkeit, von der Wahrheit derselben überzeugt zu werden, nicht ausstehen. Und doch vermochte ich nicht stille zu seyn. Gegen alle meine festen Vorsätze, den Wünschen meines eigenen Herzens zuwider wurde ich einen Schritt nach dem andern der Wahrheit des Christenthums näher geführt. Ich konnte seinen Beweisen nicht widerstehen. Als ich ihre Beschreibung von der Natur der Sünde, besonders von den Sünden des Herzens hörte, brach

mein Gewissen los, wie ein feuerspeiender Berg, meine Seele war wie auf der Folter, von Schrecken und Unruhe überwältigt. Wenn ich an einige Worte der Bibel dachte, fand ich etwas Ruhe. Die Lehren der heiligen Schrift, welche mir früher als reiner Unsinn erschienen, erkannte ich nun als göttliche Weisheit; was ich früher von Herzen haßte, wurde mir über Alles lieb. Wie soll ich mir diese Aenderung in meinem geistigen Wesen erklären? Unmöglich nach natürlichen Prinzipien! Alles ging gegen meine Wünsche, gegen meinen vorgefaßten Entschluß, mir selbst zum Trotze wurde ich ein Christ! Wahrlich eine unsichtbare Kraft hat mich geleitet. Etwas von der Art, was die Bibel freie Gnade nennt, muß hier wirksam gewesen seyn und wenn je ein Sünder durch die freie Gnade Gottes bekehrt worden ist, so bin ich es."

So, meine Freunde, beschreibt ein philosophisch gebildeter Bramine seine Bekehrung; er sprach von Herzensgrunde, wie ein rechter Israelite, in dem kein Falsch ist.

Ich darf meine Mittheilung über das Erziehungs-Wesen in Indien nicht schließen, ohne auch etwas über die ersten Versuche zu sagen, welche für die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts in Indien gemacht worden sind. Der Zustand des Weibes ist bedauernswürdig und erfüllte oft mein Herz mit tiefer Wehmuth. Die Religion lehrt den Hindu, das Weib gehöre eigentlich nicht zum menschlichen Geschlecht und komme nur insofern in Betracht, als sie dem Manne beigesellt ist. Als

so verdorben und bösartig werden die Frauen in den Schasters geschildert, daß nur der Zustand der Sklaverei ein angemessenes Verhältniß für sie seyn kann. So steht geschrieben, „in der Kindheit soll der Vater sie bewachen, in der Jugend der Mann, und im Alter ihr eigener Sohn.“ Sie kann und darf sich also nie als ein freies vernünftiges Geschöpf auf Gottes Erde betrachten. Nach diesen Grundsätzen des Sclaventhums hat der Hindu dem Weibe seine Existenz im Menschenleben zugemessen. Wie verächtlich sie deßhalb behandelt wird, zeigt das Sprichwort, in welchem das weibliche mit dem männlichen Geschlecht verglichen wird. Wie darf man den schwarzen rusigen Reistopf zu der goldenen Gewürzlade hinstellen, und ein anderes: Kann auch aus dem bittern Nimbaum die süße Mangoefrucht hervorwachsen? —

Die wenige Kenntniß, welche der Jüngling durch Unterricht erhält, wird der Tochter vorenthalten, von den Schasters darf sie nichts hören, sie hat nichts mit Religion zu thun. Frauen gehören zu den unreinen Dingen, die durch ihre Nähe alles Heilige verletzen; so sagt ein Sprichwort: „Ein Hund, ein Sudra und ein Weib sollen das Götzenbild nicht berühren, sonst fährt die Gottheit heraus.“

Im fünften oder sechsten Jahr wird das Mädchen an einen Knaben verheirathet. Als Ursache dieser frühen Verbindung wird angegeben, daß dieß das einzige Verwahrungsmittel gegen Sünde sey. Mit der Wahl hat das Kind nichts zu thun, auf seine Neigung wird keine Rücksicht genommen, es hat ja

noch keinen Willen. Freilich bleibt dann das so frühe zum Weibe gewordene Mädchen nach der Trauung bis etwa zum zwölften Jahr im väterlichen Hause; aber sie ist unabänderlich an ihren Mann gebunden, er mag ihr lieb seyn oder nicht. Die Heirath ist auf ewig, sie gehört ihm auch nach dem Tode an. Stirbt er, so muß sie deßhalb zeitlebens eine Wittwe bleiben, wenn sie auch ihren Bräutigam von dem Tag der Hochzeit an nie gesehen hat. Sie muß im elterlichen Hause verharren und kommt nach des Vaters Tod unter die Bewachung ihres ältesten Bruders.

Auf Seiten des Mannes ist es ganz anders, er kann, wenn seine Frau stirbt, immer wieder heirathen und hat er nach dreijährigem Hausstand kein Kind, so erlaubt ihm das Gesetz, eine zweite Frau zu heirathen. Polygamie ist überhaupt nicht unerlaubt und wird nur durch die Mittel der Unterhaltung bestimmt; ein armer Hindu hat nur ein Weib, weil er zwei nicht erhalten und füttern kann.

Ist die Frau von hohem Stande, so bleibt sie nach der Verbindung im Antakhar, dem Harem des Hindu, verschlossen, gehört sie zu einer gemeinen Kaste, so muß sie die niedrigsten Dienste für ihren Herrn versehen. Nie dürfte sie es wagen, gemeinschaftlich mit ihm das Mittagessen zu verzehren. Der Sohn sitzt neben dem Vater, aber sie stellt den gekochten Reis und das Gemüse ehrerbietig vor ihm nieder und wartet an der Thüre, oder draußen beim Feuerheerd, bis er fertig ist; was er übrig läßt, darf sie nachher verzehren. Mit großer Schwierigkeit konnte ich die

Frauen unserer Hindu-Katechisten, die schon Jahre lang zum Christenthum bekehrt sind, bewegen, mit ihren Männern und Kindern zum Essen hinzusitzen. Dreierlei Geschäfte soll sie verrichten, das Essen kochen, das Haus reinigen und ihrem Manne zu gefallen suchen, — wenn sie das thut, so hat sie ihre Lebensbestimmung erfüllt.

So verächtlich ist das arme Geschöpf in den Augen ihres heidnischen Gatten, daß er, wenn von ihr die Rede ist, nie ihren Namen ausspricht, sondern immer nur das Fürwort „sie" gebraucht. Der Hindu würde es dem Europäer übel nehmen, nach dem Befinden seiner Frau sich zu erkundigen. Ich that es einmal in dem Hause des Rajah von Burdwan, er schüttelte den Kopf, lächelte und sagte, das schickt sich nicht, wir dürfen nicht sagen, wie sich die Frau befindet.

Nur dann wird sie anerkannt, wenn sie ihrem Manne unterwürfig ist; ohne ihn ist sie nichts. Ehemals genoß sie Ehre, und durfte auf ein besseres Leben hoffen, wenn sie ihrer Anhänglichkeit an ihren Mann dadurch das Siegel aufdrückte, daß sie sich mit seinem Leichnam lebendig verbrennen ließ. Aber seitdem die Regierung diese grausame Sitte abgeschafft hat, hat auch dieser täuschende Traum künftigen Glückes aufgehört. O daß bald ein lieblicherer Strahl der Wahrheit und Hoffnung ihren düstern Pfad durchs Leben beleuchten möchte!

Wie kann sich ein Volk aus dem Schlamm moralischer Zerrüttung und geistlichen Elends erheben, des-

sen Religion die Hälfte der Menschheit zur Sclaverei erniedrigt, und beinahe der Thierwelt beigesellt hat! Die dringende Nothwendigkeit, daß das weibliche Geschlecht aus dem Staube erhoben werden muß, wenn etwas Durchgreifendes für die Nation geschehen soll, hat jeder Missionär, jeder Menschenfreund in Indien tief gefühlt und anerkannt.

In Calcutta machte vor 20 Jahren eine wackere Engländerin Frau Wilson den ersten Versuch, mit Schulen für den Unterricht von Hindumädchen. Eine Anzahl armer Kinder der niedrigsten Kasten wurde durch besonders dazu bestellte Leute zusammengebracht und einige Stunden des Tags in einer Schule unterrichtet. In wenigen Jahren vergrößerte sich die Schaar und stieg bis auf 200 Mädchen. Nun wurde ein Haus erbaut, die Centralschule genannt, in welchem der christliche Unterricht bis auf diesen Tag fortgesetzt wird. Nur wenige von diesen Kindern wurden zum Christenthum bekehrt, Frau Wilson bereitete sich aber im Fortgang der Zeit einen noch wichtigern Wirkungskreis. Mehrere Waisen-Mädchen wurden ihr zur Erziehung angeboten, und willig von ihr aufgenommen. Dieß erregte in ihr den Wunsch, eine Rettungsanstalt für verwahrloste Hindumädchen zu errichten. Christliche Freunde unterstützten sie kräftig in ihrem Vorhaben; in kurzer Zeit stand das neue Asyl zu Agropora, am östlichen Ufer des Ganges, oberhalb Calcutta fertig da, und bald war es mit 100 Mädchen angefüllt, welche eine einfache christliche Erziehung erhalten.

Ein englischer Beamter schickte ihr vor einigen Jahren 20 Kinder vom Süden herauf. Im Gomsurlande wurden sie von den wilden Bergstämmen bei ihren Ausfällen gestohlen. Sie wurden wie das Vieh gemästet, um nachher am Götzentempel geschlachtet zu werden; als ein englischer Offizier mit seinen Truppen sie aus den Händen der Cannibalen errettete.

Bei meiner Ankunft in Burdwan fand ich vier kleine Mädchenschulen in einigen naheliegenden Dörfern; sie zählten etwa 100 Kinder, welche unter der Aufsicht eines treuen National-Gehülfen Unterricht im Lesen der einfachsten Wahrheiten der christlichen Religion erhielten. Nachher wurden sie in einem geeigneten Local in eine Schule concentrirt. Ich besuchte sie ein Mal wöchentlich und leitete den Unterricht. Zu meiner Freude bemerkte ich, daß die Mädchen, welche fertig lesen konnten, die Evangelien und Bibelgeschichte im Bengalischen ziemlich richtig verstanden und Antwort geben konnten. Manche schienen etwas von der Wahrheit zu fühlen und gestanden frei, daß die christliche Religion viel besser sey, als was sie von dem Götzenwesen wußten.

Auch in einer zweiten Station, Bancoora, westlich von Burdwan, errichteten wir eine Mädchen-Schule, welche von 40 Kindern besucht wurde. Die englischen Damen unterstützten uns gerne in dieser Arbeit der Liebe, und welche Mutter, wenn sie ihre lieben Kleinen anblickt, wird nicht gerne ihr Scherflein geben, damit die armen Hindumädchen an dem Segen des Evangeliums auch ihren Antheil erhalten mögen?

Aber bei allen Bemühungen wollte es mit der Erziehung dieser Hindumädchen doch nicht recht vorwärts gehen. Es stehen dieser Arbeit jetzt noch unübersteigliche Hindernisse im Wege, die nur allmählig weggeräumt werden können. Die Kinder, welche in die Schulen kommen, gehören zu den niedrigsten Classen; ihre Eltern ließen sie die Schule nur in der Hoffnung besuchen, daß sie wöchentlich ein kleines Geschenk erhielten. Wenn es Arbeit in der Hütte oder auf dem Felde gab, wurden sie zu Hause behalten, bei den Götzenfesten blieben sie ebenfalls aus; — da ging der gute Eindruck, welchen sie im Unterrichte erhalten hatten, wieder verloren; unter dem bösen Beispiele der Alten, wurde der gute Saame des Worts im Keime erstickt. — Leute von höherer Kaste weigern sich, ihre Töchter in die Schule zu schicken. Ihre Religions-Begriffe, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse, ihre frühen Heirathen und die verächtliche Weise, mit welcher sie das weibliche Geschlecht behandeln, Alles steht der Erziehung desselben im Wege.

Oft war ich bemüht den Vornehmen im Volke zu beweisen, wie wünschenswerth die Bildung ihrer Töchter wäre, und wies dabei auf das Beispiel der Europäer hin, aber gewöhnlich erhielt ich zur Antwort: Was hilfts, unsere Mädchen dürfen ja keine Schreiber oder Amtleute werden, sie brauchen nichts zu wissen. Bei euch Engländer ist es etwas ganz Anderes; unsere Frauen sind eine ganz andere Menschenrace; die unsrigen würden alles mißbrauchen was sie lernen und zum Bösen anwenden.



Drei Mädchen aus dem Waisenhause in Burdwan.

So zeigte uns die mehrjährige Erfahrung, daß in den Morgenschulen nichts bleibend Gutes für diese armen Kinder gethan werden konnte; so bald sie ein wenig lesen konnten, wurden sie von ihren Anverwandten weggenommen. Wir kamen nun mit andern Missionären zu dem Entschlusse, daß mehr ausgerichtet würde, wenn wir auch nur eine kleine Anzahl von Kindern unter unsere beständige Aufsicht bekämen.

Ich machte mich ans Werk und baute ein Waisenhaus; aber wo wir Kinder herbekommen sollten, war eine Frage die ich nicht zu beantworten vermochte; denn die ärmste Hindu-Mutter wird kaum je ihr Kind an einen Christen abgeben, wenn sie auch ihr Brod für sie betteln muß. Doch kommen auch bisweilen Wittwen, welche im Elend sind, und bieten uns ihre Kinder zum Verkauf an. Eine solche kam vor einigen Jahren und redete meine Gattin folgender Maßen an: Ich bringe ihnen mein Kind — es war ein Mädchen etwa 1 Jahr alt — und wenn sie es nicht nehmen, werfe ich es diese Nacht den Schakalen hin.

Kaum war das Dach auf dem neuen Waisenhause, als eine große Fluth das Land überschwemmte; viele Leute verloren ihr Leben, und auf die Fluth folgte eine Theuerung und Hungers-Noth. In dieser Zeit des allgemeinen Elends sammelten wir eine Anzahl halbverhungerter Kinder, und so wurde das neuerrichtete Waisenhaus auf eine unerwartete Weise gefüllt. Meine Gattin hat seit 9 Jahren etwa 80 Kinder in diese kleine Anstalt aufgenommen, und der Segen Gottes hat ihre Bemühungen begleitet.

Daß unter verwahrlosten Heiden-Kindern viele mißrathen, darf uns nicht befremden, es gibt solche die so verdorben sind, daß alle Mittel zu ihrer Besserung fehlschlagen, einige entliefen und zogen ein heidnisches Lasterleben dem christlich-stillen Wandel vor. Dagegen haben wir aber auch mehrere, die uns viele Freude machen, die gründlich bekehrt sind und das Gute lieben; einige derselben sind an christliche Jünglinge verheirathet und gute, treue, fleißige Hausmütter geworden; einige sind als Lehrerinnen beschäftigt und machen sich unter ihrem Geschlechte nützlich. Eine Namens Peari, die an einen frommen Katechisten verheirathet ist, hat durch ihren treuen eifrigen Christensinn so sehr unser Zutrauen gewonnen, daß vor unserer Abreise von Burdwan meine Gattin sie als erste Lehrerin in der Waisen-Schule anstellen konnte.

Aehnliche Rettungs-Anstalten für verwahrloste Hindukuaben und Mädchen, sind jetzt beinahe in allen Missionsstationen von Bengalen und in den nordwestlichen Provinzen errichtet worden. Mein Freund Missionär Leupolt, hat über hundert Knaben in seiner Anstalt, unter diesen sind 16 die ihr Herz dem Heiland zum Eigenthum hingegeben haben, und begabt sind, er bildet sie zu Lehrern heran und hat die liebliche Hoffnung, daß sie im Werke des Herrn sich nützlich machen werden. Von den andern Knaben lernt jeder ein Handwerk, einige werden Gärtner, andere Schneider, und eine große Anzahl derselben, ist mit Teppich-Weberei beschäftigt, welche bereits einen guten Erlös einbringt. Die welche zum Schul- und

Predigt-Amt vorbereitet werden, begleiten den Missionär nach der Stadt, wo er in den Capellen das Evangelium predigt und lernen so den practischen Theil dessen, was ihnen im täglichen Unterricht beigebracht wird. Auf diese Weise bildete der reichgesegnete apostolische Schwarz im südlichen Indien seine Gehülfen am Evangelium, von denen Einer, der ehrwürdige Kohlhoff jetzt noch am Leben ist.*) Auch eine Waisenmädchen-Schule unter der Leitung der Gattin des vortrefflichen Missionär W. Smith sahe ich in Benares, und in Burdwan leitet mein Mitarbeiter Missionär Linke eine Waisenknaben-Schule, in welcher auch die Söhne der Hindu Christen Unterricht genießen.

In Agra haben unsere deutschen Brüder eine große Waisen-Anstalt mit 164 Knaben, und eine andere mit Mädchen. Zur Zeit einer schrecklichen Hungersnoth im Jahr 1838, wurden viele hunderte solcher Kinder von mitleidigen Menschenfreunden gesammelt und den Missionären zugeschickt. Von 500 blieben in Leupolts Schule nur 200 am Leben. Einmal hatte er 260 krank am Fieber, in einem Monat starben ihm 35 an der Cholera und Nervenfiebern. In jener Schreckenszeit sah man bei Allahabad und Cawnpore täglich hunderte von Leichnamen verhungerter Hindus in den Ganges werfen. An einem Orte sammelte sich eine solche Menge, daß sie ins Stocken

*) Missionär Kohlhoff ist im März dieses Jahres (1844) in Madras, zu der Ruhe seines Herrn eingegangen; er war 82 Jahre alt.

geriethen, und um eine allgemeine Verpesturg der Luft zu verhüten, war die Regierung genöthigt, eine Anzahl Männer am Ufer aufzustellen, welche mit langen Stangen die Leichname den Strom hinunterstoßen mußten.

Auf den verschiedenen Stationen von Bengalen und den nordwestlichen Provinzen, erhalten in diesen Schulen ungefähr 1100 Knaben und Mädchen eine christliche Erziehung. Daß diese Anstalten die hoffnungsvollen Pflanzschulen für ein neuaufwachsendes Geschlecht sind, wird in Indien allgemein anerkannt. So tief sind die Europäer dort von der Wichtigkeit dieser Art von Missions-Arbeit überzeugt, daß jeder Engländer der Augenzeuge davon ist, von Herzen gerne dazu beisteuert, und es ist eine erfreuliche Thatsache, daß diese Waisen-Schulen unsere Missions-Gesellschaften auch keinen Heller kosten und die Unterhaltung derselben mit wenigen Ausnahmen von den Gaben christlicher Menschen-Freunde bestritten wird. Die Kinder sind vor dem verderblichen Einfluß des Heidenthums verwahrt; unter der väterlichen Leitung der Missionäre werden sie zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranwachsen, und viele von ihnen als Arbeiter am Evangelium brauchbar werden.

Freilich müssen wir uns begnügen, bei dem furchtbar niedergedrückten moralischen und geistigen Zustand des weiblichen Geschlechts, mit seiner Verbesserung auf der niedersten Stufe anzufangen, und die Gattin des Missionärs hat ihr Tagewerk treulich erfüllt,

wenn es ihr gelungen ist, eine kleine Schaar verwahrloster Hindu-Mädchen zu fleißigen, reinlichen, frommen Hausmüttern heranzubilden, die nach Art einer treuen Mutter im christlichen Vaterlande ihrer Haushaltung gut vorstehen, ihren Kindern in früher Jugend schon Sinn und Liebe für das Gute einpflanzen, und wenn einzelne von ihren Zöglingen tauglich und treu erfunden werden, als Lehrerinnen ihren braunen Landsleuten die Wahrheiten des göttlichen Wortes mittheilen.

Aber wir sehen auch in dieser Hinsicht einer froheren Zeit entgegen. Der gebildete Hindu fühlt den Mangel einer gebildeten Gattin; „O wie glücklich wären wir, wenn wir solche verständige Frauen hätten wie ihr Europäer,“ sagte einer derselben zu mir. — Manche haben den Wunsch geäußert, ihre Töchter unterrichten zu lassen. Von wenigen wird es im stillen gethan. Der Wunsch wird zur Wirklichkeit werden, und wenn einmal die Töchter der höhern Klassen eine Bildung erhalten und das Bewußtseyn in ihnen erwacht, daß sie auch zu der menschlichen Gesellschaft gehören, — ja zu der großen Familie die ein gütiger Vater im Himmel erkohren hat, seine Kinder zu werden; dann wird die Missionssache in Indien tiefe Wurzeln schlagen, und der Baum mit Lebensfrüchten, dessen Blätter zur Gesundheit der Heiden dienen, das dürre Land beschatten.

Jeder Missionär ist tief davon überzeugt, wie nothwendig National-Gehülfen für Schulen und besonders zum Predigen sind. Er mag immer so

liebreich und herablassend sein, er mag sich immer so vollkommen mit den Gebräuchen und Sitten der Einwohner bekannt machen, er mag ihre Sprache auch völlig in seiner Gewalt haben; nie wird es ihm gelingen, demselben so nahe zu treten, mit ihnen so vertraut zu werden, wie der Katechist, ihr Landmann es ist. Ueberdieß ist es unmöglich, daß den Millionen von Götzendienern das Evangelium von europäischen Missionären verkündigt werden kann. Er muß im Lauf der Zeit, bei weiterer Entwicklung des Christenthums der Aufseher (ἐπίσκοπος) sein, dem wie einem Timotheus und Titus die Leitung der untergeordneten eingebornen Missionäre anvertraut ist. Deßhalb sind auch die verschiedenen Missions-Gesellschaften darum bemüht, daß eine Anzahl tüchtiger bekehrter Hindus für diese wichtige Sache vorbereitet werde. Jede Rettungs-Anstalt soll nach dem Plan unserer kirchl. Missions-Gesellschaft eine Vorschule werden. In Calcutta ist ein Seminar im Werden, in welchem die Tüchtigeren nachher eine höhere Bildung erhalten sollen! Aber noch immer ist die Zahl der dazu geeigneten Hindu-Jünglinge gar klein; und nicht Wenige von diesen lassen sich durch den Reitz einer höheren Besoldung weglocken, unter der Regierung eine Bedienstung anzunehmen. Das darf uns aber nicht befremden, ist es doch in der Christenheit auch so, und die Wahl würde einem auch redlichen, christlichen Jüngling in der Heimath nicht lange wehe thun, wenn es sich darum handelte, ob er eine mühevolle Stelle als Schulmeister mit 300 Gulden, oder die

eines Amtsschreibers mit 600, oder 800 annehmen soll. Nur ein Herz das für Gottes Sache völlig entschieden ist, wählt die verläugnungsvolle aber gesegnete Bahn, für Ihn und das Heil der Mitmenschen zu leben, zu leiden und zu sterben.

Solche Leute brauchen wir, und da wir sie in Indien unter unsern bekehrten Hindus nur spärlich finden, werden europäische Missionäre noch lange nöthig sein. Wir haben zwar einige wackere, treue Arbeiter unter unsern Katechisten. Zwei von diesen sind erst kürzlich im Monat Mai in die Ewigkeit abgerufen worden. Vor einigen Monaten erhielt ich die für mich schmerzliche Nachricht von ihrem Hinscheiden; sie wurden von den Blattern weggerafft. Der ältere Namens Peter, wurde im Jahr 1821, der zweite Schundor im Jahr 1824 getauft, beide haben mit treuer Hingebung ihr Tagewerk vollendet. Eilf Jahre halfen sie mir in Schulen und Predigten. Mein Mitarbeiter schreibt, „ein feierlicher Ernst und und eine Kraft von Salbung begleitete besonders in den letzten Monaten, ihre Ansprachen, oft hörte ich mit tiefer Rührung zu, und dankte Gott über der Gnade die er ihnen mitgetheilt hatte."

Peter ließ als er sein Ende nahe fühlte, seine Brüder zusammenrufen und bat sie im Dienste des Herrn treu zu verharren, da der Lohn der Gerechten im Himmel doch viel herrlicher sey, als alle eitle Vergnügungen dieses Lebens. Kurz darauf entschlief er selig im Glauben an seinen Erlöser. Ein anderer unserer Katechisten von gleicher Gesinnung und Glau-

benstreue starb vor 4 Jahren, schnell an der Cholera; diesem Mann wurde früher eine Bedienstung angeboten, welche ihm viermal mehr eingebracht hätte, als das geringe Salair von 16 Gulden des Monats, welches er von unserer Gesellschaft erhielt, aber er schlug es ab und zog vor, der Sache Gottes sich hinzugeben. — Das, mein christlicher Leser, ist der ächte Missionssinn, und aus dem Drange meines Herzens rufe ich aus: O, daß sich derselbe in unserer Christenheit, bei unserer lieben Jugend mehr und mehr entwickeln möchte. Wir sollten mehr Männer haben, die ihre Kraft und Talente diesem großen und würdigen Berufe zu weihen bereit wären. Männer, wie Schwarz in Tanjore, Henry Martin im Norden am Ganges, und Carey in Serampore, die ihre Gaben, Reichthum, Gelehrsamkeit, mit Freuden auf dem Altare der Liebe, ihrem Erlöser als ein williges Dankopfer darbrächten, mit dem hingebenden Sinn: Hier bin ich Herr, sende mich wohin du willst. Ich hoffe die Tage sind jetzt bald vorüber, in denen man die irrige Ansicht hegte, daß eine einfach christliche Bildung für die Missions-Arbeit ganz hinlänglich sey. Es mag so sein bei den Negern und Hottentotten, aber sie ist nicht hinlänglich für gewisse Theile von Missions-Arbeit unter den Hindus. Ich hoffe, der Wahn wird bald vollends verschwinden, daß junge Leute für den Missionsdienst nur unter den mittleren und untern Klassen gesucht und gefunden werden können. Hat der Sohn Gottes nicht auch für unsere reichen begabten Jünglinge sein theures Blut vergossen,

und stellt Jesus, das Muster und Ideal eines Missionärs, sich nicht auch ihnen zur Nachahmung dar, wenn er seinen Jüngern zuruft: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur; — oder ist die Anhänglichkeit an die Heimath, und das Band der Kindes-, Bruder- und Schwesterliebe oder der Genuß so vieler gesellschaftlichen Vergnügungen, die man eben draußen im Heidenlande nicht findet, eine hinlängliche Ursache zu der Antwort: Ich kann nicht gehen, meine Verhältnisse erlauben mir es nicht. Meine Freunde! wir müssen eine Literatur für die Hindus haben, wir brauchen Commentare der heiligen Schrift, Kirchen-Geschichten, Schulbücher, gute Biographien, eine Concordanz, religiöse, poetische Werke und Werke allerlei Art, um den Geist, das Herz, den Verstand des Volks zu bilden und die heidnischen Bücher voll heidnischen Gräuels und Aberglaubens aus dem Felde zu treiben. Hier ist eine Aufgabe zu lösen, welche talentvollen Männern von der vielseitigsten Bildung Beschäftigung für Jahre verschaffen würde. Könnten unsere gebildeten Jünglinge einen edleren, würdigern Beruf erwählen für das Wohl der Menschheit zu wirken? Ich lasse die Antwort ihrem eigenen Gutachten über.

Freilich wären wir in großem Irrthum, wenn wir uns vorstellten, als ob durch Talente und Gelehrsamkeit das Werk der Heidenbekehrung erreicht werden sollte. Gott bewahre uns vor diesem Wahn! Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth. Zach. 4. 6.

Aber gleichwie zum Bau eines Hanses allerlei Materialien erforderlich sind Holz, Stein, Sand und Kalk — und gleichwie weder der Zimmermann mit Balken allein, noch der Maurer mit seinem Stein und Kalk ein schönes Haus zu Stande bringen konnte, sondern alle müssen nach ihrer Art dazu Hand anlegen — also müssen zum Baue Zions, der Kirche Jesu Christi hier und in der Heidenwelt, Männer von allerlei Gaben, Talenteu und Anlagen zusammen helfen. So war es ja schon in der Apostel Zeiten: als nach Gottes Gnadenrath das Evangelium in Rom und Griechenland, in des Kaisers Palast und vor den philosophischen Athenern gepredigt werden sollte, erweckte er in dem Paulus ein außerwähltes Rüstzeug, dessen geistige Bildung nachdem sie durch die Gnade Gottes geheiligt war, ihn zu diesem wichtigen Amte besonders befähigte.

O Freunde, so laßt uns in Einem Geiste zusammenstehen, und diese herrliche Sache Gottes betreiben. Es ist mir Ernst. Ich fühle mich gedrungen, stark anzuklopfen, weil ich weiß, wie sehr es Noth thut, daß doch Alle, die Jesum ihren Heiland nennen, daran Theil nehmen. Ihr könnt nicht Alle nach Indien oder Africa gehen, aber Jedes soll sich selber fragen, wie kann ich zur Förderung des Reiches Gottes behülflich seyn? Ganz Israel half zum Baue der Stiftshütte; der Eine brachte Edelsteine, der Andere Gold und Silber. Alles, was nöthig war, wurde mit willigem Herzen gegeben. O das ist eine Freude, wenn wir ein freies williges Herz haben, wenn wir die

Worte Jesu aus Erfahrung verstehen, — geben ist seliger als nehmen. Ach, daß ein solcher heiliger Eifer unsere Christenheit belebte, dann würde der Segen Gottes in Strömen auf sie fließen. Freuten sich doch die Väter des alten Bundes schon, im Blick auf die herrliche Zeit, da Gottes Reich auf der ganzen Erde sich verbreiten würde, und sangen in heiliger Begeisterung ihre Psalme und Lobgesänge. — Sollten wir nicht auch mit einstimmen und uns freuen, die wir Augenzeugen davon sind, wie das, was sie in dunkler Zukunft erblickten, in unsern Tagen in Erfüllung geht.

Ist die mit Gebet geheiligte Gabe dem Herrn auch ein angenehmes Opfer, das sein Segen begleitet, so sollten doch, die dieses Lebens Güter haben, dem Beispiele der Weisen aus dem Morgenlande folgen und von ihren Schätzen einen Theil zu Jesu Füßen niederlegen; so darf der Arme sich auch nicht schämen, sein Scherflein zu bringen.

Meine Freunde, die Erndte wird bald kommen: ja der Herr ruft selber durch die Ereignisse dieser Zeit uns zu: Siehe, ich sage euch, hebet eure Augen auf, und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Erndte. Und wer da schneidet, der empfänget Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben, auf daß sich mit einander freuen, der da säet und der da schneidet.

Sechstes Kapitel.

Die Schwierigkeiten der Missions-Arbeit in Indien.

Langsames Vorwärtsschreiten des Christenthums in Indien. — Ursachen davon. — Der moralische und religiöse Charakter der Hindus. — Glaube an ein unabänderliches Schicksal. — Das Kastenwesen und sein Einfluß. — Die Gewalt der Familien. — Enterbung, Verstoßung und Verfolgung der Bekehrten. — Widerstand der Priester. — Die Lehren des Schasters. — Der erniedrigte Zustand des weiblichen Geschlechts. — Erlernung der Landessprachen. — Geringe Anzahl der Missionäre. — Das böse Beispiel der Europäer. — Der Charakter der eingeborenen Christen. — Anfechtungen derselben. — Betrachtungen. —

Stärket die müden Hände und erquicket die strauchelnden Kniee. Sagt den verzagten Herzen: Seid getrost, fürchtet euch nicht! Sehet, euer Gott der kommt zur Rache; Gott der da vergilt, kommt und wird euch helfen. Alsdann werden die blinden Augen aufgethan werden, und der Tauben Ohren werden geöffnet werden. Alsdann werden die Lahmen löcken, wie ein Hirsch und der Stummen Zunge wird Lob sagen. Denn es werden Wasser in der Wüste hin und wieder fließen und Ströme in den Gefilden.

Jesaias 35, 3 — 6.

Von manchen Seiten her hat man die Klage gehört, daß die Missions-Sache in Indien gar langsam vorwärts schreite, und wenn wir in Erwägung ziehen, daß in manchen Theilen des Landes die Missionäre bereits 40 Jahre und in andern noch länger gearbeitet haben, so müssen wir frei gestehen, daß diese Klage keineswegs unbegründet ist. Was mag wohl die Ursache davon sein? Ich glaube sie liegt hauptsächlich in dem Religions-System der Hindus.

Es ist viel leichter ein Haus an einem Platze zu bauen, wo noch nie eines gestanden ist, als an einem Orte, wo ein altes Gebäude dasteht, besonders wenn die Besitzer desselben sich aus allen Kräften dagegen wehren, daß kein Stein davon weggebrochen wird, weil es ihnen einen guten Hauszins einbringt. In andern Worten, es ist leichter eine rohe Nation, wie die Neuseeländer, zum Christenthum zu bekehren, die beinahe keine religiösen Begriffe hat, als ein Volk, dessen Religionssystem in alle Gelenke und Fugen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens verwoben und verstrickt ist. O wie viel gibt es da niederzureißen, und wie manches Jahr geht dahin, bis nur einmal der furchtbare Götzenschutt aus dem Wege geräumt, und ein gutes Fundament der reinen Wahrheit gelegt ist.

Ueberdieß ist es nicht unwahrscheinlich, daß schon zu den Zeiten der Apostel in vielen Theilen von Indien das Evangelium verkündigt wurde, haben wir ja doch im Süden in den Thomas-Christen, in den syrischen Kirchen noch merkwürdige Ueberbleibsel davon, und wenn es dem so ist, daß die Indier schon damals das Wort Gottes aus dem Munde eines Apostel Thomas und anderer Männer von apostolischem Herzen hörten, und von sich stießen, so ruht das Gericht der Verstockung auf ihnen, und sie sind darum für die Wahrheit um so unempfänglicher geworden.

Aus meinen vorherigen Darstellungen muß es dem aufmerksamen Leser bereits klar geworden seyn, daß

die Missionssache in Indien mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Meine Aufgabe in diesem Abschnitte ist diese Schwierigkeiten in gedrängter Kürze zusammen zu stellen, und ich bin versichert, wer einen klaren Blick in die Stellung des Missionärs bekommt, wird nicht mehr fragen, warum bis jetzt so wenig in Indien geleistet worden ist, sondern er wird im Gegentheil sich wundern, daß mit geringen Kräften so wichtige Resultate erreicht worden sind. Ich fühle es tief, daß man in der lieben Heimath mit den Prüfungen des Missionslebens in Indien auch darum genauer bekannt werden sollte, weil es in jedem Menschenfreund eine innigere Theinahme erwecken, und jedes Christenherz gedrungen werden wird, für uns, die wir auf dem heißen Kampfplatze stehen, zu beten, und uns nach der Kraft, die jedem gegeben ist, zu unterstützen.

Seit Jahrtausenden hat der Bramanismus den moralisch-religiösen Character des Volks, so wie seinen äußern Zustand stereotypisch fixirt. Bei der Masse des Volks ist an eine freie Bewegnng des Gemüths gar nicht zu denken. Ein Gottesgefühl, eine dunkle Sehnsucht nach Heil ist noch da, und treibt den Hindu zur Verehrung der Götzen; er schwebt unwissend zwischen Furcht und Hoffnung, er glaubt, was er anbetet, besitze eine Macht, und könne das Böse abwenden und das Gute geben, weiter bekümmert er sich nicht um die Zukunft. Manche sagen, mein Guru (geistlicher Lehrer) thut alles für mich; sie sehen ihn als eine Art von Vermittler zwischen

Gott und den Menschen an. Während eine Classe herrscht und die andere unterdrückt wird, hat jede die religiöse Ueberzeugung, daß es von Oben so bestimmt ist. Weichlicher Luxus ist bei dem reichen Rajah an der Tages-Ordnung; er ist ein grobsinnlicher Mensch, der dem Fleische fröhnt. Da sitzet er mit überschlagenen Füßen auf dem persischen Teppich, stützt seinen Ellenbogen auf ein weiches Kissen und raucht seinen Hucka, ein Duzent kriechende Schmeichler sitzen im Kreis um ihn her, und warten auf seine Befehle; er mästet sich im Wohlleben, — reich werden und fett werden ist nach der Ansicht der Hindus eins und dasselbe. Je mehr Geld Einer für den Götzendienst ausgiebt, desto heiliger erscheint er vor den Augen des Volks. Eine solche Religion ist dem stolzen in Fleischeslust versunkenen Menschen ganz angemessen. Er weist das Wort Gottes mit Hohn von sich zurück. Ich habe kein Beispiel von Bekehrung unter dieser Classe von Hindus erlebt. Manche die ich besuchen wollte, ließen mir an der Hausthüre sagen, sie verlangten keinen Missionär zu sehen. Andere sind zwar freundlicher in ihrem Benehmen, aber in der Regel ganz vergnügt mit ihrer Götzen-Verehrung.

Mit einem solchen Manne, der herrlich und in Freuden lebte, unterhielt ich mich eines Tages über die enge Verbindung von Zeit und Ewigkeit. Er sagte, die Welt ist wie ein Bazaar, auf dem jeder sein ihm angewiesenes Geschäft ausrichtet. Der eine kauft und der andere verkauft, hier bietet einer Obst feil, dort ein anderer Gemüse. Einer lügt, der andere

stiehlt, der dritte betrügt seinen Nachbar. Wie es die Götter verordnet haben, so geschiehts.

Ein Anderer, welcher auf der intellectuellen Bahn etwas weiter fortgerückt, und über die Traditionen seiner Väter weg war, gab zu, daß der Götzendienst Unsinn sey, aber setzte er hinzu, deine christliche Religion ist nicht viel besser, unsere dummen Landsleute beten viele Götter an, aber ihr habt drei; ich habe das Rechte und verehre nur Einen Gott. — Es wäre etwas leichtes solche aberwitzige Philosophen von ihrem Irrthum zu überzeugen, wenn auch nur ein kleines Quantum von redlicher Lernbegierde sich zeigte, aber dafür stoßen wir anf Stolz der mit Feindschaft gegen das Gute gepaart ist, sie würdigen die heilige Schrift nie einer ernstlichen Betrachtung.

Es ist erstaunlich wie viel die reichen Hindus auf ihren Götzendienst verschwenden. Ich besuchte eines Tages den Rajah von Burdwan, und fand ihn in seiner Schatzkammer. Fünfzig Säcklein mit Geld, von denen jedes 1000 *) Rupies enthielt, standen auf dem Boden da. Was thun Sie, fragte ich, mit all diesem Geld. Es ist für meinen Gott, war die Antwort. Wie soll ich das verstehen? Ein Viertheil geht nach der heiligen Stadt Benares, dort habe ich zwei schöne Tempel am Flusse, und viele Priester, die für mich beten; ein andrer Theil geht nach Juggernauth, ein dritter nach Gaya; und so verwendet ein einziger Hindu von seinen fürstlichen Einkünften jährlich 250,000 Gulden auf den Götzendienst.

*) 1200 Gulden.

Während ich im Bazaar von Burdwan predigte, schauten einmal diese wohlgenährten Priester des Rajah in seinem Palaste zum Fenster heraus und lachten mich aus. Es ist doch zu bedauern, sagte mir ein reicher Mann, daß Sie sich mit den geringen Leuten bemühen und predigen, es ist ja doch umsonst.

Diese reiche Hülfsquellen des Bramanismus müssen erst vertrocknen, bevor das Götzenthum seinen Todesstoß erhält.

Ich habe im Allgemeinen noch mehr Hoffnung von der Masse des Volks, die in Unwissenheit dahin lebt, als von den reichen Wollüstlingen des Landes; jene fühlen das Joch der Braminen, viele seufzen unter der Sclaverei und heißen sie Betrüger, aber noch haben sie nicht das Herz, die Faust auch außer dem Sack zu machen.

Gewinnen diese durch das wiederholte Hören christlicher Wahrheit die Ueberzeugung von etwas Besserem, so sagen sie: **Ami ki koribo, Ischwurer itcha tsclemon, temoni hai.** Was kann ich machen, wie es Gott verordnet hat, so gehts: soll ich zum Christenthum bekehrt werden, so wird es ohne mein Zuthun geschehen. Diese furchtbare Lehre des Fatalismus ist der Schlagbaum der dem armen Hindu den Weg zur Besserung auf allen Seiten versperrt; sein Herz gegen gute Eindrücke zuschließt, und alle Verantwortlichkeit hinweg nimmt; sie macht den Menschen zu einem Klotz. Alle seine Sünden betrachtet der Reiche und der Arme als die nothwendige Folge von Handlungen, welche er in einer vorigen Existenz

verrichtet hat. Daher klagt sich auch der größte Verbrecher nie als schuldig an; das Gewissen ist unterdrückt, von Reue weiß er nichts. Daher der Stumpfsinn, die Gleichgültigkeit, die herzlose kaltblütige Weise, in welcher die armen Leute über Gott und Ewigkeit sprechen, und schaamlos ihn als den Urheber des Bösen und Guten darstellen; daher die gefühllose Grausamkeit, mit welcher sie die Noth und Leiden des Nebenmenschen mit ansehen können, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Daher kommts auch, daß die abscheulichen Laster der Unzucht, der Lügen und des Kindermords etwas ganz Gewöhnliches sind, woüber Niemand sich beklagt, weil man glaubt, es gehöre nothwendiger Weise in den Weltlauf hinein.

Ich besuchte einmal einen Missethäter, der wegen eines Kindermords zum Galgen verurtheilt war. Ich suchte den Elenden von seiner Schuld zu überzeugen, ihm die Nähe der Ewigkeit vorzustellen und so eine Sehnsucht nach Gnade und Sündenvergebung in ihm zu erwecken. Aber dieser Mann beharrte darauf, er habe die Mordthat nothwendiger Weise vollbringen müssen, sie gehöre zu seinem Lebenslauf; auch war er fest überzeugt, der eiserne Griffel des Fatums habe es schon vor seiner Geburt in seinen Hirnschädel geschrieben, daß er am Galgen sterben müsse. Eine halbe Stunde ehe man ihn zum Blutgerüste hinausführte, verzehrte er noch mit gutem Appetit ein Frühstück, legte darauf sich selber den Strick um den Hals das Brett fiel unter seinen Füßen, und so eilte der Elende in die Ewigkeit hinüber.

Während die Lehre des Fatalismus den Geist erdrückt und das Herz verknöchert hat, ist das Kastenwesen darauf berechnet das Glück des gesellschaftlichen Lebens zu zerstören, und die edlen Gefühle der Nächstenliebe im Grunde auszurotten. Wenn der Sohn des Kaufmanns ein Kaufmann werden muß, und der des Braminen schon seiner Geburt nach zum Priester oder Gelehrten bestimmt ist, so wird die Menschheit stereotyp. Alles bleibt beim Alten, der Mensch wird ein Automat, seine Talente und Anlagen verrosten. Dies ist der Zustand des Hindu; er ist in seinem ganzen Wesen gerade was seine Vorfahren vor 1000 Jahren waren. Das Kasten-Wesen hat eine ähnliche Wirkung gehabt, wie der kleine Schuh bei den chinesischen Frauen, ihre Füße sind verkrüppelt und nicht mehr zum Gehen geschickt. Der Bramine ist unter diesem schändlichen System in Unwissenheit herabgesunken, gibt aber kein Jota von seinen alten Ansprüchen auf Hoheit auf.

Der Einfluß europäischer Civilisation und Wissenschaft und die Kraft christlicher Wahrheit hat zwar diese eiserne Kette mächtig erschüttert, aber noch nicht durchbrochen. Selbstsüchtig in sich abgeschlossen stehen die vier Sectionen feindselig einander gegenüber; wie das Pferd vom Ochsen specifisch verschieden ist, so betrachtet eine Kaste die andere als eine ganz andere Menschen-Art, und mit der sie nicht in nahe Berührung kommen darf. Dieses gehässige System das der Hindu gewöhnlich als die Summa und Substanz, das Mark und Leben seiner Religion betrachtet, hat

einerseits die Nation unter sich selber zerrissen, und schließt andrerseits mit finsterem Trotz jede andere Religion von seinem magischen Zirkel aus; und unter dem Bande eines blinden Aberglaubens vereinigt der Bramine alle gegen das Eindringen einer neuen Religions-Lehre. Eine Kaste betrachtet die andere als unrein und meidet ihren Umgang, aber der Europäer wird von allen als der Unreinste gemieden; darum beehren ihn die Braminen mit dem Sanskrit-Wort **Mletscha**, Auswürfling. Die practische Folge ist, daß wir Missionäre selten in familiären Umgang mit den Eingebornen kommen können. Wir haben keinen freien Zutrit zu den Herzen der Leute. Das gesellschaftliche Zusammenleben, die freundliche Unterhaltung bei der Tafel, übt, wir wir ja alle wissen, einen großen Einfluß auf unser moralisches und geistiges Wesen aus. Von diesem einflußreichen Umgang schließt uns der Hindu aus. Oft mußte ich mit Bedauern lächeln, als ich seine Thüre öffnete, und die Geschäftigkeit bemerkte, mit welcher er alles aus dem Wege räumte, damit durch meine Berührung nichts verunreinigt würde. Mit Erstaunen hörten die Leuten zu, als ich ihnen erzählte, daß in Deutschland der Prediger mit dem Bauersmann hinsitzen und essen könne, ohne daß seine Heiligkeit etwas darunter leidet, und daß ein Metzger und Schuster, die mit Fleisch umgehen, eben so gute Christen seyn können, als ein Gelehrter und Schreiber. Von Voreltern her haben sie den tiefen Eindruck erhalten, daß es unschicklich, entehrend, befleckend ist, wenn Menschen von ver-

schiedenen Nationen sich mit einander vermischen, es graut ihnen daher vor der Tendenz des Christenthums, welches im höhern Sinn allen äußern Unterschied aufhebt und seine Verehrer in eine Gesellschaft zusammenbringt. Deßwegen verhüllen manche Hindus, die noch fest am Alten hängen, wenn sie den Missionär predigen hören, mit ihrem Oberkleid den Mund und die Nase, damit sie nicht durch seinen Hauch verunreinigt würden. Sobald das Essen auf den Tisch kam, entfernte sich mein Pundit alsbald aus dem Zimmer, da der Geruch der Speise, ja sogar der Anblick des Ochsenfleisches seine Heiligkeit befleckte.

Ein Bettler würde lieber Hunger's sterben, als etwas von der Speise genießen, die der Europäer übrig gelassen hat. Die Palankinträger, welche zu einer der niedrigsten Kasten gehören, weigern sich, Jemand zu tragen, der noch niedriger ist. So kam ich einmal auf einer Reise in große Verlegenheit, sie weigerten sich die Kindsmagd mitzunehmen; endlich gab ihr meine Gattin unser kleines Kind in die Arme, weil sie sagten sie tragen nur weiße Leute und jetzt ließen sie es sich gefallen.

Da Ehre und Reichthum mit dem Kastenwesen oft in enger Verbindung stehen, so läßt sich denken, wie große Hindernisse dasselbe der Verbreitung des Christenthums in den Weg legt.

Ich hatte vor mehreren Jahren einen Kulin-Bra-

minen *) im Unterricht, der in Calcutta getauft worden war. Des Abends besuchte er zuweilen die Braminen in Burdwan und trug in ihrer Gesellschaft das Zeichen der Kaste, die heilige Schnur um den Hals. Sobald ich ihn darüber zur Rede stellte, machte er sich davon und ließ sich nicht wieder sehen.

Ein anderer Namens Bhagaban, besuchte häufig unsern bengalischen Gottesdienst, und wurde von der Wahrheit überzeugt. Eine Zeit lang gerieth er in großen Kampf und Unruhe; zweimal bat er mich um die Taufe, und wie es zu dem wichtigen Schritt kam, zog er sich wieder zurück. Dieser Bramine hatte seinen Antheil an dem Einkommen eines Götzentempels; es handelte sich daher bei ihm nicht nur um die Schmach von seinen Freunden ausgestoßen zu werden, sondern auch was häufig der Fall ist, um seinen Lebens-Unterhalt; er machte die Rechnung und hatte nicht Kraft es hinauszuführen. Ich kenne mehrere respectable Hindus in Burdwan und der Umgegend, welche für die Annahme des Christenthums geneigt wären, aber der Verlust der Kaste, der Ehre und des Einkommens hält sie zurück. Alte Gewohnheiten und Gebräuche, so unvernünftig und schädlich sie auch sein mögen, werden mit den Worten entschuldigt: „Es gehört zu unserer Kaste“, und damit denken die Leute, ist alles ins Reine gebracht.

Ein anderes Hinderniß gegen den Fortgang des Christenthums, ist das in vielen Theilen von Indien

*) Die höchste Classe der Priesterkaste.

noch bestehende patriarchalische System. Ein Hausvater hat die Oberherrschaft über seine ganze Familie, so lange er lebt. Stirbt sein Bruder und läßt eine Familie zurück, so übernimmt er auch von dieser die oberste Leitung. Heirathet der Sohn, so wird er deßwegen nicht unabhängig von dem Vater. Von dem gemeinsamen Ertrag des Feldbaues gibt der Alte den jüngern Familien so viel als er für ihre Bedürfnisse nöthig achtet. Händel und Streitigkeiten die von Betrug und Unterdrückung herrühren, kommen zwar häufig vor. Aber wenn einer das Familienband zerreißt und sich absondert, so zieht er sich den Tadel und die Verachtung der Nachbarn zu. So kommt es, daß die Jugend, welche in den Schulen eine christliche Erkenntniß erlangt hat, und für die Wahrheit am empfänglichsten ist, es nicht wagen darf, ihrer Ueberzeugung gemäß zu handeln. Dieser Umstand hindert unter dem hoffnungsvollsten Theil des Volks die freie Entwickelung des Christenthums und ist eine der Ursachen, daß es uns an nützlichen zum Lehramt tauglichen Leuten gar sehr fehlt. Gibt unter diesen Umständen ein junger Mann seine väterliche Religion auf, so wird er alsbald aus dem Familien-Kreise ausgeschlossen und mit Erbitterung verfolgt. Die Gesetze Menus berauben ihn des väterlichen Erbtheils und gebieten, daß er von nun an als Feind der menschlichen Gesellschaft angesehen werden soll. Bisher hat die ostindische Regierung noch keine Schritte gethan, um diesem schreienden Uebel abzuhelfen, und dem zum Christenthum bekehrten sein Eigenthum zu

schützen. Alles, was seinem Herzen lieb und theuer ist, wird ihm entzogen, er kann nicht mehr bei den Seinigen leben und muß die Flucht ergreifen. Sogar sein Weib und seine Kinder werden in manchen Fällen zurück behalten, auch wenn sie willig wären, das Loos des Gatten und Vaters zu theilen. So kommt es, daß Hunderte sich fürchten, den Worten des Missionärs Gehör zu geben und ihrer Ueberzeugung gemäß die Wahrheit frei zu bekennen; sie zittern, wenn sie daran denken, daß sie mit einem solchen Bekenntniß Heimath, Freunde, mit allen Freuden der Welt, ja Leib und Leben auf das Spiel setzen.

Ich sahe einen bekehrten Jüngling in Calcutta, dem seine nächsten Verwandten nach der Taufe narkotische Getränke gaben, die ihn des Verstandes beraubten, und noch jetzt leidet er an den Folgen davon. Einem jungen Mahomedaner, den ich in Burdwan taufte, brachte sein jüngerer Bruder einen Topf voll Milch, dieser schöpfte Verdacht, gab einer Katze etwas davon, die bald darauf todt da lag. Ein anderer Jüngling von hoher Braminenkaste, welcher daselbst zum Christenthum übergehen wollte, wurde gewaltsamer Weise in einen Palankin geschleppt und unter Bedeckung nach einem fernen Theile des Landes weggeführt; ich sah ihn leider nicht mehr. Missionär Häberlin fuhr eines Tages mit einem Jüngling in die Kirche, wo dieser die Taufe erhalten sollte. Auf dem Wege wurde er von 50 mit Prügeln bewaffneten Leuten aufgehalten und zum Rückzug genöthigt. Zu Hause angekommen, drang die wilde Schaar ihm auf

dem Fuße nach, und war eben im Begriff, den Täufling die Treppe hinunter zu schleppen, als die Polizei ankam und sie auseinander trieb.

Ein Knabe von 16 Jahren, von der ersten Classe in der englischen Schule in Burdwan, wurde durch das Lesen eines Tractats mächtig ergriffen. Er sagte seinem Vater, er könne nicht länger Götzen anbeten, und habe sich entschlossen, ein Christ zu werden. Der Vater schlug ihn mit einem Stock, sperrte ihn drei Tage ein, auch erhielt er nichts als Wasser und etwas trockenen Reis. Darauf brachte er ihn durch Bestechung in das Gefängniß der Stadt, von dem er nach einigen Tagen entrann und zu mir sich flüchtete. Seine Verwandten kamen und wollten ihn wegnehmen. Als er seinen Entschluß bei mir zu bleiben aussprach, warf sich sein alter Großvater auf den Boden hin und schrie gar jämmerlich. Alle meine Hoffnung ist dahin, ich bin in einen Ocean des Unglücks versunken, ich stürze in die Hölle hinunter. Ich hoffte, dieser mein Großsohn werde meine Todtenfeier halten, und mir in den Himmel helfen, jetzt bin ich verloren. Das Wehklagen des Greisen mit weißem Haar ging mir durchs Herz und ich fürchtete, der Knabe möchte sich bewegen lassen, wieder abzufallen, — aber er blieb fest. Nun wandten sie sich an den Richter und zwei Tage darauf, erhielt ich einen obrigkeitlichen Befehl, den Knaben an seine Eltern auszuliefern. Was sollte ich thun. Um Gottes Willen, sagte der Jüngling, schicken sie mich nicht zurück; — ich weiß, mein Vater wird mich mit Gift umbringen,

wenn ich nicht vor dem Götzenbild niederknie. Ich betete mit ihm zu dem Vater der ins Verborgene sieht, taufte ihn denselbigen Abend im Namen Jesu und schickte ihn während der Nacht unter Begleitung von zwei vertrauten Männern auf eine entfernte Station, und als nach einigen Monaten der Sturm vorüber war, kam er nach Burdwan zurück, und arbeitet seit 6 Jahren als Lehrer an der englischen Schule.

Der Guru oder geistliche Lehrer ist eine Art oder Abart von Seelsorger unter den Hindus. Er besucht die Familien von Haus zu Haus und läßt sich von ihnen anbeten. Er sorgt dafür, daß seine Beichtkinder fein orthodox bleiben und keine andere religiöse Ideen bekommen, als die, welche er für reichliche Bezahlung ihnen einflößt. Bringt ein Knabe ein christliches Buch nach Hause, so warnt ihn dieser Guru vor der falschen Lehre, welche seine Heiligkeit beflecken würde, und gebietet, daß die Schrift zerstört werden soll.

Zeigt sich in einem Orte eine Neigung zur Annahme des Christenthums, so macht der Priester mit dem Pächter gemeinsame Sache, um das Weiterdringen der neuen Lehre zu hindern. Vor acht Jahren war eine solche Bewegung in einem Dorfe, fünf Stunden von Burdwan. Zehn Familien waren bereit, den Götzendienst aufzugeben und kamen, das Wort Gottes zu hören. O wie ich mich freute, nach langem Harren, nun bald, wie ich hoffte, einen großen Sieg des Evangeliums feiern zu dürfen. Aber

was geschah, einer von den Taufkandidaten zog sich nach dem andern zurück und nachher erfuhr ich, daß die Braminen mit andern einflußreichen Männern sie durch Drohungen eingeschüchtert hatten.

Dieser Haß pflanzt sich auch gegen die bereits Getauften fort und bricht nicht selten in Verfolgung los, wenn sich eine Gelegenheit dazu darbietet. Davon habe ich betrübende Erfahrungen gemacht. Im Jahr 1832 taufte ich eine Hindu-Familie. Ich verrichtete die feierliche Handlung mitten in dem Dorfe vor einem Götzentempel. Mehrere junge Hindu-Christen begleiteten mich, wir sangen ein Lied, ich hielt eine Ansprache an die versammelte Menge, eine große Schaar Hindus hörten aufmerksam zu. Viele kletterten auf Bäume, andere auf die Strohdächer der Hütten, um zu sehen, was vorging. Alles ging lieblich und in guter Ordnung zu und ich kehrte dankbar nach Burdwan zurück. Spät des Abends kam Einer von unsern jungen Leuten und brachte die Nachricht, daß sie eine große Mißhandlung erlitten hatten. Auf dem Wege durch ein benachbartes Dorf saßen sie müde unter einem Mangoe-Baum nieder und sangen ein Lied. Ein Bramine, der Zemindar des Dorfes rief die Leute zusammen und gebot ihnen, die Christen tüchtig durchzuprügeln; so wurden sie jämmerlich geschlagen und nachher in das Dorfgefängniß eingesperrt. Ich war daher genöthigt, mich an die Obrigkeit zu wenden, die Schuldigen wurden gefänglich eingezogen, aber auf meine Fürbitte bald wieder frei-

gelassen, der Bramine aber mußte einen Monat gefesselt im Gefängniß bleiben.

Die religiösen Lehren und Geschichten der Schasters sind ein anderes bedeutendes Hinderniß gegen die Verbreitung des Christenthums. Bei einem Besuch in Benares ließ der Bischof von Calcutta einige gelehrte Braminen kommen und fragte einen: Was ist der Hauptbegriff eurer Lehre? Einer antwortete: Unser erster Lehrsatz ist dieser: Alle Sünde kommt von Lust her, diese wird durch Sünde aufgelöst, man muß daher so viele Sünden als möglich begehen, um die Lust zu zerstören.

Gott ist nach den Lehren der Wedas der Urheber von Sünde, darum weist der Hindu alle Mahnungen zur Buße von sich ab. Fragt der Missionär, wie Gott, ein reines und heiliges Wesen, Böses thun kann, so antwortet er ganz gemüthlich: Was bei den Menschen für Sünde gilt, ist bei den Göttern nichts der Art; sie haben das Privilegium, zu thun, wie es ihnen beliebt; sie dürfen nicht nach einem menschlichen Maaßstab gerichtet werden. Wie soll der Prediger Heiden an das Herz und Gewissen kommen, bei denen alle moralischen Begriffe verwirrt sind und welche das göttliche Wesen als den Vater der Lüge und alles Bösen darstellen?

Wenn die Hindus von Wundern Christi hören, so entgegnen sie, unsere Götter haben noch viel größere verrichtet, welche die Welt in Erstaunen setzte. Krischna zum Beispiel hob auf seiner Fingerspitze einen meilenhohen Berg in die Höhe und beschützte so die Hirten

im Felde gegen ein furchtbares Hagelwetter, andere rissen Berge aus ihren Grundfesten und rollten sie, wie Spielbälle gegen ihre Feinde und noch einer trank das ganze Meer aus.

Anstatt Menschenliebe, lehren manche Sätze der Schasters Menschenhaß im grellsten Sinne. Bei einem Opfer spricht der Priester folgende Worte: O Gott des Feuers, zerstöre die Sinne meines Feindes, mache seinen Mund verstummen, hefte seine Zunge an, daß sie sich nicht mehr bewegen kann, verbrenne ihn zu Asche! Ist es ein Wunder, daß Nachbarn und Brüder einander anfeinden und beständig im Streit und Zwietracht leben, wenn die Wedas selber den Menschen zu diabolischem Hasse anfeuern!

In der heiligen Schrift sagt der Herr: „Ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig.“ Wie ganz anders beschreiben die Schasters die Götter des Hindu; sie sind moralische Ungeheuer, die sich in Sünden der Unzucht wälzten, die Himmel, welche sie bewohnen, sind mit Schandthaten befleckt, welche sich nicht erzählen lassen. Die religiösen Betrachtungen, welche am Ganges und vor dem Tempel den Hindus aufgegeben sind, erfüllen die Einbildungskraft mit unreinen Bildern. Die Lustseuche der Unzucht, in welche die ganze Nation versunken ist, ist das natürliche Ergebniß ihrer Religion; sie hat wahrlich das Beispiel ihrer Götter nachgeahmt, welches ihnen zuruft: „Ihr sollt unheilig seyn, denn wir stehen als die Repräsentanten von allen Lastern vor euch da.

Den tief erniedrigten Zustand des weib-

lichen Geschlechts betrachte ich als eines der mächtigsten Bollwerke, das der Missionssache den Weg versperrt. Man denke sich einmal die Hälfte einer Nation von 150 Millionen *) Menschen von einem Geschlecht zum andern zu hoffnungsloser Unwissenheit verurtheilt. Was kann aus einem solchen Volke werden! Die Frauen unter den höhern Classen leben eingeschlossen und sehen nur zum Gitter in den Garten hinaus, die niederen hören selten das Evangelium, denn sie dürfen sich nicht in Gesellschaft mit ihren Männern zeigen. Wir haben deßhalb beständig vor Männern zu predigen und wenn ein guter Eindruck auf sie gemacht ist, so geschieht es bisweilen daß das Weib ihn wieder auswischt; denn sie hat vielleicht gehört, daß die christliche Religion alle alte Ordnungen über den Haufen werfe. Wie jener Mann, der Jahre lang im Gefängniß saß, als man ihn herausführte, das Tageslicht nicht ertragen konnte und in seinen Kerker zurück verlangte, so ist des Hindu Frau an das Sclavenjoch gewöhnt und fürchtet, vor Menschen zu erscheinen.

Bei meinen Besuchen im Palaste des Rajah von Burdwan bat ich mehrere Mal um die Erlaubniß, seine Mutter sprechen zu dürfen; die nemliche Bitte wiederholte ich nach seiner Heirath, um bei seiner Frau eingeführt zu werden, aber weder mir, noch

*) Nach neuern und zuverläßigen Berechnungen beläuft sich die Einwohnerzahl von ganz Indien, die von den Engländern unabhängigen Staaten mit eingerechnet, auf 180 Millionen, also beinahe eben so viele als die Länder von Europa.

meiner Gattin wurde diese Gunst erzeigt. Es ist nicht Sitte in unserem Lande, war die wiederholte Antwort.

Und doch bemerkte ich manchmal, daß das weibliche Geschlecht nicht ohne Gefühl für das Gute ist, manche hörten aufmerksam meiner Predigt zu, und waren tief gerührt. Es ist das Christenthum, welches dem weiblichen Geschlecht die Stellung verschafft hat, welche von einem weisen und gütigen Schöpfer für sie bestimmt war. Das Weib soll die Gehülfin des Mannes seyn, während das Heidenthum sie beinahe durchgehends als den schlechteren Theil der Menschheit betrachtet, und noch immer wird in Bengalen die Geburt eines Mädchens als ein Unglück beklagt, und noch immer werden in Malwa und Radschputana viele Säuglinge durch Gift getödtet. Aber auch von diesem unübersteiglichen Berge, welchen die Nacht der Finsterniß aufgethürmt hat, gelten die Worte der Verheißung: „Alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben werden. Eine andere Schwierigkeit findet der Missionär in der Sprache des Landes. Ein ganzes Jahr, und oft mehr muß er sich hinsetzen und sich mit dem Studium derselben abgeben, bis er sie fertig lesen und etwas verständlich sprechen kann; aber ehe er mit Fertigkeit vor einer Versammlung auftreten und predigen kann, gehen immer 3 bis 4 Jahre dahin. Wer in seiner Jugend Latein erlernt hat, kann nachher mit leichter Mühe der englischen, französischen und anderer Sprachen Meister werden, weil sie von der

ersteren abgeleitet sind, oder doch im Sprachenbau Aehnlichkeit haben. Aber die orientalischen Sprachen haben einen ganz neuen Character, beides in Grammatik und Idiom, und wenn, wie es in Indien häufig ist, diese noch unentwickelt sind, wenn der Missionär keine Literatur in derselben findet, so hat er zwei schwere Aufgaben, nämlich die Bildung der Sprache und die Bekehrung des Volks vor sich. Dann ist gewöhnlich noch ein Knoten zu lösen. Die von den Braminen verfaßte Literatur im Bengalischen hat in Construction und Ausdrücken vieles von dem Sanskrit, und ist nur den Gebildeten ganz verständlich, während das unter dem Volk gesprochene Vulgar-Bengalische, für den Zweck der Missionssache noch weniger taugt. Der Missionär muß deßhalb im Predigen und Bücherschreiben eine Mittelstraße wählen. Beinahe noch schwieriger ist es, für religiöse Wahrheiten und abstrackte Begriffe die gehörigen Ausdrücke zu finden. Das Bengalische und Hindosthanische muß wie das Volk, gleichsam zum Christenthum bekehrt werden, ehe sich dieses frei in denselben bewegen kann. An Worten fehlt es zwar nicht, aber diese Worte und Phrasen bezeichnen bei dem Hindus gar oft etwas anderes, als das was wir uns darunter vorstellen. Zum Beispiel das Wort Sünde hat nach seinen theologischen Ideen einen ganz andern Begriff als bei uns; er glaubt es bedeute ein Vergehen, das seine Kaste verletzt, wenn er eine Kuh an der Kette sterben läßt, etwas Unreines anrührt oder ißt, das ihm verboten ist. Sprechen wir von der Nothwendigkeit der

innern Erneuerung des Herzens und Reinigung von Sünde, so denkt der Hindu alsbald an das Baden im Ganges, welches Alles abwascht. Gebrauchen wir die Worte Gerechtigkeit, Heiligkeit, so stellt er sich darunter das hohe Verdienst vor, welches er sich durch Wallfahrten, den Anblick der Götzen, und die Opfer, welche er denselben darbringt, erwirkt. Predigen wir von Selbstverläugnung und Scheidung von der Welt und ihren Sünden, so wünscht er sich den Zustand des Fakirs, der Haus und Hof verlassen hat, und durch langwierige Ertödtung des Fleisches sich den Göttern gleich gemacht hat. Sagen wir, der Mensch werde durch den Glauben mit Gott vereinigt, so erinnert ihn das an die pantheistische Idee, daß der Mensch zur Erlangung der höchsten Seligkeit sich ungestört der stillen Betrachtung Schiwas oder Wischnus hingeben muß, und sprechen wir über die Freuden des Himmels, so bringt es den Gedanken an die grobsinnlichen Vergnügungen in ihr Gemüth, in welchen ihre Götter sich belustigen. Ja sogar der Gedanke an Gott, weist sie auf die ungeheure Zahl von Götzen hin, welche in ihrem Pantheon figuriren, oder an Brahm, der im Zustande der Schlafsucht mit den Angelegenheiten der Menschen nichts zu thun hat.

Tragen wir die Lehre von der Wiedergeburt vor, so sagen die Hindus, o das ist uns nichts Neues, wir wissen aus unsern Schasters, daß wir wiedergeboren werden müssen, es ist unser Schicksal so. Was verstehen die Leute unter dieser Lehre? Nichts an-

ders, als daß die Seele nach dem Tode in einen andern Körper fahren und in einer neuen Gestalt auf Erden erscheinen muß. Die Seelenwanderung wird mit dem Wort (**Punarzonomo**) Wiedergeburt bezeichnet.

Sagt der Missionär, ich meine etwas ganz anderes, nämlich die zweite innere Geburt von Oben, so fällt jener auf einen zweiten Irrthum; denn die zweite Geburt heißt der Hindu die Einweihnng eines jungen Braminen, da ihm unter großen Feierlichkeiten die Gaytri oder der heiligste Vers der Vedas ins Ohr gesagt und die Braminen-Schnur um den Hals gehängt wird, und oft benennt man deßhalb den Braminen mit dem Ehrentitel zweimal geboren (**dwizonomo**). So kam es, daß, als einer meiner Mitarbeiter die Worte Jesu las: „der Mensch muß von Neuem geboren werden," ein Sudra lachend ausrief: „das ist schön, ich wünsche, es wäre so, und ich könnt eine Bramine werden."

Der christliche Leser kann daraus abnehmen, wie nöthig eine vollkommene Sprachkenntniß für den Missionär ist, so wie auch eine völlige Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen der Hindus, ohne diese ist sein Predigen unnütz; die Leute können ihn nicht verstehen, oder was noch schlimmer ist, sie mißverstehen seinen Vortrag und nehmen davon Anlaß zum Spotten. Alle theologische und religiöse Ausdrücke müssen einfach und pünktlich erklärt werden, so daß der Hindu sie von seinen vorgefaßten Begriffen zu unterscheiden weiß.

Ein weiteres Hinderniß, das unserer Arbeit im Wege steht, ist die geringe Anzahl von Missionären. Manche Leute stellen sich vor, Indien sey mit Arbeitern besetzt, und in allen Provinzen des großen Reichs werde das Evangelium gepredigt. O Freunde das ist nicht der Fall. Zwar sind in vielen großen Städten Missionsstationen angelegt; und kleine Gemeinden von Glaubigen gesammelt worden. Aber leider kann man nach der gegenwärtigen Anzahl der Arbeiter nicht mehr als etwa einen Missionär auf anderthalb Millionen Götzendiener zählen. Die Stationen sind gewöhnlich mehrere Tagreisen von einander entfernt; z. B. Burdwan ist von Calcutta 30 Stunden und von Kischnagore 24 Stunden weit entfernt, und nur ein oder zweimal des Jahrs können die nächsten Nachbarn einander besuchen, und sich gegenseitig zum Werk des Herrn ermuntern. Lieber Leser, setze einmal den Fall, es wären in der Schweiz zwei und in Würtemberg ein Prediger des Evangeliums, ist es nicht sonnenklar, daß diese die geistlichen Bedürfnisse des Volkes nicht befriedigen könnten, — denn auch in beträchtlichen Ortschaften könnten sie ja nur alle zwei oder drei Jahre einmal das Evangelium predigen — und wenn es wahrscheinlich ist, daß bei einem solchen Stand der Dinge das Volk moralisch und religiös verderben, ja in ein neues Heidenthum zurücksinken würde, so läßt sich aus dieser Vergleichung abnehmen, wie es einem Missionär unter anderthalb Millionen Heiden zu Muthe seyn muß. Wie soll er die Macht des Götzenthums durchbrechen;

wenn er auch den Eifer eines Paulus, die Liebe eines Johannes und die Körperkraft des Riesen Goliath hätte, wird die Macht der Finsterniß, welche im grauenvollen Heidenthum überall wie die Schweizer-Alpen aufgethürmt, vor ihm sich erhebt, ihn seine Schwachheit, sein Nichts fühlen lassen. Das Gerassel des Götzenkarrens, die Musik und das wilde Geschrei der tobenden Menge übertäubt seine schwache Stimme. Es ist seit 20 Jahren im Distrikt von Burdwan, der gegen 1½ Millionen Hindus enthält, viel gepredigt, viel durch Schulen und Verbreitung der heil. Schrift gethan worden, aber ich kann versichern, daß wahrscheinlich drei Viertheile derselben noch nie etwas vom Wort des Lebens gehört haben, oder was tausende vom Christenthum wissen, ist ihnen durch Hörensagen auf eine entstellte Weise vor die Ohren gekommen. Unter einem solchen Chaos von Heidenthum, in einem solchen Völker-Meere, befindet sich der Missionär wie ein einsames Schifflein auf dem stürmischen Ocean. Furcht und Grauen würde sein Herz erfüllen, wenn er sich nicht an Gott und seine Verheißungen halten könnte.

Wie ich bei den Götzenfesten diese Menschenmassen überschaute, erinnerte ich mich an die Frage, welche der Herr an den Propheten Ezechiel that: „Du Menschenkind, wie können diese Todtengebeine leben?" In der That, alle unsere Bemühungen in Schulen und durch Predigen kamen mir oft gerade so vor, als wenn einer ein Glas kaltes Wasser in den Krater eines feuerspeienden Berges hineingießt.

Aber in den Augen Gottes ist es doch ganz anders. Das ungesunde Clima ist für den Missionär ein anderes bedeutendes Hinderniß in seiner Arbeit. Wenn ich des Abends vom Schweiße triefend vom Predigen heimkam, da sehnte ich mich oft nach ein wenig frischer Heimathsluft. Beides, der Leib und Geist, leiden unter diesem Einfluß; das Nervensystem wird abgespannt und reizbar, und unter den Beschwerden, Sorgen und Mühseligkeiten von mancherlei Art, wird sein ganzes Wesen niedergedrückt und erschüttert. Man kann nach 8 Uhr des Morgens nicht ohne Schaden im Freien herumgehen. Ein wackerer Missionär, Adam in Calcutta, versuchte es mehrere Wochen, und als er dachte er habe sich nun bald acclimatisirt, wurde er schnell von einer Hirn-Entzündung weggerafft. In der Regenzeit ist die dämpfige Schwüle noch drückender; hier in der He math ist das Arbeiten in gesunder Luft eine Lust, dort in Indien ist jede Anstrengung eine Last, und macht nicht nur müde, sondern entkräftet. Aber es ist noch ein Einfluß da, der schwerer drückt als das ungesunde Clima; er kommt von der Macht der Finsterniß her. Gleichwie in der nassen Zeit, da im fruchtbaren Bengalen die Pflanzenwelt in Fäulniß übergeht, die physische Luft verpestet wird, und jeder Athemzug die Lunge beschwert, so fühlt der Missionär auf jedem Schritt, daß die moralische Luft mit bösen Dünsten angefüllt ist, daß er in einem Lande ist, wo der Satan seinen Thron aufgeschlagen hat. Ueberall tritt ihm in den Götzendienern diese Macht feindselig entgegen. Es ist

ein eigenes Gefühl, von dem man sich in der christlichen Heimath keine rechte Vorstellung machen kann, eben weil es dem dunklen Heidenthum angehört.

So kommt es, daß der Prediger nicht selten in den ersten Jahren krank wird, und entweder stirbt oder mit seinem Leben in der Hand davon eilen muß, und da hat er zu seinem Leidwesen oft zu sehen, wie der Feind das, was er Jahre lang mit viel Arbeit und Gebet aufzubauen sich bemüht hat, wieder niederreißt, weil kein Bruder da ist, der, das was er angefangen hat, fortführen könnte. Urtheilt selber darüber, sagte einer meiner Mitarbeiter bei dem Jahresfeste der Missions-Gesellschaft in London, wie es dem Missionär ums Herz seyn muß, wenn er genöthigt ist eine Schule oder Station aufzugeben, und die Heiden sich spottend darüber auslassen. Da sagen sie bei solchen Gelegenheiten: „Es ist doch gut, daß wir diesem Mann nicht Gehör gegeben haben; hätten wir ihm gefolgt, so würde er uns jetzt im Stiche lassen, gerade nachdem wir unsere Kaste zerbrochen und den Umgang mit unsern Landsleuten aufgegeben hatten. Das ist die Sprache der Heiden, wenn Missions-Unternehmungen fehl schlagen; ich habe sie mit meinen Ohren gehört."

Viele Leute sagen, es sey eine leichte Sache als Missionär nach Indien zu gehen, da ja hunderte von Engländern im Civil- und Militärdienst das nämliche thun. Das ist wahr; aber sie bekümmern sich größtentheils nicht um den Schaden Josephs. Der Weltmensch findet auch in Indien Nahrung für seine

Sinnlichkeit, und gerade das böse Beispiel vieler Europäer, und besonders englischer Truppen, ist ein beträchtliches Hinderniß für die Missionssache. Man ist jetzt in Bengalen allgemein darin einverstanden, daß Stationen, auf denen englische Truppen in Garnison sind, sich für die Missions-Arbeit am wenigsten eignen.

Vor 40 Jahren hatte man ein Sprichwort in Bengalen, daß die Engländer auf der Reise nach Indien ihre Religion auf dem Cap der guten Hoffnung zurücklassen. Gottlob, auch in dieser Hinsicht haben sich die Zeiten geändert. Es gibt jetzt viele, die ihre Religion mitbringen, oder wenn sie keine haben, dort eine bekommen. — Wie verkehrt und sittenlos indessen die Hindus sind, so wissen sie doch den moralischen Charakter der Engländer genau zu prüfen; und denken wohl nicht mit Unrecht, jeder der ein Christ heiße, solle ein guter Mann seyn.

Da dieß nun nicht immer der Fall ist, so legen sie die Immoralität der Europäer, der Religion zur Last. Oft riefen sie mir beim Predigen zu, Ihr Engländer seyd kein Haar besser, als wir; weißt du nicht, daß Dieser und Jener in solchen und andern Sünden lebt? Wenn eure Religion so vortrefflich ist, warum sind viele von euch so böse. Antwortete ich, „gerade darum, weil sie sich nichts darum bekümmern," so erwiederten sie, „gehe denn und bekehre zuerst deine Landsleute."

Hier mein lieber Leser, ist ein Heer von Schwierigkeiten, die dem Missionär auf jedem Schritt und Tritt sich entgegenstellen. Da steht er allein mit der

einzigen Waffe, dem Wort Gottes in der Hand, um den starken Gewapneten anzugreifen und zu überwinden. Wunderst du dich noch immer, daß in Indien so wenig geschehen ist, — oder sollte die Thatsache nicht als ein Wunder Gottes vor unsern Augen dastehen, daß wenigstens 12, vielleicht 14,000 bekehrte Hindus in Bengalen und den nordwestlichen Provinzen zu finden sind, und daß wenigstens 80,000 derselben, in den protestantischen Missionen in Indien angetroffen werden. Der junge Hirtenknabe David, erlegte den Riesen Goliath mit der Schleuder und dem Stein; weil er auf den lebendigen Gott vertraute, deßwegen schoß der Stein mit einer Kraft, die dem Philister die Stirne spaltete; eine solche Kraft hat das Wort Gottes: Ist nicht mein Wort wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer der Felsen zerschmettert. Und dieses Wort des lebendigen Gottes, ist unser Trost und unsere Zuversicht. Unter seinem kräftigen Schlag, ist schon mancher Starke in den Staub gesunken, und hat sich vor dem Kreuze des Erlösers gebeugt.

So dunkel und traurig einerseits das Bild ist, welches ich hier entworfen habe, halte ich es doch viel besser, daß man die Missionssache ihrer wahren Lage nach kenne, als wenn man hier in der Heimath Ansichten davon hat, die nur in der Vorstellung, aber keineswegs im Leben begründet sind. Ich habe mich durch die Schwierigkeiten nicht entmuthigen lassen, nein lieber Missionsfreund, sie sollen uns im Gegentheil zu neuem Eifer und Wirken in vereinter Kraft

anreizen. Wissen wir ja doch, daß der mit uns ist, größer ist, als der in der Welt ist.

Hier lassen sich die schönen Worte des Glaubenshelden Luthers, der zur Zeit der Reformation auch ein Missionär war, gar füglich anwenden:

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst auserkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißet Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen!
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nichts,
Das macht, er ist gericht't;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Ehe ich zum Schlusse eile, fühle ich mich gedrungen, eine kurze Schilderung von dem Charakter der bekehrten Hindus beizufügen. Das Evangelium hat seinen Sieg über Leute von allerlei Classen und Kasten davon getragen. Doch finden im

Allgemeinen die Worte des Apostels auch in Indien, wie unter den Christen-Gemeinden des ersten Zeitalters ihre Anwendung: Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Gewaltige, nicht viele Edle sind berufen.

Bei weitem die Mehrzahl der Getauften besteht aus der arbeitenden Classe, den Dorfbewohnern, deren Gewerbe der Ackerbau, oder die Viehzucht ist. Man ist in Deutschland geneigt, sich diese neubekehrten Leute entschiedener und eifriger vorzustellen, als sie es gewöhnlich sind. Mit wenigen Ausnahmen stehen sie beides in Erkenntniß und dem praktischen Christenthum, auf einer niedrigen Stufe. Wie läßt es sich anders erwarten von Leuten, welche erst kürzlich aus dem finstern Heidenthum hervorgezogen worden sind.

Der Missionsfreund ist geneigt zu denken, wenn der Götzendienst so augenscheinlich alles gute an dem Menschen verwüstet, so wird der Hindu um so leichter den großen Gegensatz davon, in der reinen Lehre des Evangeliums erblicken, und sich von der Wahrheit desselben überzeugen lassen. Aber die Erfahrung bezeugt das Gegentheil. Die Kinder der Finsterniß hassen das Licht, weil ihre Werke böse sind. Auf die niederste Stufe von Blindheit und Bosheit heruntergesunken, ist sein Herz den Strahlen der Wahrheit oft ganz verschlossen. Das Heidenthum gleicht in dieser Hinsicht den Eisgefilden des Nordens; die Frühlingssonne scheint auf die gefrornen Massen hin, ohne sie zu schmelzen.

Allerdings hat der Mensch eine böse Natur, er

mag in der Kindheit getauft, oder als ein Heide aufgewachsen seyn. Aber eine Erkenntniß christlicher Wahrheit, sie mag auch noch so gering seyn, legt doch in dem verdorbensten Menschen einen moralischen Grund, den der Götzendiener nicht besitzt; er muß ihm durch Unterricht erst eingepflanzt werden.

Daher kommt es, daß Leute die sich um die Taufe melden, weder die schreckliche Natur des Götzenthums, noch die Schönheit göttlicher Wahrheit so tief fühlen, wie man es erwarten sollte. Auch viele der Getauften haben bei einem redlichen Sinn, doch nicht die klare Ansicht von Recht und Unrecht, nicht das moralische Gefühl, wie wir es wünschen möchten. Bei der ersten Erweckung erhalten sie zwar ein Bewußtseyn ihrer Sündhaftigkeit, das Gewissen klagt sie an, es regt sich ein Verlangen nach etwas Besserem; aber Alles ist doch unbestimmt und dunkel. Wie läßt es sich anders erwarten?

Die herrlichen Wahrheiten des Christenthums sind ihnen, ob sie auch Anklang im Herzen finden, doch etwas Neues und Unerhörtes, wie ist es möglich, daß solche Menschen, auf einmal Muster von christlicher Reinheit und Rechtschaffenheit werden können, sobald ihnen das Gewissen aufwacht und sie mit den ersten Grundzügen des Evangeliums bekannt werden.

Zwar gibt es einzelne Beispiele von Bekehrungen auch in der Missions-Geschichte Indien's von Menschen, die mit der Aenderung des Herzens auf einmal eine gänzliche Umwandlung ihres moralischen Charakters errangen; aber solche erfreuliche Beispiele

von der Beweisung göttlicher Kraft und männlicher Entschlossenheit, sind ja auch in christlichen Ländern eine Seltenheit, und noch seltener in einem Lande, wo das Gift eines befleckenden Götzenthums Jahrhunderte lang das Herzblut der Menschheit durchdrungen hat.

Unsere Missions-Stationen sind in dieser Hinsicht Krankenhäusern zu vergleichen, in denen die Arzneien umsonst vertheilt werden. Unsere Täuflinge und Getaufte gehören nicht zu den Gesunden, sondern befinden sich unter der ärztlichen Pflege, die einer treuen und vorsichtigen Behandlung bedürfen. Wir müssen unter diesen Umständen unsere Erwartungen und Forderungen, bei denen, welche die Taufe verlangen, nicht zu hoch stellen; und wenn sie die drei folgenden Fragen genügend beantworteten, war ich bereit sie anzunehmen.

1) Glaubst du von Herzen an Jesum als den Heiland und Erlöser der Welt?
2) Bist du entschlossen dem Götzendienste und dem damit verbundenen Kastenwesen zu entsagen?
3) Willst du wie bisher in deinem Berufe dich redlich ernähren, oder sonst auf eine treue und fleißige Weise dir dein Auskommen verschaffen?

Wenn sie diese Frage aufrichtig beantworten, darf der Missionär versichert seyn, daß es ihnen darum zu thun ist, der Segnungen des Christenthums theilhaftig zu werden. Ein Hauptbeweis, daß sie das Band der Kaste zerbrochen haben, ist, wenn sie furchtlos mit den Getauften zum Essen hinsitzen, und be-

sonders zu solchen, die früher einer niedrigern Kaste angehörten. Da dieses in den Augen ihrer Landsleute eine große Beschimpfung ist, und deßhalb einen Demuthssinn und Entschlossenheit erfordert. Hunderte von den arbeitenden Classen sind zu mir gekommen und haben die Taufe verlangt und hier können wir nicht vorsichtig genug sein, denn häufig haben die armen Leute die Hoffnung, daß sie mit der Annahme des Christenthums ihre bedürftigen Umstände verbessern werden. Solche Tauf-Candidaten werden natürlich immer zurückgewiesen, sobald die wahre Ursache ihres Ansuchens zum Vorschein kommt.

Die Frage: wie wird es uns gehen, wenn wir Christen werden, ist auch bei Leuten von redlicher Gesinnung gar schwierig zu beantworten. Ihre Bekehrung schließt sie vom Umgange mit Freunden und Nachbarn aus. Kommt es nicht zu einer öffentlichen Verfolgung, so wird ihnen jedenfalls durch allerlei Neckereien das Leben sauer gemacht; — und nimmt sich der Missionär ihrer nicht an, so sind sie in Gefahr, gleichsam nothgedrungen in das alte heidnische Wesen zurückzufallen. Wenn aber einmal in einem Dorfe eine beträchtliche Anzahl von Familien sich zum Christenthum bekennt, wie es im District Kischnagore der Fall ist, so verschwinden auch diese Schwierigkeiten allmählig, sie bilden eine Gesellschaft unter sich, helfen einander fort und können sich von den Heiden unabhängig fortbringen.

Schon der ausgesprochene Entschluß, sich taufen zu lassen und der Besuch beim Missionär, erfordert

ein großes Opfer, alsbald hört man die heidnischen Nachbarn sagen, der will ein Christ werden! Haß und Verachtung ist sein Loos; und läßt man es mit der Taufe mehrere Monate anstehen, so wird der arme Mann gar oft eingeschüchtert und tritt wieder zurück. Freilich gibt es wieder rühmliche Ausnahmen. So wurde ein Knabe in Calcutta, von seinem Vater eingesperrt und als er hörte, daß dieser damit umging ihn zu vergiften, rief der jugendliche Held aus: „Vater ich bin ebenso entschlossen, als du! du kannst meinen Leib tödten, aber nicht meine Seele. Aber das sage ich dir jetzt, sobald ich frei bin, wird mich Nichts von der Taufe zurückhalten."

Im ganzen sind die getauften Hindus Kinder an Verstand und Erfahrung; und als Kinder müssen sie behandelt und herangebildet werden. Wir haben in der Seelenführung ein großes Maaß von Geduld und Glauben nöthig. Daß sich unter der Pflege der Missionäre der moralische und geistliche Zustand dieser gesammelten Gemeinden mit jedem Jahre bessert, kann ich aus eigener Erfahrung versichern.

Aber ein neues Geschlecht muß heranwachsen und wahrscheinlich ein drittes, bis unter ihnen alle Spuren des finstern Heidenthums völlig ausgewischt sind, und bis das Volk die moralische Kraft entwickelt, welche es in den Stand setzen wird, ohne die Hülfe europäischer Missionäre, in selbstständigen Gemeinden zu bestehen und das Licht göttlicher Wahrheit durch Wort und Wandel um sich her zu verbreiten. Floßen ja doch in Deutschland Jahrhunderte dahin, nachdem

es dem Namen und Bekenntniß nach ein christliches Land geworden war, ehe die Spuren des alten Heidenthums gänzlich vertilgt waren.

In Manchem meiner Missionsfreunde wird beim lesen dieses Abschnitts, der Gedanke aufgestiegen seyn: in Indien sieht es im ganzen, doch noch traurig aus. Allerdings meine Freunde, und ich hoffe, es wird Jeden zu herzlicher Theilnahme erwecken. Ich habe die Schwierigkeiten geschildert, gerade wie sie vor uns liegen. Jedes Gemälde hat eine Licht- und Schattenseite und die Missionssache hat auch ihre liebliche Seite, die uns Muth macht und zum Lob und Dank stimmen soll. Davon wird in dem nächsten Kapitel ein Wort gesagt werden. Das Volk der Hindus ist tief gesunken, aber es hat angefangen sein Haupt zu erheben; die Mehrzahl haßt das Wort Gottes und doch verlangen Viele darnach. Vor einigen Jahren starb ein Bramine, der früher Lehrer in unserer Schule bei Burdwan war. In der Stunde des Todes betete er zu Jesu, er möchte ihn in Gnaden annehmen, er habe ja viele Knaben im Worte Gottes unterrichtet; — es war mir dieser Sterbeseufzer des verscheidenden Braminen ein ermunternder Beweis, von dem, was die Stimme der Wahrheit in der tiefen Verborgenheit des Herzens wirkt, wenn wir auch äußerlich keine Veränderung erblicken dürfen.

Die Götzenfeste dauern zwar noch fort, aber ihr Glanz ist halb verschwunden, und sie werden nicht mehr wie früher von den Massen Volks besucht. Der Braminenbetrug wird von Tausenden eingesehen und

sie kommen allmählig in Verachtung. Europäische Wissenschaft blüht auf und der Aberglaube nimmt ab. Das weibliche Geschlecht ist noch immer unwissend und unter dem Druck des Sclavenjoches. Aber der Tag seiner Erlösung wird auch bald schlagen, die Frau wird mit ihrem an Jesum glaubigen Manne Genossin der Verheißung des Lebens werden. Die Macht der Finsterniß ist zwar noch groß, und wenn man die Karte von Indien in die Hand nimmt und nach der Einwohnerzahl Berechnungen anstellt, so sind die Missionsstationen mit den gesammelten kleinen Gemeinden von bekehrten Hinduchristen, wie einige kleine zerstreute Sternlein in einer finstern Nacht. Aber es ist ein göttliches Licht darin; der, welcher gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt," hat sie angezündet und sie haben die Eigenschaft der Ausdehnbarkeit; sie werfen ihre Stahlen in immer weiterem Kreise hinaus und die Finsterniß muß weichen. Allerdings wird die Missionssache noch manchen harten Kampf bestehen müssen und unser Loos scheint gewiß vielen kein beneidenswerthes zu seyn. Aber lieber Missionsfreund, der Herr der Heerschaaren ist mit uns, blicke hinauf zum Himmel, dort ist unsere Heimath, Gott hat sie auch für unsere armen Hindubrüder, unsere zertretene Hinduschwester bestimmt. Betrachten wir die Missionssache von diesem hohen Standpunkte aus, der ja doch der einzig richtige sein muß, weil unser anbetungswürdiger Erlöser sie dort hingestellt hat, so darf ich es muthig wagen, im Namen meiner Mit-

arbeiter, die auf dem heißen Felde stehen, die Freunde in der Heimath und ihre christliche Sympathie anzusprechen. Wollt ihr nicht auch uns so ein ermunterndes Wort zurufen, wie mir kürzlich ein Mann von edlem Geist eines, der Lehrer in der Taubstummen-Anstalt zu Richen bei Basel, zurief, ein Wort, das mir lieblich an das Herz klang, weil es gar gut für unsern Beruf sich eignet: „Nun Glück auf denn eurem Werke, die ihr als wackere Bergleute hinabsteigt in den dunklen Schacht eines geheimnißvollen Seelenlebens, in dessen Tiefen euch erst nur ein schauerliches Dunkel umfängt, wo ihr keinen andern Klang vernehmt, als das dumpfe Rauschen der Gewässer, wo ihr euch hindurch arbeiten müßt, durch die verworrenen Gänge dunkler und trüber Vorstellungen, wo der Qualm und Dunst sündlicher Neigungen und Begierden aus dem unheimlichen Abgrund euch entgegenschlägt, wo die bösen Geister, die auch hier unten haußen, euch und euer Werk zu verschütten drohen, habt Muth und Vertrauen zu Gott, der euch nicht verläßt. Werdet nicht müde, anzuklopfen mit dem Hammer des Wortes Gottes an dem Gesteine, folget der Leuchte dieses Wortes durch die dunklen Gänge und ihr werdet mit des Herrn Hülfe ein edles Metall zu Tage fördern, das, wenn es erst von den Schlacken gereinigt ist, zu Gefäßen seiner Ehre bereitet werden kann."

So viel ist mir nach dem bisherigen Erfolg der Missionsarbeit in Indien klar und ausgemacht, daß wenn eine größere moralisch geistige Kraft in jenem

höchst interessanten Felde entwickelt würde, der Erfolg in demselben Verhältnisse auch größer wäre. Die Arbeiten der verschiedenen Missionsgesellschaften sind in dieser Hinsicht der Expedition zu vergleichen, welche vor vier Jahren nach China gesandt wurde. Sie bestand aus 5000 Mann Landtruppen und fünfzehn Kriegsschiffen; mit dieser Handvoll Leute hoffte die englische Regierung die Chinesen zu demüthigen. Allerdings wurde eine große Zahl chinesischer Tschunken genommen, auch einzelne Städte erobert, es gab Scharmüzel und Gefechte und wo sich eine chinesische Armee blicken ließ, da wurde sie wie Spreu vor dem Wind zerstreut. Aber all dieses Fechten, Manövriren und Städte-Erobern führte eben zu keinem genügenden Resultate. Endlich im dritten Jahre gingen den englischen Ministern die Augen auf; eine Armee von 14,000 Mann wurde nach China gesandt, mit einer Kriegsflotte, die sich sammt Dampfschiffen und Transporten auf 200 Schiffe belief; sie segelten den großen Fluß Yangtse-kiang hinauf, besetzten den großen Kaiserkanal und waren eben im Begriffe, Nanking, die zweite Hauptstadt des Reiches zu stürmen, als ein Abgesandter vom Kaiser in großer Eile im englichen Lager ankam und demüthig um Frieden bat.

Gerade so geht es mit der Missionssache in Indien. Der Hinduismus wankt und die Braminen zittern vor der kleinen Streiterkraft, die gegen sie zu Felde gezogen ist. Aber die Vortheile, welche wir bisher errungen haben, konnten wegen Mangel an Arbeitern nicht gehörig benützt werden. Man hat

uns vom Hauptquartier der christlichen Kirche her nicht kräftig genug unterstützt. Die Worte unsers Herrn sind in Bengalen wörtlich wahr: Die Erndte ist so groß, aber der Schnitter sind wenige. 28 Missionäre für Bengalen, für 35 Millionen Einwohner; einer oder zwei Missionäre für Burdwan! Wie können zwei Männer, wenn sie auch Riesen an Körper und Geisteskräften die fünfzehnhundert tausende Götzendiener jenes Districts mit dem Evangelium bedienen.

O daß der Geist der Wahrheit und Liebe unsere Christenheit durchdringen möchte, ihrem hohen Berufe würdig zu wandeln und Hand ans Werk zu legen, um die Segnungen des Wortes Gottes unsern unglücklichen Hindubrüdern, unsern Miterlösten zuzuwenden!

Man erzählt von Friedrich dem Großen, er habe im siebenjährigen Krieg in einer Stadt in Sachsen eine Kirche besucht und da zeigte man ihm die zwölf Apostel aus massivem Silber verfertigt. Er redete sie folgendermaßen an: Ihr träge Leute, hat euer Meister euch nicht befohlen, in alle Welt hinauszugehen und hier stehet ihr den ganzen Tag müßig. — Gehet und erfüllet eure Bestimmung und so ließ er sie wegnehmen und in die Münze schicken, wo sie zu Thalern geprägt wurden. — Sind nicht auch solche unter uns, die ihre silbernen und goldenen Götzen Jahre lang im Schrank und Koffer verschlossen haben. O gebt sie heraus, der Herr bedarf ihrer, sie könnten in Bibeln, Katechisten, Schulen und Missionäre

verwandelt werden. Wie leicht könnte unser liebes, christliches, reich gesegnetes deutsches Vaterland in einem Jahr 50 Boten des Evangeliums hinaussenden und mit seinen Liebesgaben unterhalten. — Es wäre kein Verlust, nein reiner Gewinn in jeder Hinsicht. Der Segen davon würde auf unsere Gemeinden und Familien zurückfließen. Die göttlichen Verheißungen über das Kommen des Reiches Gottes eilen ihrer Erfüllung entgegen. Wohl uns, wenn wir zur Ausführung des göttlichen Rathschlusses uns gebrauchen lassen. Der, welcher mit Gerechtigkeit richtet, wird an jenem Tag seinen treuen Bekennern zurufen: Was ihr gethan habt einem dieser geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan.

Siebentes Kapitel.

Der Erfolg der Missions-Arbeiten in Indien und die Aussichten.

Der Erfolg der Missions-Arbeit von indirekter und direkter Art. — Götzendienst ist noch immer die Religion in Indien, aber die Volksansichten sind in einer Umwandlung begriffen. — Die Götzentempel stürzen. — Der Bramine am Ganges. — Die Schulen fur Hindu-Unterricht verlassen. — Die Vorurtheile gegen das Christenthum im Abnehmen. — Der allmälige Einfluß auf die Einsicht der Hindus. — Steigendes Verlangen nach Kenntnissen. — Glaube der Hindus an den Sieg des Christenthums. — Wachsende Anzahl frommer Europäer in Indien; ihr wohlthätiger Einfluß. — Die Versammlungen von Hinduchristen. — Missionsniederlassungen in Burdwan. — Bekehrungen in Kischnagore. — Die Kurta Bojahs. — Christenthum im südlichen Indien. — Deutsche Missionäre. — Missionen in Calcutta. — Andere günstige Zeichen. — Betrachtungen.

Denn gleich wie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen und Brod zu essen: also soll das Wort, so aus meinem Munde geht auch sein. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen; sondern thun das mir gefällt und soll ihm gelingen, dazu ich es sandte.
Jesaias 55, 10. 11.

In dem letzten Capitel habe ich den Character und den Gang der Missionssache in Indien darzustellen versucht. Jetzt ist noch die Frage zur Beantwortung übrig: Was ist bisher der Erfolg und die Frucht aller dieser Bemühungen gewesen? Sie muß auf zweierlei Weise beantwortet werden. Es gibt einen direkten und einen indirekten Erfolg. Wenn ein Oeconom ein großes Landgut nach seinem wahren Werth schätzen will, so nimmt er nicht allein die Fel-

der in Betracht, auf denen das Korn bereits reif ist, er macht sich mit dem ganzen Stück bekannt. Geht an einigen Orten der Saame schön auf, oder findet er anderwärts, daß die Steine weggeräumt, die Aecker wohl gebaut und gedüngt sind, und von dem ganzen Gute wenig brach liegt, so berechnet er den Werth desselben nach dem Zustand des Ganzen, und jetzt weiß er wo er daran ist. — Wenn der Fremdling an den Ufern des Ganges landete, die Provinz von Bengalen der Länge und Breite nach durchwanderte, und so nur oberflächlich mit den Hindus sich bekannt machte, so würde er wohl mit dem Eindruck zurückkommen: unter diesen Leuten hat das Christenthum noch wenig oder keinen Eingang. Wer weiß ob die Missionäre die Wahrheit schreiben. So kamen manche Engländer die Jahre lang in Indien waren, in ihre Heimath zurück und sagten, sie hätten keinen bekehrten Hindu gesehen. So sagte ein Offizier in einer Gesellschaft in England als man von der Mission in Benares sprach, er sey zwei Jahre in jener Stadt in Garnison gewesen, und könne versichern, es sey weder Missionär noch Missions-Schule daselbst zu finden. Kein Wunder, denn er nahm sich nie die Mühe, die Misssons-Station daselbst zu besuchen, und bekümmerte sich überhaupt nichts um solche Sachen.

Es ist wahr, der Götzendienst ist noch immer die Religion des Landes, und der Fürst der Finsterniß hat seinen Thron nicht verloren. Das Sclavenjoch unter welches der Bramine das Volk gebeugt hat, liegt noch hart auf seinem Nacken; die Pantheisten verhöhnen

noch stets den liebenden Gott und Vater der Menschen, indem die Schuld von allem Bösen auf ihn geworfen wird. Tausende werden noch stets an den Ufern des Ganges hingeworfen und damit ermordet, zehntausenden wird durch diesen schändlichen Gebrauch die Todesstunde verbittert, und ihre Qual vermehrt. Lüge, Meineid, Vergiftung und Raub, grausame Unterdrückung und andere Verbrechen sind noch an der Tagesordnung, häufen die Schuld der Nation und schreien um Rache zum Himmel.

Die Arbeit in den Schulen, durch Predigen und Verbreitung der heil. Schrift, erscheint, wenn man das Ganze oberflächlich betrachtet, beinahe ebenso hoffnungslos, als wenn einige unserer Weingärtner den Hohenstaufen mit Haue und Schaufeln abgraben und dem Thale gleich machen wollten.

Und dennoch taugt aus diesem furchtbaren Gewirre von Sünde und Irrthum allmählig etwas Besseres empor. Die wilde Fluth des Götzenthums hat das Land verwüstet, aber hie und da kommt das trockene Land zum Vorschein, das anfängt zu grünen, die Taube mit dem Oelblatt im Munde ist erschienen und die Wasser verlaufen sich; die schweren Regenwolken ziehen fort und der Bogen, das Zeichen des Bundes Gottes, ist auch über Indien aufgegangen. Wer etwas näher mit dem Charakter des Volks bekannt ist, und Vergleichungen anstellen kann zwischen der Vergangenheit und Gegenwart, wird finden, daß eine große und erfreuliche Veränderung mit demselben vorgegangen ist. Indien, als ein Heidenland,

ist nicht mehr was es vor 13 Jahren war, als ich zuerst das Ufer des Ganges betrat.

Der Erfolg ist allerdings nicht überall derselbe, und jeder Missionär berechnet ihn nach den mehr oder minder erfreulichen Erfahrungen, die er auf seinem Arbeitsfelde gemacht hat. Aber so viel ist im Ganzen gewiß, wo das Feld eine Reihe von Jahren mit Fleiß und Treue bearbeitet wurde, da ist die Frucht nie ausgeblieben. Dürfen wir auch die volle Erndte nicht erleben, so ist doch der große Brachacker gepflügt, hier der Saame bereits gesäet, dort wird er täglich in größerer Menge ausgestreut. An vielen Orten geht er schon auf und an andern sind die Erstlinge der Erndte bereits eingesammelt.

Eine große moralische Umwälzung hat begonnen; ein mächtiger Impuls ist gegeben, wie ein Stein, der von einem Berge herunterrollt, jede Secunde an Schnelligkeit zunimmt, so greift diese Bewegung immer weiter und schneller um sich, und führt allmählig einer Crise entgegen, die mit nichts anderem enden wird, als dem völligen Umsturz des Braminismus.

Zu den hoffnungsvollen Erscheinungen der Zeit gehören folgende: Der Götzendienst ist im Abnehmen, dieß wird allgemein anerkannt, die Götzenfeste werden jetzt nicht mehr so zahlreich besucht als früher; auch verschwenden manche Reiche nicht mehr die ungeheuren Summen Geldes auf die Götzen und ihre Ausstattung. Es gehen den Leuten die Augen auf, sie fangen an zu sehen, daß, was nur durch das Alterthum geheiligt, und von den Vorfahren ihnen zur Anbetung und als Mittel zur Seligkeit

hinterlassen worden ist, gar nicht die Probe hält, wenn es nach den Regeln der Vernunft beurtheilt wird. Wenige neue Götzentempel werden gebaut, während man an vielen Orten die alten, baufällig gewordenen, einstürzen läßt. In der Nachbarschaft von Burdwan, in dem Dorfe Peora, war noch vor 6 Jahren ein großer Juggernauths-Karren. Oft empörte sich mein Inneres beim Anblick der schändlichen Holzfiguren. Die Braminen wollten die Reparatur nicht übernehmen, der Karren brach zusammen und ist nicht wieder aufgebaut worden. Als ich nach demselben fragte, sagten mir einige Dorf-Einwohner lächelnd, der Thakur oder Götze, hat seinen Abschied genommen, es gefiel ihm nicht mehr in dieser Nachbarschaft. Er wird wohl nicht wieder kommen, denn es kam heraus, daß die Leute sich sträubten, das Geld zum Wiederaufbau des Götzenkarrens zusammen zu schießen. Ein klarer Beweis, daß der Einfluß der Braminen einen mächtigen Stoß erlitten hat.

Im Jahr 1833 war ein Erdbeben in Indien, die Erinnerung ist noch lebhaft in meinem Gemüthe, wie ich des Nachts im Schrecken aus meinem Bett aufsprang, und als ich die Hausthüre erreichte, die Bäume in tanzender Bewegung sah und die Thüren von selbst auf und zugingen. Den Tag nach dem Erdbeben ging Missionär Leupolt in Benares nach dem Ganges hinaus, und sah eine große steinerne Treppe, die zum Fluß hinabführte, sammt dem Tempel, der oben stand, theilweise zerrissen und zusammengesunken. Wie er so hinschaute, kam ein Bramine

hinter ihm her, und sagte, ich weiß was Sie denken. Er entgegnete, Sie werden es wohl schwerlich errathen. Sie denken, erwiederte der Bramine, wie dieser Ghaut oder Treppe eingesunken ist, so geht es mit dem Hinduismus auf die Neige, und wie der Gott den Tempel nicht aufrecht erhalten konnte, so kann unsere Religion sich nicht erhalten, und wird zusammenbrechen. Leupolt sagte, etwas dieser Art bewegte sich in meinem Gemüth, vielleicht war mir der Gedanke nicht so klar, wie Sie ihn ausgesprochen haben, aber allerdings wird es so kommen.

Nuddea, eine Stadt in der Nachbarschaft von Kischnagore, war ehemals ein Hauptsitz der Gelehrsamkeit, eine Art von Universität der Braminen. Hunderte von jungen Männern wurden dort in den Lehren der Vedas und Purannas unterrichtet. Mein Pundit sprach mit viel Theilnahme davon, wie noch in seiner Jugendzeit dort alles so blühend dastand, aber jetzt, fuhr er im Klageton fort, ist es ganz anders geworden. Allerdings hat seit 50 Jahren die Zahl der Studirenden ungemein abgenommen, und bei Hunderten hat das Englische die Stelle des Sanskrit ersetzt. Sogar unter den einfachen Bauersleuten sind viele, die den Betrug der Braminen einsehen, und so wird der Einfluß und das Ansehen der Priester allmählig untergraben. Die Braminen sehen das wohl ein, denn ihr Einkommen wird geschmälert, daher haben Tausende den Götzendienst in den Tempeln aufgegeben, und ziehen es vor, in den Gerichtshöfen als Schreiber und Unterbeamte, oder bei

englischen Kaufleuten als Buchhalter eine Anstellung zu erhalten. Andere treiben Handel mit Reis, Indigo, Zucker und Baumwolle. Um ihren Zweck zu erreichen, lernen sie die englische Sprache und suchen den Umgang mit Europäern. In den Schulen sieht man den Sudraknaben mit dem Braminen in einer Classe zusammen sitzen. Dieses Alles stößt an dem morschen Gebäude des Götzenthums und hilft zur allmähligen Auflösung des Kastenwesens mit.

Die alten Vorurtheile gegen die christliche Religion schwinden, so wie der wahre Charakter derselben besser kennen gelernt wird. Wo der Missionär mit der Predigt des Evangeliums auftritt, findet er in der Regel zahlreiche Zuhörer. Er erfährt nicht mehr so allgemein wie früher die Bitterkeit und den Haß des Braminen. Viele derselben, nachdem sie in religiösen Unterhaltungen die Kürzern gezogen hatten, gaben den Streit auf und sagen der weiseste Plan für uns ist, daß wir uns mit dem Missionär gar nicht einlassen, und seinen Umgang meiden; die welche etwas vom Christenthum wissen, sind völlig von seiner Vortrefflichkeit überzeugt, und erkennen, daß wenn der Hinduismus damit in Vergleichung kommt, das Resultat zu seinem Nachtheil ausfallen muß.

Ich berechne den wirklichen Erfolg meiner Missions-Arbeit nicht sowohl nach der Zahl der Getauften, als nach dem moralischen Eindruck, welchen die christliche Wahrheit unter dem Volke hervorgebracht hat. Es ist wahr, daß von den 3 oder 4 tausend Hindu-Jünglingen welche in unseren Schulen zu Burdwan

christlichen Unterricht erhalten und von den 100 tausenden, welche die Predigt des Evangeliums gehört haben, nur wenige zum Christenthum bekehrt worden sind, aber gewiß haben die meisten eine Kenntniß der wichtigsten Lehren des Christenthums mit sich aus der Schule gebracht, und damit die Ueberzeugung gewonnen, daß bei unserer Religion Wahrheit, und im Götzendienst Lüge zu Grunde liegt, daß dieser den Verstand und das Herz verfinstert und verschlimmert, jene aber erleuchtet, bessert und heiligt.

Schon das ist ein großer Gewinn, wenn der Heide sich einigermaßen kennen lernt, wenn er fühlt was er ist, was er durch seine Religion geworden ist; und was er seyn sollte. Diesen wichtigen Zweck hat die Missions-Arbeit an zehntausend erreicht. Das Gewissen wacht allmählig auf, und läßt den armen Menschen nicht länger in der finsteren Nacht der Sünde und Unwissenheit fortschlafen. So durchdringt der Sauerteig des Evangeliums die Masse. Die Vorstellungen des Hindus über ein göttliches Wesen werden von dem alten pantheistischen Wuste gereinigt, die christlichen Ideen von Gerechtigkeit, Reinheit, Wahrhaftigkeit, Liebe, senken sich ihrem Geiste ein. Die furchtbare Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht, Laster und Tugend, welche das Herz versteinert hat, verschwindet, und viele Hindus habe ich kennen gelernt, welche sich schämen würden, die alles moralische Gefühl ertödtenden Lehren des Fatalismus zu wiederholen. Sie glauben nicht mehr, daß dem Menschen von der Geburt schon sein ganzer Lebenslauf, Gutes

und Böses, Glück und Unglück ins Gehirn geschrieben sey. Sie haben einen Theil der heiligen Schrift gelesen, und mit Verwunderung eine Wahrheit entdeckt, die an dem Verstand und Herzen einen süßen Anklang findet, daß der gütige Schöpfer den Menschen Freiheit des Willens und Handelns verliehen hat; daß er mit ihm als einem freien Wesen spricht, und ihn für seine Handlungen verantwortlich macht. Sie haben vielleicht in einer Predigt die Einladung Gottes an die Mühseligen und Beladenen gehört, oder den Entschluß des verlorenen Sohnes vernommen: Ich will mich aufmachen, und zu meinem Vater gehen. Diese einfachen göttlichen Wahrheiten beweisen ihre Kraft, und stellen sich ihrem Verstand vernünftiger und gotteswürdiger dar, als die finstere Idee des Hinduismus unter deren Einfluß der arme Götzendiener ausruft: Ob ich fleißig und reich werden, oder in Armuth und Elend meine Lebenstage dahinschleppen soll, ob ich geehrt und glücklich werde, oder als ein Dieb und Mörder am Galgen sterbe, ist alles vorher bestimmt, und ich werde von einem unabänderlichen Schicksal fortgerissen. Statt diesem entsetzlichen Wahn ist eine Ahnung von der Vaterliebe Gottes und des Menschen höherer Bestimmung in ihnen aufgegangen.

Ein anderes liebliches Zeichen der Zeit ist der immer allgemeiner werdende *wissenschaftliche Hunger* und die *Willigkeit und Begierde*, mit welcher die *Evangelien und Tractate*, die wir beim Predigen vertheilen, *von dem Volke ange-*

nommen und gelesen werden. Daß viele von diesen, in die Flammen, oder ins Wasser geworfen werden, ist allerdings wahr, — aber gerade diese Feindschaft gegen das Wort Gottes, weckt in andern das Verlangen, mit dem Inhalte desselben bekannt zu werden. Bei einem Besuch in dem Hause des Rajah von Burdwan brachte ich auf sein Verlangen mehrere hundert Tractate und Evangelien mit, er ließ alle seine Schreiber und Untergebene, einen nach dem andern ins Zimmer hereinkommen und vertheilte sie unter ihnen.

Missionär Lacroix, war eines Tages bei einem Götzenfeste auf der Insel Gunga Sagor, am Ausfluß des Ganges. Seine Büchlein waren bis auf wenige alle vertheilt, da kam ein starker vierschrötiger Mann vom obern Hindosthan und bat ihn um eines. Kannst du lesen, fragte er? Nein war die Antwort, aber mein Bruder hat diese Kunst gelernt, dieser wird es zu Hause vorlesen. Ich kann dir keines geben. — Ach ich bitte, geben Sie doch eines. Als er sich nicht bewegen ließ, faßte er Lacroix um den Leib und trug ihn davon. Setze mich nieder, rief er, oder ich muß Gewalt brauchen. Der Hindosthaner sagte: Sie können mich schlagen, oder mit mir thun was Sie wollen, aber ich lasse Sie nicht gehen, bis ich ein Buch bekomme. Endlich gab er ihm eines, mit Freuden hob dieser den Tractat in die Höhe und eilte davon.

Das bengalische neue Testament, welches vor drei Jahren in einem schönen Format gedruckt worden

ist, wird gern von den reichen Hindus angenommen. Ein Babu, dem ich eines verehrte, berührte damit ehrerbietig seine Stirne und sagte, das soll mir so theuer sein, wie mein eigenes Leben.

Vor einigen Jahren besuchte ich in einem Dorf einen eingebornen Beamten, er zeigte mir seine kleine Bibliothek, da sah ich unter andern Büchern auch Thomas Scotts Commentar über die heil. Schrift; er versicherte mich, er lese alle Tage darin.

In Bengalen findet man jetzt in vielen Dörfern englische Schulen, gebildete Hindus, welche in den Seminaren der Regierung, oder den Schulen der Missionäre erzogen worden sind, machen sich auf diese Weise unter ihren Landsleuten nützlich. Reiche Gutsbesitzer geben ihnen einen Gehalt, auch bezahlen die Eltern der Knaben ein kleines Schulgeld.

Auf meiner Missionsreise, wurde ich in den Dörfern von den jungen Leuten, häufig in englischer Sprache angeredet; sie thun sich auf ihr gebrochenes Englisch nicht wenig zu gut.

Ein solcher Lehrer bat mich, seine Schüler zu examiniren und als ich sahe, daß es an Büchern fehlte, nahm er mit Freuden mein Anerbieten von neuen Testamenten an, welche alsbald in der ersten und zweiten Classe eingeführt wurden.

Wie man an einer Feder sehen kann, wo der Wind herkommt, so sind Erscheinungen dieser Art, sichere und erfreuliche Kennzeichen von einer durchgreifenden Umwandlung in den Ideen und dem Charakter der Hindus.

Es gibt, wie ich vorher bemerkte, Leute, welche

mit Verachtung von den Missionären und ihren Bemühungen sprechen. Die Hindus wissen sie besser zu schätzen; der folgende Brief, den ein junger Mann letztes Jahr in eine bengalische Zeitung einrückte, ist ein sprechender Beweis davon; er war an eine Gesellschaft gerichtet, deren Mitglieder zur Beschützung des Hinduismus sich vereinigten. In diesem ruft er denselben zu: O heilige Männer rühmt euch nicht mehr, daß ihr Hindus seyd. Denkt ihr, euere Kinder werden der Religion eurer Väter treu bleiben? Gebt solche Hoffnungen auf! Die Missionäre, welche ihre Heimath verlassen haben und nach Indien gekommen sind, durchziehen in Schaaren jede Straße und Gasse von Calcutta, um die Hindu-Religion zu zerstören und thörichte Knaben lassen sich, wie hungrige Fische von Gewinnsucht verleitet, an der Angel ihrer Zauberei fangen. Niemand kann sagen, was in den kommenden Tagen geschehen wird. Gleichwie der Block am Tempel der Göttin Kali, Tag und Nacht zum Schlachten der Opfer bereit steht, so lauern diese Missionäre auf jede Gelegenheit, um ihre Opfer umzubringen. Erst vor einigen Tagen ist wieder ein Knabe auf den Baum der Liebe Jesu hinübergeflogen und singt ihm dort ein Lied. Wir fürchten uns vor ihnen mehr, als vor Fieber, Cholera und dem Schlangenbiß, denn diese können durch Amulete und Arzneien geheilt werden, aber gegen die Pestkrankheit, welche die Missionäre ins Land gebracht haben, hilft weder Arznei noch Zauberspruch etwas. Wir können es ihnen nicht verargen, denn es gereicht ihrer Re-

ligion zur Ehre, daß sie über 7 Oceane und 13 Flüsse zu uns in dieses Land gekommen sind, und ungeheure Summen für die Bekehrung der Hindus verwenden. Unsere Religion hat nicht die Mittel sich selbst zu vertheidigen und ist am Verscheiden, sie geht in ihre Heimath, in das Haus Yamas, d. h. in die Hölle. Warum streitet ihr untereinander? Wenn unsere Knaben sich an die Fremdlinge mit weißen Gesichtern anschließen, werdet ihr bald nichts mehr zu zanken haben.

So las ich erst kürzlich einen merkwürdigen Artikel in einer bengalischen Zeitung; der bigotte Herausgeber gibt, wie es sich erwarten läßt, eine verzerrte Schilderung der Missionsarbeit und doch leuchtet unverkennbar daraus hervor, daß es ihm um das Bestehen des Hinduismus bange ist. Hier ist ein Auszug: Die Priester der christlichen Religion sind jetzt sehr bemüht, auf jede mögliche Weise unter dem Volke Proselyten zu gewinnen. Sie besuchen alle Märkte und Götzenfeste und theilen christliche Tractate aus, sie ziehen von einem Ort zum andern und predigen im Freien. Auf diese Weise bekehren sie hie und da den Auswurf des Volks, bisweilen auch solche, die zum mittlern Stande und den höhern Classen des Publikums gehören, aber die Armen, welche Mangel an Nahrung leiden, fallen doch am häufigsten in ihr Netz. Da es nun diesen Missionären gelungen ist, eine Partie um sich zu versammeln, so werden sie jetzt kühner, bereiten verkrüppelte Auszüge aus unsern Schasters, um die ewige Religion der

Hindus zu widerlegen und schicken dieselben in die Familien der Reichen und Vornehmen. Aber das ist weiter nichts als ein Beweis ihrer aufgeblasenen Vermessenheit und wir warnen sie ernstlich, von ihrem eitlen Vornehmen abzustehen.

Die Sache ist, die Braminen sehen den Sturm der ihnen droht, bereits kommen und suchen vergeblich ihn von sich abzuwenden. Die Missionäre sagen sie, haben zwar noch nicht Viele zu Christen gemacht, aber sie verdrehen den Leuten doch die Köpfe, und verderben ihren Geist. Euch Missionären, sagte ein Handelsmann in Burdwan zu mir, muß es gelingen, denn ihr seyd so unermüdet in eurem Predigen. Wir, rief ein Anderer, sind zu alt, um unsere Religion zu ändern, aber unsere Kinder werden alle Christen werden.

Viele Braminen erklären, „wenn das Christenthum einmal allgemein wird, dann schließen wir uns auch an.“ Dieses ist freilich nicht die Art von Bekehrung, welche wir erzwecken, aber jedenfalls beweisen solche Aeußerungen den tiefen Eindruck, welchen das Evangelium auf die Masse des Volks gemacht hat.

Ich fragte einen vornehmen Hindu in Burdwan, warum er seinen Sohn nicht mehr in unsere englische Schule kommen lasse: darum antwortete er, weil ich weiß, daß die Knaben Christen im Herzen werden, sobald sie einmal lesen können. Welch ein ärmliches Ding, erwiederte ich, muß eure Religion seyn, daß sie nicht die geringste Untersuchung bestehen kann, und welch ein mächtiges Princip von Wahrheit muß das Christenthum enthalten, daß sobald man damit

bekannt wird, es sich, wie du selber gestehst, alsbald an dem Herzen beurkundet und das Feuer der Liebe anzündet.

Eine erfreuliche Thatsache, welche zeigt, daß der Tag der Erlösung für Indien nahe kommt, ist die mit jedem Jahre sich mehrende Anzahl christlich gesinnter Engländer in jenem Lande. Man findet solche jetzt unter allen Ständen, im Civil- und Militärdienst, so wie unter dem Handelsstande.

Wenn ein Europäer dort auch nur einen Funken von Gottes und Menschenliebe im Herzen hat, so muß er fühlen, wie nöthig die Verkündigung des Evangeliums unter einem abgöttischen Volke ist. Auf manchen Stationen müssen die Europäer das Predigtamt entbehren, sie schätzen es daher um so höher, wenn sie auf eine andere versetzt werden, wo Missionäre sich befinden. Wir halten des Sonntags gewöhnlich einen englischen Gottesdienst, das Wort ist manchen zum Segen geworden und die Engländer unterstützen uns dafür in der Unterhaltung unserer Schulen. Christliche Familien wirken aber besonders im directen Sinne gesegnet auf die Heiden zurück. Wenn in einem Hause ein frommer Christensinn vorherrscht und gebetet wird, weiß es die ganze Nachbarschaft, die Hindus sprechen mit vieler Ehrfurcht von solchen Leuten. Mancher fromme Engländer verrichtet das Amt eines Missionärs in seiner eigenen Umgebung. Ich kenne die gottesfürchtige Gattin eines Obristen in der Artillerie, welche täglich ihnen Dienstboten die hindosthanische Bibel las und

mit ihnen betete, mehrere derselben wurden zum Christenthum bekehrt. Ich bin mit einem Major Whuler bekannt, der den größten Theil seines Einkommes für die Missionssache verwendet, zehn tausende von Büchern und Tractaten auf seine Kosten drucken läßt und vertheilt. Ich kenne andere Familien, welche Missionäre unterhalten, ja sogar Männer, welche nicht viel Anspruch auf ächten Christensinn machen, thun gerne für Schul- und Kirchenbau ihre milde Hand auf, und helfen uns kräftig in dem guten Werke. Die Hindus ahmen das gute Beispiel nach, ich bat eines Tags den Rajah von Burdwan, um einen Beitrag zum Bau einer englischen Schule, — er ging und brachte mir zwei Banknoten, 1800 Gulden an Werth. Bei dem jährlichen Schulexamen ist der englische Richter und andere Behörden immer zugegen, sie examiniren wohl auch einzelne Classen. Der Einfluß, welchen ihr Beispiel auf die Hindus ausübt, läßt sich schon daraus berechnen, daß man jene hohen Beamten gleichsam als die Fürsten des Landes ansieht; deßhalb fühlt sich der Rajah und der einflußreiche Pächter gedrungen, die Schulen ebenfalls zu besuchen und gewinnt so einen Geschmack für christliche Wahrheit und europäische Literatur. Der Rajah von Burdwan wohnte der Prüfung unserer Kleinkinderschule bei und war über die Maaßen erstaunt und erfreut, wie die Mädchen von 5 bis 6 Jahren so lieblich sangen und von den Bildern an der Wand Stücke aus der Bibelgeschichte erzählten. Auf vielen Stationen verlangen die Engländer nach Missionären, bei meinem Besuch

in Bhangalpore am Ganges versprachen sie mir ein Haus zu bauen und einen angemessenen Gehalt, wenn ich mich unter ihnen niederlassen könnte.

So viel wird jetzt in Indien für die Sache des Reiches Gottes gethan und so bedeutend ist die Zahl thätiger Menschenfreunde, daß manche glauben, wenn die Missionäre dieses Jahr noch aus dem Lande vertrieben würden, so würde mit Hülfe von Privatpersonen und durch die bestehenden Gemeinden das Werk dennoch seinen Fortgang haben. Erst kürzlich haben wir die erfreuliche Kunde erhalten, daß ein reicher Bramine in der Stadt Benares seinen Sohn dem Missionär Smith daselbst mit der Bemerkung übergab, „ich habe eure heilige Schrift gelesen und bin von der Wahrheit derselben überzeugt; sie enthält die einzig wahre Religion. Ich gestehe, ich habe nicht die Kraft, ihre reinen Vorschriften zu befolgen, aber hier ist mein Sohn, nehmen sie ihn und erziehen sie ihn als einen Nachfolger Jesu. Indem er dieses sagte, übergab er dem Missionär 12,000 Gulden, um die Unkosten seiner Erziehung damit zu decken. So etwas hat man von den Braminen noch nie erlebt. Dieses Ereigniß wird in Benares der Citadelle des Götzenthums in Indien wichtige Folgen haben.

Aber bei weitem die lieblichsten Kennzeichen von dem gesegneten Erfolg der Missions-Arbeit finden wir in den Christen-Gemeinden, welche auf unsern Missionsstationen gesammelt worden sind. Sie sind das Salz der Erde und verbreiten ihren wohlthätigen Einfluß mehr oder weniger unter der sie

umgebenden Bevölkerung. Ach wie sehr wünschte ich meine theilnehmenden Leser in unsere Missionsniederlassung zu Burdwan oder in ein christliches Dorf im District von Kischnagore, wo unsere deutschen Brüder arbeiten, einführen zu können; ich bin gewiß, sie würden sich als Augenzeugen mit uns freuen, daß das Licht der göttlichen Wahrheit seine Strahlen auf so liebliche Weise in der heidnischen Finsterniß verbreitet hat. Denn die persönliche Anschauung geht doch über alle die schwachen Bilder, welche wir davon entwerfen können.

Da ich aber wohl von wenigen meiner Leser einen Besuch in Burdwan erwarten darf, so muß ich es versuchen, eine kleine Beschreibung der Missionsniederlassung zu geben; sie liegt eine halbe Stunde von der Stadt, an der Straße, die von Calcutta nach Benares führt und gewährt dem Besuchenden einen schönen Anblick. Das ganze Gebiet enthält etwa 20 Morgen Feldes; es sind zwei Wohnungen für die Missionäre darauf; nahe am Eingang der Straße entlang ist das einfache Kirchlein mit einem Strohdach bedeckt, in welchem die Hindu-Christen des Sonntags und in der Woche sich zum Gottesdienst versammeln; etwas weiter gegen Westen ist die Waisen-Knabenschule. In der Mitte des Gebiets ist ein großer Weiher, der ungefähr 300 Fuß im Gevierte hat; das Wasser wird in der Regenzeit gesammelt, es dient zum Baden, das dem Hindu eben so nothwendig ist, als seine Nahrung und da es in dem angeschwemmten Boden von Bengalen kein Quellwasser

gibt, so sind wir genöthigt, dieses zusammengelaufene Regenwasser zu trinken. Oestlich, zur linken Hand dieses Sees ist die Waisen-Mädchen- und Kleinkinder-Schule, und weiter hin westlich ist das Dörflein der Hindu-Christen. Hinter demselben befindet sich der Gottesacker, auf dem schon eine beträchtliche Zahl von Getauften auf Hoffnung einer fröhlichen Auferstehung begraben liegen. Jede Hindu-Christenfamilie hat einen kleinen Garten vor ihrer Hütte, in dem sie Mais und bengalische Gemüse von allerlei Art bauen. Die Leute ernähren sich theils vom Feldbau, theils von der Viehzucht, — andere sind Katechisten und Schullehrer. Auch sind Obstgärten mit Mangoe, Tamarinden, Citronen, Orangen und anderen fruchttragenden Bäumen bei den Wohnungen der Missionäre gepflanzt und eine Allee schöner Bäume führt von der Straße zu diesen Wohnungen. Es sind seit der Gründung dieser Mission etwa 300 Hindus von jedem Alter getauft worden, von denen wenigstens ein Viertheil in der Ewigkeit sind. Andere sind Geschäfte halber auf benachbarte Stationen weggezogen. Die Gesammtzahl der Hindugemeinde beläuft sich mit den Kindern auf etwa 150 Seelen.

In dem District von Kischnagore wurden vor vier Jahren große Schaaren von Hindus und Mahomedanern getauft. In 65 Dörfern befinden sich jetzt zwischen 3 und 4000 eingeborne Christen. Ich war zu der Zeit, als die große Bewegung statt fand, Augenzeuge von diesem merkwürdigen Auftritt. Wir besuchten in einer Woche vier Dörfer und tauften

unter der Leitung des Archidiaconus von Calcutta 600 Personen. Es war ein herzerhebender Anblick in einem Hofraum 150 Menschen versammelt zu sehen. Sie saßen in Reihen auf ihren von Palmblättern geflochtenen Matten, die Männer und Knaben auf einer, und die Mütter mit ihren Kindern auf der andern Seite. Wir sangen ein Lied in bengalischer Sprache, in welches viele der Alten, ja auch einige Kinder einstimmten. Darauf wurden die Täuflinge in den einfachsten Hauptlehren des christlichen Glaubens geprüft. Alle gelobten mit vereinter Stimme dem Götzendienste und der Sünde zu entsagen und im Glauben an Jesum den Heiland der Welt treu zu verharren. O wie wir uns freuten, in einem Hindulande ein solches Erndtefest zu feiern, und eine Garbenreihe nach der andern aufstellen zu dürfen.

Fünf Missionäre arbeiten jetzt in jenem Districte, von denen jeder seine kleinen Gemeinden in den naheliegenden Dörfern hat. In einigen ist die ganze Einwohnerschaft zum Christenthum übergegangen, in andern sind die Leute noch theilweise Heiden. Aber ohne Zweifel werden auch diese allmählig hereinkommen. Wo einmal ein solcher Durchbruch geschehen ist, da kann die gute Sache nicht stille stehen, sie breitet sich weiter aus. Das Brünnlein Gottes, das Lebenswasser die Fülle hat, fließt fort und befruchtet das Land; die heidnische Einöde wird in einen Garten Gottes verwandelt. Missionär Krauß von Göppingen schrieb mir vor einigen Monaten, wie er einen

so freudigen Neujahrstag feierte, indem er an demselben 53 Mahomedaner und Hindus von einem Dorfe durch die Taufe der Kirche Christi einverleibte. So geht die Missionssache aus ihren rauhen Anfängen allmählig in einen lieblichen Gemeinde-Verband über, und wir sind der getrosten Hoffnung, daß auch an andern Orten, wo das Volk Jahre lang durch Schulen und die Predigt des Worts für die christliche Wahrheit vorbereitet worden ist, in kurzem die Fesseln des Heidenthums zerbrechen und Schaaren Volks, unter dem Panier des Kreuzes sich beugen werden. Viele von den Dorfbewohnern in Kischnagore, sind ziemlich wohlhabende Bauersleute. Der Verfolgungsgeist hat, wie es sich erwarten läßt, auch bei diesen erfreulichen Bekehrungen sein Haupt erhoben. Hunderte von Getauften erlitten grausame Behandlungen von ihren Nachbarn; sie wurden eingesperrt und man ließ sie halb verhungern, ein Hausvater wurde todtgeschlagen und andere gefährlich verwundet; aber diese Wuth hat jetzt ausgetobt, — Jeder unserer Brüder hat bei seiner Wohnung eine Kirche und ein Schulhaus erbaut; die Jugend genießt christlichen Unterricht; die Heiden umher, werden im Fortgang der Zeit mit dem Christenthum bekannt, an den Anblick des Gotteshauses gewöhnt, hören hie und da der Predigt des Wortes zu und lernen das Gute schätzen.

Merkwürdig ist der Umstand, daß durch eine weise

und gütige Vorsehung Gottes, diese Bekehrungen in Kischnagore von vielen Jahren her angebahnt wurden. Die ersten Familien, welche sich taufen ließen, gehörten zu einer Secte, die sich Kurta-Bhotsch, oder Verehrer des einzigen Gottes nennt. Sie ist in Bengalen, besonders am Ganges hin, sehr weit verbreitet.

Der Stifter derselben lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts in einem Dorfe Koschbare, in der Nachbarschaft von Culna. Er soll durch einen der ersten Missionäre mit dem neuen Testamente bekannt geworden seyn, und besaß dabei eine ziemliche Kenntniß der Hindu-Schasters.

Die Lehren Jesu fanden Anklang in seinem Herzen, er setzte sich hin und arbeitete ein neues Religionssystem aus, in welchem er zwar Manches von dem Hinduismus beibehielt, aber den Götzendienst gänzlich verwarf und die Lehre von einem einigen Gott als Grundlage aufstellte. Der neue Lehrer fand bald Anhänger unter seinen Freunden, die Secte vermehrte sich mit jedem Jahr. Hindus von allen Kasten, Mahomedaner, ja sogar Indobritten und Abkömmlinge der Portugiesen, werden unter derselben gefunden. Besonders merkwürdig ist es, daß diese Verbrüderung ihre Missionäre hat, die sie nach allen Richtungen aussendet, um Proselyten zu machen. Ich fand einen derselben bei Burdwan, er besuchte mich mehreremale und wenn sie noch viele Agenten von seinen Talenten haben, so wundere ich mich gar nicht darüber, daß ihre Zahl sich mit jedem Jahr bedeutend vermehrt. Es war ein junger ansehnlicher Bra-

mine, würdevoll in seiner Haltung, angenehm im Umgang, seine Rede floß wie ein Strom. Er versicherte mich, daß die Secte über 100,000 Mitglieder zähle und versprach, mich bei ihren geheimen Versammlungen einzuführen. Sie kommen des Dienstags Abends nach Sonnen-Untergang in gewissen Dörfern oft 2 — 300 an der Zahl zusammen und sitzen mit überschlagenen Beinen im geschlossenem Kreise auf dem Boden. Sie singen Lieder, in denen das Lob des Schöpfers ausgesprochen wird. Aller Kasten-Unterschied hört bei diesen Versammlungen auf; in brüderlicher Einigkeit setzt sich der Bramine mit dem Mahomedaner und Sudra hin. Sie brechen Brod mit einander und ein Becher geht in Kreisen umher, aus welchem alle trinken; ohne Zweifel ist dieses eine Nachahmung des christlichen Abendmahls. So muß eine merkwürdige Secte in Bengalen nach dem weisen Rathschluß Gottes der Missionssache vorarbeiten und die Bahn brechen. Als einige dieser Kurta Bhotschas den Missionär Dürr in Kischnagore predigen hörten, riefen sie aus: das ist ja unsere Religion; und ließen sich bald nachher taufen. Auch erhielt ich von unsern Brüdern daselbst, die interessante und erfreuliche Kunde, daß die Bekehrten von jener Secte, die besten Christen seyen und ihnen am meisten Freude machten, offenbarlich aus dem einfachen Grunde, weil ihnen schon früher eine reinere Gottes-Lehre eingepflanzt wurde.

Wenn die Vorsehung Gottes in einem Heidenlande auf diese Weise den Weg be-

reitet, während die große Völkermasse in einer moralischen Gährung sich befindet, so sollte doch die Kirche seinem Winke folgen. Auf allen Seiten sind wir durch Mangel an Arbeitern gehemmt worden. Hätte meine Zeit und Kraft es gestattet, so wäre mir kein Geschäft lieber, als die Spuren dieser merkwürdigen Leute von Dorf zu Dorf zu verfolgen; denn tausende von ihnen wohnen in einer geringen Entfernung um uns her. Aber ich hoffe, die Freunde des Reiches Gottes, werden uns nicht länger so vereinzelt auf dem Arbeitsfelde stehen lassen; ich versprach meinen Brüdern, als ich Bengalen verließ, ich wolle gewiß nicht ohne neue Arbeiter zurückkommen. Helft mir Freunde, daß sie gefunden werden.

Die vier Missions-Gesellschaften, welche in Bengalen und den nordwestlichen Provinzen, bis nach Allahabad hinauf das Missionswerk betrieben, zählen auf etwa 20 Stationen, ungefähr 30 ordinirte Missionäre. Es ist die kirchliche, die Londoner, die schottische und die Missions-Gesellschaft der Baptisten, der sie angehören.

Außer diesen haben im Norden von Indien, einige amerikanische Missionäre seit wenigen Jahren ihre Arbeit angefangen und in der Gegend von Patna unterhält ein Engländer, Herr Start, nicht weniger als 20 Missionäre auf seine eigene Kosten. Es wäre zu wünschen, daß andere, die diese Lebens Güter haben, diesem preißwürdigen Beispiel folgen würden. Diese sind alle Deutsche, aus Goßners Missions-Anstalt in

Berlin, und haben sich nach Erlernung der Landessprache seit kurzem in verschiedenen Stationeu vertheilt.

Herr Start, hegte die Hoffnung, daß seine neuen Missionen sich selbst erhalten sollten: die deutschen Brüder legten sich daher auf den Feldbau, errichteten eine Schmidte und führten andere Gewerbe ein. Aber dieser Plan mißlang beinahe gänzlich. Anstrengende Handarbeit ist für den Europäer in einem tropischen Clima eine Unmöglichkeit; die Leute wurden nach kurzem Versuch krank und mußten den Hammer und die Hacke auf die Seite legen.

Ueberdieß arbeitet der Hindu-Handwerksmann, welcher von Reis und Gemüßen lebt, sehr wohlfeil und kein Europäer könnte mit ihm concurriren.

Auf Stationen, welche schon mehrere Jahre errichtet sind, befinden sich kleinere oder größere Christengemeinden von getauften Hindu-Familien. Im Süden von Calcutta gegen die Tschungels, oder sumpfigten Waldgegenden des Sunderbunds hin, durch welche der Ganges in vielen Armen und Canälen langsam sich ins Meer hinausschlängelt, haben die Missionäre von drei Gesellschaften in einer großen Anzahl von Dörfern mehrere Tausend bekehrter Hindus; sie gehören alle zu den ackerbauenden Classen. Braminen gibts hier wenige und könnten Missionäre in den Dörfern sich niederlassen, so würden bald Zehntausend zum Christenthum übergehen. Aber diese Landschaft ist in hohem Grade ungesund, das Wasser ist salzig und verursacht Durchfall. Sieben Monate im Jahr kann man nur in Booten von einem Dorf zum

andern kommen; gebahnte Wege gibt es beinahe nicht. Ich fuhr auf einer Missions-Reise durch jene Gegenden in einem ausgehöhlten Baume und wo es hie und da an Wasser mangelte, schoben die Hindus das Boot auf dem Schlamm fort. Auch ist das Land wegen der wilden Thiere unsicher; hier haust der große bengalische Tieger, das Nashorn und andere unwillkommene Nachbarn.

Nach einer ziemlich richtigen Berechnung mag sich die Zahl der Bekehrten in Bengalen und den westlichen Ganges-Provinzen auf 15,000 Seelen belaufen, ein kleines Häuflein, wenn man die Völkermassen in Anschlag bringt, unter denen sie leben, denn die Präsidentschaften von Bengalen und Agra enthalten 80 Millionen Einwohner.

Aber so ist das Himmelreich gleich einem Senfkorn, das ein Mensch säete auf seinen Acker, welches ist das kleinste unter den Saamen; wenn es aber erwächst, so wird es ein Baum, daß die Vögel des Himmels kommen und wohnen unter seinen Zweigen.

Ich war nicht im Süden von Indien, wo der apostolische Schwarz und in unserer Zeit Rhenius das Werk des Herrn getrieben haben; dort ist es an manchen Orten zu größerer Reife gelangt; so lesen wir in den neuesten Berichten, daß in dem District von Tinevelly 454 Dörfer unter der Pastoralaufsicht der Missionäre der kirchlichen Gesellschaft sind; in diesen Dörfern sind 17000 Personen in christlichem Unterricht, und 4500 von diesen haben die heilige

Taufe erhalten, Jedes Jahr werden dort über 1000 Seelen zu der Kirche Christi hinzugethan. *)

Unsere reich gesegnete Basler Missions-Gesellschaft hat erst vor wenigen Jahren angefangen, ihre Sendboten an die westlichen Ufer von Indien zu schicken und welches Christenherz wird nicht zum Lob Gottes sich angestimmt fühlen, wenn wir hören, daß in Mangalore, Dharwar und andern Stationen, bereits über 400 Hindus durch die Taufe in die Kirche Christi aufgenommen worden sind. Wer mit den Schwierigkeiten der Missionsarbeit bekannt ist, wird willig anerkennen, daß der Segen Gottes auf der Arbeit unserer Brüdrr ruht. Erst kürzlich wurden von Missionär Mögling in Mangalore vier Braminen-Jünglinge getauft, was unter den Hindus eine ungeheure Sensation, ja sogar einen Aufruhr erregte, denn der oberste Richter war genöthigt, Truppen mit geladenen Flinten durch die Stadt patroulliren und Kanonen auf dem Markte aufpflanzen zu lassen.

Es ist nicht meine Sache, den deutschen Missionären eine Lobrede zu halten, aber unsere englischen Freunde selber gestehen frei, daß sie kräftig in dem heiligen Werke mitgeholfen haben; ja viele Engländer hörte ich in Indien und England sagen, was würde aus der Missionssache in Indien geworden

*) In dem District von Tinnevelly, der eine Million Einwohner enthält, hat die kirchliche Missions-Gesellschaft 25 000 bekehrte Hindu, die Londoner Mi sions-Gesellschaft 10,000 und die hochkirchliche Gesellschaft (Gospel propogation Society) 1500 zusammen 50,000 bekehrte Hindus; eine schöne Anzahl.

seyn, wenn wir nicht deutsche Brüder von Basel erhalten hätten; durch ihre Einfachheit und Gründlichkeit, ihre Geduld und ihren lehrreichen Eifer empfehlen sie sich als tüchtige Arbeiter. Ohne Zweifel hat die göttliche Vorsehung England dazu bestimmt, den Völkern der Erde die Segnungen des Christenthums mitzutheilen. Aber während die Engländer von ihrem Ueberfluß die Mittel zum Baue Zions herbeischaffen, scheint der liebe Gott unsere deutschen Jünglinge besonders, als Werkzeuge zur Bekehrung der Heiden in Indien erkohren zu haben. O daß es mir gelingen möchte, viele tüchtige Brüder, die ihren Erlöser lieben, nicht nur einzuladen, sondern zu dem Entschlusse zu bewegen: Auch ich will der kleinen Streiterschaar in das Feld nachrücken, mein armes Leben dran geben, Seelen für das Lamm zu werben, über dem Beruf zu sterben!

In der Hauptstadt Calcutta, die über (500,000) eine halbe Million Hindus und Mahomedaner enthält, arbeiten 20 Missionäre, die 4 verschiedenen Kirchen-Gemeinschaften angehören. Unter ihnen herrscht aber keine Zwietracht oder Eifersucht. Das Arbeitsfeld ist groß genug für Alle, und wenn noch 50 dazu kämen, wäre noch hinlänglich Raum da. Jeder weiß, daß es sich um die Sache Gottes handelt; Alle fühlen, daß ein mächtiger Feind zu bekämpfen ist, und daß der Sieg nur durch vereinte Kraft errungen werden kann. Die Streiter stehen alle unter einem Anführer. An der Montur ist nicht so viel gelegen. Während deßhalb der episcopal-kirchliche, der schottische Presbyterianer, der Congregationalist und Baptiste, jeder seine

eigenthümliche Ansicht über kirchliche Constitution behält, und seinem Charakter nichts vergibt, wird dadurch die Einigkeit des Geistes nicht gestört. Jeden Monat versammeln sich die Missionäre bei einem brüderlichen Mahle, theilen sich gegenseitig ihre Erfahrungen mit, und ermuntern einander durch Gebet und Berathung zum Fortgang in der schwierigen Arbeit. Bisweilen schließen sich auch solche der Versammlung an, die auf entfernten Stationen arbeiten. Es war mir ein herzerhebender Anblick, wenige Tage vor meiner Abreise von Calcutta, 28 Missionäre im Geiste der christlichen Bruderliebe versammelt zu sehen.

Wenn meine Mitarbeiter in Indien über einen wichtigen Punkt, hinsichtlich der Missions-Arbeit einig sind, so ist es dieser, daß es auf Gottes weiter Erde wohl kein Heidenland gibt, das interessanter und für die Annahme des Christenthums besser vorbereitet wäre, als Indien; das chinesische Reich hat zwar dreimal mehr Einwohner, aber es ist beinahe noch ein ungebautes Brachfeld, protestantische Missionen sind dort erst im Entstehen. Neuseeland ist der Hälfte seiner Einwohner nach christianisirt; es enthält nicht so viele Tausende, als Indien Millionen zählt. Der gegenwärtige Zustand dieses merkwürdigen Reiches hat viel Aehnliches mit dem des römischen Reiches, zu der Zeit als unser göttlicher Erlöser im Fleische erschien. Die ganze damals bekannte Erde war unter der Herrschaft der Römer, und dieser Umstand erleichterte den Verkehr zwischen den Nationen des Ostens und Westens.

In Indien sehen wir die nämliche Erscheinung. Ein ungeheures Reich ist von den Britten erobert worden, sie vereinigen unter ihrer Oberherrschaft unzähliche Stämme von Nationen, die in früheren Zeiten in unaufhörliche Kriege verwickelt waren. Jetzt herrscht Friede vom Hymalaya bis zum Cap Comorin. Die Regierung ist in sofern liberal zu nennen, als sie Jedermann erlaubt, nach seiner Ueberzeugung und Religionsweise zu handeln. Der Prediger des Evangeliums kann ungehindert im Lande umherreisen, und in ungestörter Sicherheit sein Amt verrichten. Die Behörden lassen dem Missionär für seine Bemühungen besonders in Schulen Recht wiederfahren, und es wird auch höherer Seits anerkannt, daß sie wohlthätig auf den moralischen Charakter des Volks eingewirkt haben.

Und gleichwie im Augustin'schen Zeitalter der Messias in Judäa sehnlich erwartet wurde, und diese Erwartung von einem mächtigen Monarchen sich auch in andere Theilen des Reiches verbreitete, an welche sich der Gedanke von einer allgemeinen moralischen Umwälzung und dem Umsturz der bestehenden religiösen Systeme anreihte; so erwarten die Hindus durch ganz Indien hin einen Umsturz der Religion und aller gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse. Diese vorherrschende Idee knüpft sich an eine Weißagung in ihren Schasters an, welche so lautet: in dem letzten oder eisernen Zeitalter wird eine Nation vom fernen Westen kommen, unser Land erobern und alle unsere bürgerliche, politische und religiöse Einrichtun-

gen über den Haufen werfen. Die Braminen gestehen nun selbst, und der Eindruck ist allgemein, daß diese Nation keine andere ist, als die englische. Ihr habt ganz Hindosthan eingenommen, sagen sie, eure Armeen marschirten voran, und jetzt folgen eure Missionäre, zerstören unsere Religion und bauen christliche Kirchen. Daher kommt es auch, daß die Hindus mit kalter Gleichgültigkeit zusehen wie das Götzenwesen unter dem Drang verschiedener Elemente zusammenbricht. Ihr Muth, viele rühren keine Hand, ist gelähmt, weil sie wissen, daß der Hinduismus sich mit all ihren Bemühungen doch nicht erhalten kann.

Und gleichwie in jenen Zeiten die Juden in allen Theilen des römischen Reiches sich ansiedelten, und durch ihren Cultus eine reinere religiöse Ansicht um sich her verbreiteten, so bringen heut zu Tage in Indien die nämliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervor. Europäer trifft man jetzt in allen Theilen des Reiches an. Die Hindus kommen durch Handel, in den Gerichtshöfen durch die Rechtspflege und tausend andere Vermittlungen ein jedes Jahr in innigere Berührung mit ihnen. Unter Bischof Wilson's Leitung sind seit 10 Jahren über 30 engl. Kirchen der Präsidentschaft von Calcutta gebaut worden. Die Eingebornen werden mit dem christlichen Gottesdienst bekannt, und rechnet man dazu, daß 100 tausende von Exemplaren der heil. Schrift verbreitet werden, so läßt sich denken, daß europäischer Einfluß mit jedem Jahr kräftiger und wohlthätiger auf den Charakter des Volks einwirkt.

So gesellschaftlich werden viele gebildete Hindus, daß sie kein Bedenken mehr tragen mit dem Engländer an die Tafel hinzusitzen und ein Glas Wein oder eine Tasse Thee zu trinken. Man denke sich einmal die Veränderung, welche in dem Wesen eines bigotten Braminen vorgehen muß, der vor 5 Jahren sich scheute, dem Europäer nahe zu treten oder sein Frühstück anzusehen, und jetzt mit Freimüthigkeit mit ihm an einer Mahlzeit Theil nehmen kann. Vor 2 Jahren, ehe ich Burdwan verließ, besuchte der vortreffliche Bischof von Calcutta unsere Mission. Der Rajah von Burdwan wollte ihm eine Ehre erweisen und lud ihn mit den Behörden zu einer Abendmahlzeit ein. Die auserlesensten Weine und Fleisch-Speisen von allerlei Art standen auf der Tafel, und der junge Rajah mit der Braminenschnur um den Hals, saß mitten unter den Gästen. Ein anderes Zeichen der Zeit, das der ersten Einführung des Christenthums voranging, findet sich merkwürdiger Weise heut zu Tage in Indien. Als das Heidenthum im römischen Reiche seinem Ende nahte, kam die platonische Philosophie auf; der alte, grobsinnliche Götzendienst sagte den aufgeklärten Römern nicht mehr zu, aber das neue geistigere System fand allenthalben Eingang. Die gebildeten Hindus in Bengalen thun gerade das nämliche; gelehrte Braminen, unter denen besonders die Schüler und Nachfolger Ram-Mohun-Roy's sich auszeichnen, die mit klugem Scharfsinn urtheilen, daß das System des Hinduismus in seiner alten Form sich nicht länger geltend machen kann, geben

sich alle Mühe ein neues gereinigtes System einzuführen. Um das neue Gebäude zu fabriciren, bilden sie sich in Gesellschaften, und machen sie Auszüge von den weniger anstößigen Theilen der Vedas, so entsteht eine Art neuer reformirter Hinduismus. Der Gott der Natur soll ohne Bild oder andere sichtbare Darstellung verehrt werden. Diese Vedantisten-Gesellschaft erklärte in öffentlichen Blättern unverhohlen, ihr Hauptzweck sey, den Fortgang des Christenthums aufzuhalten, auch gestehen sie, daß es furchtbar schnell um sich greife, und deßhalb sey ein Religionssystem, wie das ihrige, für das jetzige erleuchtete Zeitalter absolut nothwendig.

Blicken wir nochmals auf eine wichtige Zeitepoche Europas, nämlich die des 15ten Jahrhunderts hin, so ist bekanntlich die moralische Umwälzung jener Jahre durch die Wiederbelebung der Wissenschaften im westlichen Europa veranlaßt worden. Die Schriften eines Erasmus und anderer Männer trugen kräftig dazu bei, die scholastische Philosophie in Verruf zu bringen, und das unverträgliche Joch der Priesterschaft zu zerbrechen.

Ereignisse von ähnlicher Art bringen jetzt in Indien die nämlichen Resultate hervor. Das Studium europäischer Wissenschaften, die sich mit jedem Jahre vermehrende Thätigkeit der Presse und unzählige andere Ursachen helfen dazu mit, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen. In Städten wie Calcutta zeigten sich die Wirkungen davon am auffallendsten; sie dehnen sich aber zusehends auf andere Theile aus.

Es gibt jetzt tausende von Eingebornen, die bereit wären dem Hinduismus auf immer den Abschied zu geben, wenn die Furcht vor Schmach und Verfolgung sie nicht zurückhielte.

Die Regierung sucht moralische Beamte unter den Hindus; sie ist davon überzeugt, daß das arme unterdrückte Land sich nicht mehr heben kann, wenn Betrug und Bestechungen unter denselben nicht gründlich ausgerottet werden. Europäisch gebildete Männer erhalten daher gute Anstellungen, gute Bezahlung, und werden, wenn sie einen ehrenhaften Charakter behaupten, zu höhern Stellen befördert. Solche und andere Maßregeln wirken mächtig darauf hin, eine allgemeine Reformation herbei zu führen.

Indien, und besonders die Hauptstadt Calcutta, wird der Mittelpunkt für die Erneuerung von Asien werden; seine jetzigen politischen Verhältnisse, seine vortheilhafte geographische Lage, die kräftigen Vorbereitungen, welche für die Verbreitung des Reiches Gottes dort geschehen sind, Alles weist darauf hin, daß von dort aus Civilisation und das Licht göttlicher Wahrheit seine lieblichen Strahlen über die Völker und Länder jenes ungeheuren Continents ergießen wird. Alle Erfindungen und Verbesserungen durch Menschenkunst und Weisheit, welche in unserer tief bewegten Zeit mit rastlosen Schritten vorwärts schreiten, müssen zu dem großen Werke behülflich seyn. In 20 Tagen fahren die Dampfschiffe von Calcutta nach China; kürzlich machte ein Dampfschiff die Reise von Calcutta nach Suez in der beinahe unglaublichen

Kürze von 21 Tagen. Sie fahren 500 englische Meilen von der Mündung des Ganges bis nach Allahabad hinauf. Bereits hat ein geschickter Ingenieur-Offizier seinen Plan für eine Eisenbahn von Calcutta nach Benares entworfen und der Regierung vorgelegt; auch spricht man ernstlich von einer zweiten großen Bahn, die durch Central-Indien, von Calcutta nach Bombay führen soll. So muß die Welt oft unbewußt dem Reiche Gottes Bahn machen, und während der reiche Engländer seine ungeheure Handelsprojecte ausführt, folgt der Missionär und die Bibel auf den geöffneten Wegen nach, und das göttliche Licht dringt tiefer in die heidnische Finsterniß hinein. Ich wiederhole daher meine vorher ausgesprochene Behauptung, daß vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne kein Heiden-Volk auf der Erde zu finden ist, das von der göttlichen Vorsehung so besonders für die Annahme des Evangeliums bereitet worden wäre, als die Hindus. So viele schlagende Thatsachen rufen der Christenheit als eine Stimme vom Himmel zu: In Indien will ich der Herr meinen Namen herrlich machen. Ach, daß diese Stimme in jeder Stadt, in jedem Dorf, in jedem Haus, in jedem Herzen gehört, beherzigt würde! Was Gott seinem Volke zu thun gebietet, dazu gibt er auch Kraft, es auszurichten. Er sagt: predigt das Evangelium aller Creatur und er verheißt aller Welt Ende wird das Heil unseres Gottes sehen.

Scheinbar geht die Missionssache durch viel Ge-

wirre, sie muß sich in Indien unter einem Chaos von feindseligen Elementen mit viel Kampf und Bedrängniß durcharbeiten, und wem die Glaubens-Augen nicht geöffnet sind, der steht in Gefahr an Gottes Führungen muthlos und irre zu werden, aber eines ist gewiß, es geht dem Siege entgegen; unter den verschiedenen Hammerschlägen, die von allen Seiten das Götzengebäude treffen, sinkt es allmählig zusammen. Handelt die christliche Kirche ihrem hohen Character gemäß, ist sie ihrem Berufe treu, so kann und darf auf den Ruinen desselben kein Atheismus und kein anderes Christus feindliches System sich erheben, nein, ein schöner Tempel Gottes, in welchem er im Geist und in der Wahrheit angebetet wird, soll erbaut werden und die Millionen Indiens sollen mit uns sich Gottes ihres Heilandes freuen.

Manche sagen, Jahrhunderte werden noch dahinfließen, bis in allen Theilen von Indien das Heidenthum ausgerottet und das Christenthum eingeführt ist. Ich glaube es nicht, und habe keine große Lust, mich an die Reihen derer anzuschließen, die immer nur ihre Zweifel und Bedenklichkeiten auszukramen haben. — Schlag auf Schlag folgt in unsern Tagen ein politisches Ereigniß nach dem andern, das ganze Völker- und Welttheile erschüttert. Und sehen wir nicht, daß auch in der Sache des Reiches Gottes eine wichtige Begebenheit der andern in steigender Schnelligkeit folgt.

Als der Tempelbau in Jerusalem vor sich ging, möchten wohl auch Leute, sich auf dem Bauplatz eingefunden haben, die, als sie den Plan von dem

prachtvollen Gebäude sahen und die Zurüstungen, welche geschahen, den Gedanken äusserten, es seye absolut unmöglich, daß in sechs oder sieben Jahren das Ganze fertig dastehen könne; denn sie sahen weiter nichts, als daß hier der Grund gelegt und an andern Orten der Gipfel des Berges abgetragen wurde; wußten aber nicht, was in den Steinbrüchen von Tyrus und in den Cedern-Wäldern des Libanons vorging. Dort waren tausende von Arbeitern beschäftigt; die das Holz zum Tempel zimmerten und die Marmorblöcke zurichteten, alles wurde fertig gemacht und polirt; — so vollkommen war alles zubereitet, daß es ausdrücklich heißt: „Und da das Haus gesetzt ward, waren die Steine zuvor ganz zugerichtet, daß man keinen Hammer noch Beil, noch irgend ein Eisenzeug im Bauen hörte."

So, meine lieben Leser, sind in unsern Tagen tausende von Händen, Heiden und Christen, Glaubige und Unglaubige damit beschäftigt, die Materialien zu dem geistlichen Baue des großen Tempels Gottes zuzurichten. Die, welche mit dem Baumeister bekannt sind, haben seinen Plan sehen dürfen und freuen sich zum voraus, denn sie wissen, es wird etwas herrliches zu Stande kommen, ob sie gleich mit den einzelnen Theilen und wie sie zusammengefügt werden sollen, nicht bekannt sind, sie wissen, daß die Werkleute, die in seinem Dienste stehen, einander in die Hände arbeiten und die Baumaterialien jeder Art aufs pünklichste für das herrliche Gebäude berechnet sind, und sie haben ein freudiges Vorgefühl, welches

auf Thatsachen begründet ist; daß es bälder vollendet seyn wird, als man erwartet.

Wo, schreibt ein wackerer Mann, in freudiger Ahnung dieser Vollendungs-Periode des Reiches Gottes, — wo ist jetzt die Diana der Epheser, wo sind die Götter von Griechenland mit Jupiter und dem ganzen Pantheon von Rom? Die ersten Christen zeugten gegen sie, und sie verschwanden. Die Zeugen Jesu kamen nach Brittanien und Deutschland, und wo sind jetzt Wodan mit allen den Göttern, die unsere Vorfahren anbeteten? Brüder, die Götzen, welche wir angreifen, sind schon längst verjagt und das Schwert des Geistes, welches wir schwingen, hat sie aus dem Lande getrieben.

Die Götter von Indien sind unter andern Namen dieselben, welche Italien und Griechenland verehrte. Das Schwert des Herrn hat sie vom Westen vertrieben, und soll es im Osten nicht die nemliche Kraft beweisen? Viele derselben sind bereits gefallen: Bell ist gebeuget, der Nebo ist gefallen. Und wenn der christliche Missionär dem volkgedrängten Götzentempel sich nähert und wenn er vor dem stärksten Bollwerk der Abgötterei sich hinstellt, darf er als ein göttlich beglaubigter Zeuge auftreten und sagen, „deine Tage sind gezählet und dein Ende naht heran." Wenn die göttlichen Rathschlüsse auf unerschütterlichen Grundlagen ruhen, wenn das Mittleramt Christi ein ewig gültiges Verdienst und die Lehre von seinem Reiche Wahrheit enthält, so müssen die Verheißungen in Erfüllung gehen. Die Geschichte der Welt bis auf

die letzte Zeitperiode hinaus ist in den Büchern seiner Allwissenheit bereits niedergeschrieben. Jedem Gebiet von Götzenthum und Irrthum, sind dort seine Grenzen ausgemessen, und das Datum ihres Unterganges ist in denselben eingetragen. Auserlesen sind bereits die Chöre der Sänger, die in himmlisch schöner Harmonie den Lobgesang anstimmen werden: Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich und die Macht unseres Gottes, seines Christus geworden.

Während viele meiner Missionsfreunde dieses Büchlein durchlesen, ziehe ich auf dem mittelländischen und rothen Meer wieder auf mein Arbeitsfeld im heißen Indien zurück; — nicht mit bangen Gefühlen, — o nein, ich gehe mit freudigem Herzen, wohin der Herr der Erndte mich ruft. Wohin er uns führt; den Weg den wir gehen, weiß Er, der regieret, der Herr wirds versehen. Ich weiß, es wird noch manche trübe Stunde kommen; Verfolgung wird nicht ausbleiben, die Braminen werden sich bis aufs Blut wehren, ehe die Bollwerke des Fürsten der Finsterniß erstürmt sind und das Christenthum in Indien den Sieg errungen hat. Aber ich hoffe, wir sind im Namen Gottes bereit, als Streiter bis zum Ende treu auszuharren. Mögen die Stürme braußen und die Wellen immerhin hoch gehen, wenn sie nur das Schifflein dem Hafen entgegen treiben. Ich bemerkte auf meiner Seereise, daß die Matrosen bei stürmischem Wetter am heitersten waren, nichts ist ihnen unausstehlicher, als eine todte Windstille, wenn das Schiff unbeweglich auf dem Wasser daliegt.

Darf ich zum Schlusse noch an alle Leser die Bitte vortragen, daß sie mich im Geiste nach Indien begleiten mögen. Wir wissen, was das Gebet des Glaubens in den Tagen des Elias ausgerichtet hat, wir wissen, daß es den Himmel bewegt und Gottes Schatzkammern öffnet. Hier liegt das Geheimniß des Gelingens der Missionssache. Auf goldenen Schalen bringen die Engel dieses heilige Rauchwerk vor den Thron Gottes; alles menschliche Wissen und Thun kommt in Gottes Augen nicht in Vergleich mit diesem köstlichen Opfer. O lieber Leser, es ist etwas Großes um die Gemeinschaft der Heiligen. Wenn Tausende hier beten, werden wir die Kraft und den Segen davon in der Heidenwelt verspüren und wie Moses im Kampf mit Amalek den Sieg erhalten. Darum rufe ich die oft wiederholten Worte auch euch zu: Betet für uns; im Geiste der reinen Bruderliebe bleiben wir dann verbunden. Wenn meine schwache Bemühungen mit Verfassung dieses Büchleins an einigen die bezweckte Absicht erreicht, sie zu thätiger Mithülfe an der Verbreitung des Reiches Gottes aufzumuntern und wenn dadurch Einem und dem Andern ein bleibender Segen für sein Herz zu Theil wird, sey der Name des Herrn dafür gelobt!

Lasset uns aus Liebe und Dankgefühl an dem Baue Zions Theil nehmen, aber besonders darauf bedacht seyn, daß wir selbst als lebendige Steine erbauet werden zu einem geistlichen Hause. Es ist ein ernster Gedanke, daß viele, die

an dem Tempelbau in Jerusalem mit Hand anlegten, nie zur Verehrung Jehovas in seine Vorhöfe eingingen und die Bauleute, welche an Noahs Arche arbeiteten, in der großen Fluth ertranken. Indem wir zur Rettung unserer verlornen Brüder unsere Hände darbieten, laßt uns selber in die Arche des neuen Bundes eingehen und unter Jesu Schutz und Geleit dem Port des Friedens zusteuern. An den Ufern des himmlischen Canaans glücklich gelandet, wenn der letzte Sturm vorüber ist, wird unsere Freude vollkommen seyn. Gott gebe, daß wir vor dem Throne des Erlösers uns wieder finden. Amen.

